

00

to

Abhandlung  
P. 1

Frans. Orig. v. 1653  
1731

8°

Ko

125



Des  
Herrn Baptista Labat  
Dominicanerordens

# Reisen

nach Spanien und Welschland.  
Zweiter Theil,  
welcher die erste Reise nach Italien  
enthält,  
aus dem Französischen übersetzt  
von  
Carl Friederich Erdtsch.



---

Frankfurt und Leipzig,  
bey Adam Jonathan Felckers seel. Erben,  
1759.

Die Geschichte der  
Dänischen Regierung

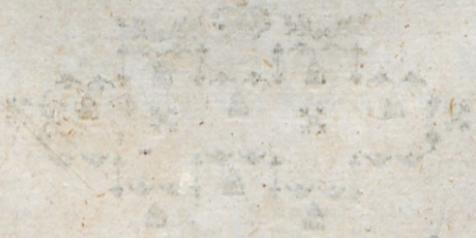
1771

von  
Carl Friedrich

von

Carl Friedrich

von



Verlag von  
H. W. Schmidt





## Vorerinnerung.

**D**ie Leser werden gebeten, den  
langen Verzug der Heraus-  
gabe dieses zweiten Theils  
nicht übel zu nehmen. Noch mehr  
hat man dieselbe um Vergebung zu  
bitten, daß über die beede nunmehr  
gelieferte Theile kein Register erschei-  
net Man hat aus guten Gründen

)( 2

sich

\* \* \*

sich entschlossen, beim Schlusse des ganzen Werkes ein Hauptregister anzuhängen, und es wird dieser Umstand, ob er gleich in der Urschrift nicht gegründet ist, dem Buche zu keinem Nachtheil gereichen. Künftig sollen die folgenden Theile zeitig an das Licht treten. Nürnberg, den 7. Hornung 1759.

Der Uebersetzer.

Inz



# Inhalt

Der Capitel in diesem zweiten Buch.

## I. Capitel.

Des Verfassers Abreise von Rochelle und dessen  
Ankunft zu Rochelle. pag. 1.

## II. Capitel.

Anmerkungen welche der Verfasser zu Rochelle ge-  
macht. Seine Einschiffung und Reise bis nach  
Genua. 25

## III. Capitel.

Kürzliche Beschreibung der Stadt Genua. Des  
Verfassers Ankunft zu Livorno. 56

## IV. Cap-

IV. Capitel.

Beschreibung von Livorno, Pisa und dem Lande  
biß nach Florenz. 114

V. Capitel.

Beschreibung von Florenz und des Verfassers Reise  
se bis nach Bononien. 174

VI. Capitel.

Beschreibung der Stadt Bononien. 222

VII. Capitel.

Des Verfassers Reise nach Ferrara, Beschrei-  
bung dieser Stadt. 323

VIII. Capitel.

Der Verfasser reiset von Bononien ab und langet  
zu Genua an. Begegnisse auf dieser Reise. 345

Des



Des  
Pater Labat,  
Dominicanerordens,  
Reise  
nach Welschland  
Zweiter Theil.

---

Erstes Capitel.

Des Verfassers Abreise von Rochelle, und dessen  
Ankunft zu Marsailles.

**S**ich langte gedächter massen, den 4. Merz  
1706. zu Rochelle an, alwo ich einige  
Angelegenheiten unserer Missionen zu berich-  
tigen, und die nöthigen Wechsel auszuwirken acht  
Tage verblieb, damit ich Geld und Briefe zu mei-  
ner Reise haben möchte.

II. Theil.

A

Den

Den 12. erwehnten Monats reifete ich ab. Ich kam den nemlichen Tag bei guter Zeit nach Rochefort, wo ich alsobald den Herrn Begon, Intendanten des Seewesens und der Generalite des Landes Anis, aufwartete. Diese kluge und gelehrte Magistratsperson kante mich; er war vor meiner Zeit Intendant der Französischen Inseln in America, und wurde aldort dermassen geliebet, daß, da die Nachricht von seinem Tode durch ein Schiff, bei dessen Abgang er wirklich sehr krank gewesen, dahin gekommen, fast in allen Kirchen Selbessen vor ihn gehalten wurden, und eine Privatperson in ihrer Pfarckirche in gleicher Absicht eine Stiftung machte. Herr BEGON erkundigte sich bei mir sehr um die Inseln woraus ich kam, und bot mir seinen Credit und Tisch, Zeit meines Aufenthaltes in Rochefort mit vieler Gewogenheit an. Ich besah seine Büchersammlung, die schon beträchtlich war, und nachmals stark vermehret worden. Unter andern Büchern befanden sich grose geschriebene Follanten darinne, welche eine Beschreibung von den Blumen, Früchten, Bäumen, und merkwürdigsten Pflanzen enthielten, die sehr richtig abgerissen und mit ihren natürlichen Farben geschmücket waren. Er behielt mich beim Abendessen, weil ich ihm sagte, daß ich entschlossen wär, des andern Tages mit dem

dem frühesten abzureisen, indem meine Angelegenheiten erforderten, die Reise nach Italien zu beschleunigen.

Den 13. reiste ich von Rochefort ab. Ich fuhr den Fluß hinunter, dem Herrn du Tertre, dessen Schiff gegen zwei Meilen unter Rochefort war, nochmals meinen Dank abzustatten. Derselbe behielt mich beim Mittagessen, und lies aus Höflichkeit solches eine Stunde eher, als gewöhnlich, auftragen. Gleichwie man aber lange dabei zubrachte, also langte ich erst ein wenig vor Mitternacht zu Royan an. Das übele Wetter nöthigte mich, den folgenden ganzen Tag da zu bleiben. Damit mir die Zeit nicht lange worden, brachte ich einen Theil des Tages zu, die eingefallenen Festungswerke dieser kleinen Stadt zu besichtigen. Ein wackerer Mann, dem ich zu Mittag zu essen gab, und der die Umstände seines Landes wohl kannte, zeigte mir alles merkwürdige. Ehesdem ist dieser Ort sehr feste gewesen, er ist aber bei den Religionskriegen unter Ludewigs XIII. Neglerung gänzlich geschleift worden. Was davon übrig geblieben ist eine bloße Vorstadt, welche denoch besetzt war, wie aus den Trümmern von Bastionen, die man noch daselbst siehet, und aus den Stücken anderer Werke zu ersehen ist. Es befindet sich nur eine Pfarrkirche, ein Recolletens

A 2

Kloster,

Kloster, wo ich Messe las, und ein kleiner Spital aldort. Dieser Ort lieget am Rand des Flusses ziemlich hoch, welcher so breit ist, daß er wie das Meer selbst aussiehet. Er hat eine Bucht, die den Barken statt eines Hafens ist. Dieses Land ist voll Sardellen, deren man zu jeder Zeit findet; inzwischen giebt es Jahreszeiten, wo sie zahlreicher und fetter sind.

Ich wurde genöthiget, eine Barkette zu nehmen, mich mit meinem Bedienten und Geräthe nach Bordeaux zu bringen, welche mich zwölf Livres kostete. Als ich da einstieg, fand ich einen Holländischen Hauptmann, der sich vor einen Schweden ausgab, und noch über den Preis bezahlet haben wolte, indem er seinem Vorgeben nach, meinem Schiffer ein Trinkgeld gegeben. Ich bat ihn, auszustiegen, weil das ganze Schiff zu meinem Dienste war; man wechselte Worte, und vertrug sich endlich. Er gab mir vier Livres, und wie er mir ein artiger Mann zu sein schien, und viele Fragen, die ich an ihn that, in ziemlich verständlichem Französischen beantwortete, also theilte ich die bei mir gehabte Lebensmittel mit ihm, und sein Unterhalt kostete ihm nichts.

Wir langten zu Bordeaux, oder Bourdeaux, (denn man hat noch nicht einig werden können, welcher Name der beste ist) den 17. Merz, gegen 7. Uhr

Uhr des Morgens an. Ich lies meine Sachen in das Kloster meines Ordens bringen, und wartete dem P. Prior auf, der mich wohl empfing, und mir einen Religiosen gab, der mich an die Orte, wo ich zu thun hatte, begleiten sollte. Wir giengen um 9. Uhr Morgens aus, und kamen erst gegen 6. Uhr Abends ins Kloster zurück. Ich sah im Herumlaufen, und bei Besorgung meiner Geschäfte, die Schloffer Trompette und du Ha, welches letztere am andern Ende gegen den Hafen lieget. Wir asen Mittags bei einem reichen Negocianten, der mein sehr guter Freund, und mit mir in America bekant war. Hierauf stiegen wir auf den Kirchturm bei St. Michael, wovon man die ganze Stadt siehet; denn da ich nicht Zeit hatte, dieselbe stükweise zu besehen, so war es mir lieb, solches in einem Augenblicke thun zu können. Dieselbe schien mir sehr gros, und voll ziemlich schöner Gebäude zu sein; die meisten Gassen sind eng. Der Hafen wird von dem Garonnefluß, der alhier sehr breit ist, gemachet, und lieget oft voller Schiffe, welches was ausserordentliches und in keinem andern Lande zu finden ist. Im Vorbeigehen sah ich die Cathedralkirche, und den Erzbischoflichen Pallast, die sehr schöne Strasse Chapeau Rouge, und die Wohnung des Gouverneurs, vom Schloß Trompette, worauf ein prächtiges Cabinet ist, so auf

den Fluß gehet und die schönste und angenehmste Aussicht hat, die man sich vorstellen kan.

Donnerstags den 18. brachte ich den Morgen mit Schreiben und Besichtigung unsers Klosters zu. Vordem lag dasselbe in der Gegend des Schlosses Trompette, da es aber den Werken, welche Ludwig XIV. durch den nachmaligen Marschall von Frankreich, Herrn von Vauban, anlegen lies, hinderlich war, so lies man solches niederreißen, und die Stadt wurde angehalten, uns einen Platz zu geben, ein Gebäude machen zu lassen, und vor den Verlust schadlos zu stellen, welchen wir an den Einkünften unserer Häuser litten, die man abtragen mußte. Das Convent, so man an des eingerissenen Stelle erbauet hat, ist ohnstreitig das prächtigste Gebäude unsers Ordens in Frankreich. Es bestehet aus zwei grossen Clausen, welche durch eine mit einem eisernen Gitter verschlossene Galerie zusam stosen. Ein Prior, der die Sache wenig verstund, hat vor dieses Gitter eine Mauer machen lassen, und das Licht, so man durch selbiges hatte, verbauet; vielleicht wird ein anderer, der mehr Einsicht besizet, den Schaden ersetzen. Die Zimmer der Religiösen sind gros, und sehr helle; das Capitel, der Bücherkal, der Speisekal, die Vorschammern und Dienststuben (Offices) die Krankenstube, und andere Orte des Klosters, wenigstens

stens die so ausgebaut waren, sind gut gerathen, wohl gemacht, und sehr nette. Die Kirche war noch nicht ganz inwendig fertig, man nahm sich dabei gute Weile, und überellte sich nicht, worüber die Stadt klagte. Es hatte aber ieder Theil seine Ursachen. Unsere Väter ellten darum mit ihrem Bauen nicht, weil die Stadt ihnen alljährlich und so lange, bis sie fertig wurden, eine namhafte Summe Geldes geben musste. Und wie sie nach solchem Termin wegen ihrer abgetragenen Häuser schwehrlich würden entschädiget worden sein, also verwendeten sie alle Jahre dasjenige, was nicht auf den Kirchen- und Klosterbau gleng, zu Erkaufung eigener Stücke, und entglengen solchergestalt einem Prozesse, den sie, im Fall die Stadt keine weitere Baukosten gezahlet hätte, vor ihre übrige Entschädigung hätten anstellen müssen. Das war verschlagen; sie sind auch Gasconier, und verstehen ihr Interesse wohl. Sie ertrugen das Murren der Stadt und Burgerschaft, wie es guten Religiösen geziemet, gedultig, und blieben bei ihrer Weise. Pariser, die nicht so fein, und ungeschreit hzig sind, eine ausgebaute Kirche und Kloster zu haben, hätten den Bau mit allen Kräften getrieben, und hätten alsdann kein Brod mehr gehabt, weil es nicht an Gründen gefehlet haben würde, ihnen eine anderweite Entschädigung zu entziehen.

Die Kirche ist im ganzen Durchschnitte gewölbet. Inwendig ist eine Portkirche über der Pforte rükwärts gewölbet, so ein kühnes, und wohl ausgeführtes Werk ist. Das Portal ist mit zwei Ordnungen geziert, wovon nur die untere mit Zierraten allzusehr beschwehret, und die obere zu naßigt scheinet. Ich sagte meine Meinung hierüber einem Kellglosen vom Kloster, der das ganze Gebäude in der Aufsicht gehabt, und hiesel sowohl, als an vielen andern Sachen seine Geschicklichkeit gezeigt hat.

Nachmittags wurde ich mit meinen Geschäften und Besuchen fertig. Was ich bei meinem kurzen Aufenthalt von dieser Stadt sagen kan, ist dieses, daß sie sehr reich ist, und eine erstaunliche Handlung treibet. Man versicherte mich, daß zu Friedenszeiten gemeiniglich bis zu 1200. Schiffe von allerlei Nationen auf dem Flusse gesehen werden. Ihre Lage ist vor die Handlung eine der vortheilhaftesten. Ihre Gegenden sind verschiedene Meilen rund herum sehr fruchtbar und vollkommen wohl angebauet, und die Garonne, nebst andern Flüssen dafelbst, bringen ihr leichtlich alle Kaufmansgüter von Languedoc und den benachbarten Provinzen zu. Die Einwohner lieben die Pracht, nehmen ihre Freunde und die Fremden gerne auf; auch sind sie in der Handlung ehrlich, und wissen

sen sich ihrer Vorkhelle, ob man gleich nicht nöthig hat, sie solche zu lehren, auf eine gute und freimüthige Art zu bedienen. Sie lieben das Wohlleben. Das Land hilft dazu, und ich glaube nicht daß eines in der Welt ist, wo man dasienige überflüssiger und lechter findet, was zu einem guten Fische gehöret. Der Ausgang in dieser Stadt ist gros, beiderlei Geschlechter sparen nichts, sich sehen zu lassen. Man bemerket allda in allen Sachen, guten Geschmak, Arrigkeit und Geschik. Mein Bedienter verlies mich zu Bourdeaux, daher ich Freitags den 19. Merz bei anbrechendem Tag allein abreisete. Ich hatte meine Sachen durch Maulthiere nach Toulouse geschicket, welche den 17. Nachmittags abgegangen waren. Ich setzte mich auf ein Schif von Langon, und mein ganzes Geräthe bestund in einem Nachtsak und Mantel, wir stiegen in einem Dorfe, so fast Langon gegen über lag, aus. Zu allem Glück fand ich einen Wirth, welcher Pferde vermierhete, und mich, da er vernommen, daß ich aus Matinalque käme, um einen seiner Verwandte befragte, den ich sehr wohl kante. Derselbe gab mir um einen sehr billigen Preß zwei Pferde bis nach Toulouse, nebst einem Kerl, der solche zurück bringen sollte. Ich gedachte des andern Tages bei guter Zeit nach Agen zu kommen, wohin nur 14. Meilen sind, aber ich wußte nicht,

daß die Meilen in diesem Lande zwei bis dreimal so stark als die Französischen sind, daher ich, als uns am 20. die Nacht über eine Meile von erwehnter Stadt überfiel, genöthiget wurde, in einem Weiler von 7. bis 8. Häusern stille zu liegen, wo in zwischen ein sehr gutes Wirths-Haus war, dessen Besitzer mich während meines Abendessens von einer Diebsbande unterhielt, welche im Lande herum gestrichen, und erst vor zwei Tagen ohnweit seines Hauses einen Mord begangen hatte. Ich antwortete ihm frostig, daß die Räuber nur solche Leute angriffen, bei denen sie Geld zu finden glaubten, und daß ich aus dem Grunde nichts zu besorgen hätte. Wie? sagte er, haben sie kein Geld, da sie vermuthlich in einer wichtigen Angelegenheit nach Toulouse gehen, und aus einem so reichen Lande kommen? Ich habe, war meine Gegenrede, gerad so viel, als nach Toulouse zu kommen nöthig ist, und nicht mehr. Bei meiner Ankunft zu Toulouse werde ich aber im Kloster so viel kriegen, als mir nöthig sein wird. Dem ohngeachtet ließ ich mir das Essen wohl schmecken, legte mich zu Bette und schlief als ein Mensch der die Diebe nicht fürchtet. Den folgenden Tag gieng ich mit frühesten Morgen ab, und um 8. Uhr war ich zu Agen. Ich begab mich in das Kloster unsers Ordens, meinen Freund, einen Religiosen, mit dem ich zu thun hatte,

zu

zu besuchen. Derselbe war nicht zu gegen, daher ich ihn in einem Nonnenkloster auffuchte, also er Messe gelesen. Endlich fand ich denselben auf den Spazierplaze, der am Rande des Flusses ist, und mir sehr angenehm zu sein schien. Das ist nun alles was ich von dieser Stadt sagen kan. Ich kam durch selbige ohne eher als vor dem Thore unsers Klosters einen Fus ans Land zu setzen. Ich setzte meine Reise mit Verdruß fort, weil mich die Länge der Meilen sehr ärgerte. Wie unsinnig ist es, so lange Meilen zu machen? Geschiehet es darum weil der Erdboden nichts tauget, und mithin wohlfeil ist? Endlich langte ich um 3. Uhr Nachmittags am Sonntag den 21. Merz zu Toulouse an, nachdem ich in einem Dorfe die Messe gehöret, welches so voll Einwohner mit hölzernen Schuhen steket, daß ich niemals ein solches Gepolster gehöret, als diese Bauern beim Wegehen aus der Kirche machten.

Ich kam durch einen Theil der Stadt, ohne sie zu sehen, weil ein ungemein starker Regen fiel, und mich nöthigte, mich in meinen Mantel zu verhüllen, zum größten Unglück verlor sich mein Postknecht, und führte mich in zwei bis drei Klöster, ehe er das so meinen Orden gehöret, fand, und endlich kamen wir ganz naß und ermüdet dahin. Ich legte mich nieder, meine Glieder trofnen zu lassen, und zum

Stufe

Glücke langten meine Waren zugleich mit mir an. Ich hielte aber nicht vor dienlich, solche zu eröffnen, weil ich mich in dieser Stadt nicht aufhalten wolte. Den ganzen folgenden Tag blieb ich im Kloster, es regnete gewaltig, und ich konte nicht ausgehen. Ich hatte übrig Zeit, das Kloster zu sehen, und mit unsern Vätern eine Sache, die sie mit unsrerer Mission hatten, und das Interesse angleng ins reine zu belingen, und welche sie sehr beunruhiget haben würde, wann ich sie hätte so genau nehmen wollen. Inzwischen berichtigte ich solche auf eine Art, die in ihren Herz die größten Empfindungen des Dankes hätte erregen sollen.

Das Kloster, so unser Orden in Toulouse besizet, ist das erste, welches unser Stifter in Frankreich gebauet hat. Nun ist zwar dasjenige so wir heutiges Tages besizzen, nicht vom H. DOMINICO erbauet worden, man hat es uns aber vor die Kirche und das Haus St. Romanus gegeben, welche lezo den Vätern der Christlichen Lehre zustehen. Man kan sagen, daß dieses die Wiege unsers Ordens gewesen.

Unser dormaliges Kloster ist gros und geraumig, aber sehr übel angeleget, traurig, finster, und hat weder Schönheit noch Gemächlichkeit. Die Kirche ist sehr gros, und fällt denen in die Augen, welche das Geschick haben, den Weg hinein zu finden

den. Sie bestehet aus einem großen erhöhten Schiffe, so gewölbet und in der ganzen Länge von einer Reihe hoher und starker runden Pfeiler, welche das Gewölbe tragen, und dasselbe beifam erhalten, getheilet ist. Man wolte mir dieses Versehen des Baumeisters als ein Meisterstück und als einen so kühnen Einfall vorstellen, dergleichen ich an keinem Orte in der Welt finden würde. Ich glaubte, daß ich nicht schuldig wäre, gegen diesen Baumeister so viel Gefälligkeit zu haben, als vor unsere Väter, und sagte ihnen trocken heraus, daß derjenige, so ihren Bau geführet, ein Ignorant sei.

Das schönste daran ist das Mausuleum des H. Thomas von Aquino, welches den Hauptaltar vorstellet, vier Eken hat, und vier Altäre ausmachet. Darane ist eine kleine Treppe worauf man zu der Altan gehet, in welcher die prächtige Truhe ist, worinnen der Leichnam dieses großen Lehrers lieget. Dieses Stück der Baukunst ist von Languedocischen Marmor, und vortrefflich gearbeitet. Es ist nur ein wenig zu sehr ausgezieret, aber die Einfalt ist auch nur der Geschmak der wenigen geschickten Leute, es sind alle mal viele Kellglosen in diesem Kloster, welche sich immer durch ihre Wissenschaften und Frömißkeit hervorgethan haben. Man zeigte mir in der Sacristei das Haupt des H. Thomas welches man in einer silbernen Caspelt

pfel verwahret. Man machet das obere Theil auf, die Hirnschale offen zu zeigen, welche ich zu meinem Troste zu küssen die Ehre hatte, wobey ich bemerkte, daß dieses Haupt eines der größten ist. Auch sahe ich am nemlichen Orte Zierraten von Gold und Seide gewirket von grosser Pracht und sowohl was die Anlage, als die Arbeit betrifft von ausgesuchten Geschmak. Ich glaube, man könne es hierinnen nicht weiter treiben. Ich wolte den Meister sehen und erstaunte, daß dieser, einer von unsern Laten Brüdern war, der in einem hohen Alter noch mit wunderbarer Sorgfalt und Bemühung arbeitete.

Ich gab unsern Vätern zu erkennen, daß es mir leid wäre, ich wegen meiner Angelegenheiten, vermüßiget zu sehen, Toulouse zu verlassen, ohne das Todenhauß (Charnier) der Franciscaner, wo sich der Sage nach die Leichname so wohl bewahren, daß sie noch kenntbar wären, besichtigt zu haben. Wann nur das ist, sagte mir der Prior, so werden sie ohne sich beregnet zu lassen hier so viel als bei den Franciscanern sehen; worauf er also bald nach dem Küster schickte, der uns in eine Art eines Kellers, d. i. in eine Cammer so zur Helfste unter der Erde war, und ein grosses gläsernes Fenster hatte, führte, um welche eine gute Zahl von unsern Religiösen aufrecht, neben einander gestellet

gestellet, trocken, leichte und so wenig verunstaltet waren, daß sie diejenige, so sie in Leben gesehen, noch kanten, und mir ihre Namen sagten. Ich faßte einige davon an, und unter andern den Leichnam eines jungen Kelglosen, der in einem Alter von 18. Jahren verstorben. Die Jugend war noch in seinen Gesichtszügen abgebildet, und die Farbe ausgenommen, fehlte ihm nichts, vor einen Lebendigen angesehen zu werden. Nichts ist leichter als diese Körper. Der Küster sagte uns, daß selbige nach der Witterung aufrecht oder gebogen wären, daß die Feuchtigkeit die ausgespannte Haut zurückzog und beugte, die Dürre aber wieder gerade machte. derselbe berichtete uns auch, daß nach den Todensregistern Leichname darunter wären, welche sich länger als hundert Jahre da befunden, ihre Haut wäre brauner, als derjenigen ihre, welche später dahin gekommen, aber sie sei eben so feste und ausgespannt, und wenn man darauf schläge, schallen sie wie Trommeln. Diese Leichname sind wegen der steinernen Gräber auf diese Art unverweslich, in welche man sie nach ihren Tode leget, und worinnen sich das Fleisch und die Eingeweide nach und nach verzehren und abtrocknen, ohne die Haut zu verderben, welches ohnfehlbar geschehen würde, wofern sie verfaulten. Solcher Gräber sind vier und zwanzig, und machen das Pflaster einer Kapelle

aus

aus, welche im Kloster antwortete. Man nennt sie die Brüder-Kapelle, weil sie nach ihren Tode darcin kommen. Wann die Gräber voll sind so öfnet man das älteste, ziehet den Körper heraus, sezet ihn in die Luft, und hernach zu den andern ins Todenhauß. Mitsen in dieser Cammer ist ein Kasten von Holz mit zwei Schloßern zugethan, worinnen der Leib einer von den büßenden unsers Vatters, des H. Dominici, ruhet, welche in dem Rufe der Heiligkeit verstorben.

Dienstage den 23. Merz gleng ich von Toulouse ab, um auf dem Canal nach Bezlers zu reisen. Nichts kan bequemer, als dieses sein. Ich will mich nicht aufhalten, dieses herrliche Werk zu beschreiben; es haben solches Leute genug vor mich gethan. Es ist sicher das bequemste und geschickteste Werk auf Erden. Die Canäle, welche die Niederlande und Holland durchschneiden, kommen diesem nicht bel. Bei ihnen kam es nur darauf an, in einem niedern und ebenen Boden Gruben zu graben, worin sich das Wasser ganz ordentlich und ohne Mühe begiebt. Hier aber mußte man Schiffe über Berge führen, und solche so leichtlich herab als hinauf bringen; unten mußte man Schiffe und Wasser vor dieselbe haben, auch solche über Flüsse bringen, welche, wenn sie hineindrungen, selbige mit ihrem Sande verderben würden; ingleichen hatte

hatte man durch einey ansehnlichen Berg zugehen, welcher also durchgraben worden, daß der Canal in der Mitte ist, und zu jeder Seite einen Fuß weg vor die Pferde und Fußgänger läßt; mit einem Worte, man müste die Natur durch die Stärke der Kunst überwinden.

Am Rande dieses Canals findet man wohl gebaute Wirthshäuser, welche an den Orten wo man speisen, oder schlaffen soll, wohl versehen sind, nebst Kapellen, worinnen immer ein Priester in Bereitschaft ist, eine Messe zu lesen, wenn man bei Ankunft des Schiffes verbunden ist, solche zu hören: Gemeinlich hat man auf diesen Schiffen ganz gute Gesellschaft. Es fehlet auch nicht an Spizbuben, und wenn man sich nicht in Acht nimmet so komt man selten ohngezwakt weg.

Eine Frau vom Stande, welche in einem dieser Schiffe war, machte sich an eine sehr hübsch gekleidete Frauensperson, welche einer ehrlichen Bürgersfrau gleichsah, und einen kleinen Korb, der mit einem sehr weißen Salvete bedeket war, bey sich hatte. Diese welche noch neugieriger als die Thiere ihrer Art, war, unterlies nicht sich um tener ihre Kesse, und hernach um das was sie in ihrem kleinen Korbe hatte, zu erkundigen. Diese Frau antwortete so gut sie konnte auf die Fragen der Dame, aber sie lehnte es immer geschickt ab, ihren Korb

II. Theil. B auf

aufzudeken. Solches Weigern vermehrte die Neugierde der Dame, und sie drang dermassen in die Welbsperson, daß sie genöthiget wurde, ihr den Korb beim Mittagessen zu zeigen. Endlich kam es dazu; die Welbsperson wolte ausreissen, weil sie an dem Orte den Canal und das Schif verlies; aber vergebens. Die Dame erinnerte sie, ihr Wort zu halten, und machte selbst den Korb auf. Wie erstaunte sie aber, als sie solche voll Strike vor einige Diebe sah, die der Mann, erwehnter Frauen, in einer benachbarten Stadt damit henken sollte?

Sonnabends den 27. langte ich um Mittag zu Beziers an. Wir haben ein Kloster daselbst in welchem ich ziemlich höflich empfangen, und in ein Zimmer quartiret worden, dessen Aussicht man nicht mit Geld bezahlen konte. Ich hatte einige Angelegenheiten, die mich drei Tage in dieser Stadt aufhielten. Ob solche gleich gros und ziemlich bewahrt ist, so hatte ich dennoch übrig Zeit, sie zu besuchen. Sie lieget auf einer Höhe, an deren Fuß der Fluß Orbe vorbeiflieset, der mir nicht sehr wichtig vorkam. Die Hauptkirche ist alt und sehr gros, aber bei weitem nicht so schön als der Pallast des Bischofs, der über die Ebene, über den Canal, und bis ins Mer eine Aussicht hat.

Ich besuchte die Mutter eines von unsern Missionarien, den ich in Martinique verlassen. Ich hatte

hatte den Auftrag, ihn mit dieser guten Frau aus-  
zuföhnen, welche sehr böse war, daß ihr Sohn sich  
zu einer Mission gebrauchen lassen, und nicht zu  
ihrem Troste in ihrem Alter zu Hause geblieben.  
Sie sagte mir alle ihre Beschwerden mit so vieler  
Lebhaftigkeit, und mit einem so außerordentlichen  
Schwarm von Worten, daß ich niemals dergleichen  
Geschwäze gehört habe. Es war ein Unglück daß ich  
nichts davon verstund, denn sie redete eine mir unbekante  
Sprache, und so geschwinde, daß man zwischen dem  
Ende und dem Anfang einer Periode nicht eine Na-  
gelspizze hätte legen können. Ich wartete bis sie mü-  
de worden, und aufgehört hatte zu reden. Dieses  
geschah nach einem Discurs der fast so lange, als eine  
Passionspredigt war. Alsdann bat ich sie, mir durch  
ihre gegenwärtige Tochter dasienige erklären zu las-  
sen, was sie mir gesaget hatte. Wie? sprach sie,  
sie verstehen unsere Sprache nicht? Nein meine  
Frau, versetzte ich. Was zum Teufel verstehen sie  
denn? erwiederte sie zornig. Inzwischen mußte  
doch die Tochter reden. Dieselbe machte einen Aus-  
zug von dem langen Discurs ihrer Mutter, worauf  
ich bestermassen antwortete, und dieser guten Mut-  
ter einen Brief von ihrem Sohn gab. Sie weinte  
bei dessen Empfang, hernach unterm Lesen sieng sie  
an zu lachen. Nach und nach brachte ich sie zu  
recht, und wir wurden die besten Freunde von

der Welt, nachdem ich ihr zuvor versprochen hatte, daß ich ihrem Sohne schreiben, und derselbe sicherlich Angesichts meines Briefs abreisen, und nach Frankreich zurück kommen würde.

Die Stadt Beziers war ehemals sehr feste und man sagt, es könne eine gute Festung daraus gemacht werden. Es war eine Citadelle da, welche dormalen eingegangen ist. Die Esplanade ist der gewöhnliche Spaziergang der ganzen Stadt. Abends kommt man daselbst in der Kühle zusammen, und höret auf allen Seiten singen, denn die Einwohner von Beziers haben mehrentheils eine gute Stimme, und beeifern sich wohl zu singen, gleichwie die von Carcassons sich bestreben, schön zu tanzen. Der Weg, so von Flusse in die Stadt gehet, ist sehr hart, ich nahm solchen, und wurde abgemattet, ob er gleich nicht sehr lang ist. Es ist noch eine andere längere aber viel bequemere Straße. Die Stadt hat reine Luft, welche denen, so allda zur Welt kommen, Geist und Leben mitzutheilen scheint. Sie lieben sämlich das Vergnügen und Wohlleben, und ihr Ort ist so gemacht, daß sie mit wenig Kosten ihren Zweck erreichen können. Hier ist der schönste Markt in ganz Languedoc, welcher alle Tage, und verschiedene mal des Tages gehalten wird. Die Gegenden der Stadt sind reizend und vollkommen wohl gebauet. Das Frauenzimmer

immer daselbst ist sehr aufgeräumt und frei. Wenn man es nur vom äusserlichen kennet, so urtheilet man nicht zum besten davon; im Innern ist es ganz anders beschaffen, als es von aussen schelnet. Man behauptet, die Fruchtbarkeit des Bodens sey Ursache daß man sie nur Bisterra d. i. das zweiträgtige Land genennet, und ein Alter hat gesagt, daß Gott wenn er auf Erden wohnen wollte, zu Beziers seine Wohnung aufschlagen würde.

Die Kirche unsers Klosters ist ganz schön. Sie hatte einige mit Marmor eingelegte Kappellen nebst Zierraten von vergoldeten Metalle. Das Kloster ist klein und niedlich, es hat uns gelehrte Leute und gute Prediger gezogen.

Den 30. Merz gieng ich von Beziers weg, und kam des nemlichen Tages nach Agde, welches eine kleine Stadt und ein reiches Bisthum ist, dessen Prälat ohne eines Fernglases benöthiget zu sein, seine ganze Dioces am Fenster sehen kan. Der oberwehnte Canal gehet eine kleine Strecke von der Stadt vorbei. Zwischen beiden ist ein kleiner Fluß, Namens Beraut, der sich ins Mer begiebet, und einen kleinen aber ziemlich bequemen Hafen vor den Kornhandel und vor andere Waren machet, welche die Provence aus Languedoc bekommt. Ich fand eine Tartanne mit Korn, die nach Marseille glenge, und gab dem Patron und Schreiber zu Mit-

tag zu essen, welche kleine Höflichkeit den rauhen und wunderlichen Sinn dieser Art Leute zahm mache. Sie gaben mir eine kleine Matrage, die sie Strapontin nennen, und über das Korn in ihrem Schiff legten, machten auch über dem Schiffsloche, wo ich schlafen sollte, ein kleines Zelt. Wir reisten den 31. März um 3. Uhr Nachmittags ab. Am Morgen hatte ich in einem Capuciner-Kloster, so eine kleine halbe Meile von der Stadt lieget, Messe gelesen, die Kirche ist unserer L. J. H. Maria (vondem Munde des Stromes) gewidmet. Die Kapelle der S. Jungfrau ist von der Kirche abgesondert. Es sind bei dem Kloster ziemlich gute Wirthshäuser, wo die Leute wohnen, welche dahin kommen, ihre Neuwain's (Andachten von 9. Tagen) zu halten. Diese gehören zu den großen Andachten des Landes. Es sind fünfzehn zehen Oratoria, oder kleine Kapellen von der Stadtpforte bis zu solchem Kloster, in welchen man in großen Figuren die Geheimnisse des Lebens und Leidens unsers Heilandes lebhaft vorgestelllet. Die frommen Seelen thun diese Wallfarth barfus, und halten sich in allen Kapellen des Betens wegen, auf.

Den 1. April kamen wir Morgens um 9. in dem Hafen zu Ertre an, dieser kleine Hafen ist ein Werk der Kunst, und war in diesem Lande sehr nöthig, worinnen die kleinen Schiff felnen Ort finden, sich vor den Stürmen zu decken, die in diesem Landesstrich und auf der ganzen

ganzen Küste von Languedoc sehr gewöhnlich sind. Es können nur Galeren und Barken hinein kommen. Derselbe kostet viel, weil das Meer immerzu Sand dahin führet, welcher denselben bald würde ausgefüllet haben, wosern man nicht beständig arbeitete, solchen zu reinigen. Es sind einige Festungswerke und eine kleine Besatzung da.

Der Officier so daselbst zu befehlen hatte, lies mich holen, um Neugierden zu vernehmen, ich sagte ihm aber wenig, weil er mich auf eine Art besfragte, die mir mißfiel. Die Stadt oder das Dorf bestand aus vierzig oder funfzig Häusern, mit einer ganz neuen Kirche auf einer Anhöhe. Alda hatte ich meinen Schiffspatron und seinen Schreiber zu Gäste. Man zehret daselbst sehr wohlfeil. Wir reiseten um vier Uhr Abends ab, und langten um ein Uhr Nachmittags am Charfreitage den 2. April 1706. zu Marseille an.

Ich habe niemals so viel Umstände beim Anlanden gesehen, als man da machte. Nachdem wir mit dem Gesundheits Amt fertig worden, mußte man mit dem Officier, der die Wache hat, sprechen. Dieser schickte mich mit zwei Soldaten zum Commandanten der vornemsten Galere. Wir trafen ihn in einer Cafeschenke bei einer Pfelfe Tabac an, wo er hundert unnütze Fragen an mich that. Endlich wurde ich des Dings überdrüssig, und fragte ihn

ob er zu Mittag geessen habe. Als er ja sagte ver-  
 setzte ich, ich aber mein Herr bin noch nüchtern, und  
 gehe nun ins Kloster, wollen sie Neuigkeiten hören  
 so bemühen sie sich in zwei Stunden dahin, ich wer-  
 de ihnen solche erzehlen. Er sagte mir, daß ich vor  
 allen Dingen dem Herrn Gouverneur aufwarten  
 müste, und gab mir einen Sergeanten, mich dahin  
 zu begleiten. Zu des Sergeanten Unglück nahm er  
 den Weg längst der Gasse, und kam vorm Rathau-  
 se vorbei, wo sich immer recht viele Leute aufhalten.  
 Ich fand allda einige von meiner Bekantschaft, die  
 mich aufhielten, und mir einen andern Weg ins  
 Kloster wiesen, wo inzwischen der Sergeant seines  
 Weges gieng, oder mich aufsuchte. Ich war kaum  
 eine Stunde im Kloster, als mir gemeldet wurde,  
 daß meine Sachen ankamen. Der Schreiber von  
 der Zartanne, begleitete dieselben. Ich dachte er wolte  
 die Fracht abholen, und gleichwie ich mit ihm und  
 dem Patron sehr vergügt war, also eröfnete ich ihm  
 meinen Beutel, und drang in ihn so viel daraus  
 zu nehmen als er gut befinden würde. Er wolte weder  
 etwas heraus langen noch annehmen, und sagte, ich  
 wäre ohnehin auf der Reise alzufreigebig gegen sie  
 gewesen. Ich zahlte die Botsknechte reichlich, die  
 meine Waren gebracht hatten, und bat tenen nebst  
 dem Patron auf folgenden Montag zum Mittrags-  
 Essen.

## Zweites Capitel.

Anmerkungen, welche der Verfasser zu Marseille gemacht hat.

Seine Einschiffung und Reise bis nach Genua.

**I**ch verblieb vom 2. April bis zum 14. zu Marseille, sowohl wegen meiner Privatangelegenheiten, als die Einschiffung zu erwarten. Diese Zeit war zu kurz eine so große Stadt zusehen, aber ich bin öfters daselbst gewesen, und lange genug da geblieben, solche Anmerkungen zu machen, welche vielleicht die Aufmerksamkeit des Lesers verdienen.

Man kan nicht leugnen, daß Marseille eine sehr alte Stadt sei. Sie ist ohngefehr 150. Jahre nach der Stadt Rom von den Griechen erbauet, und nachmals eine von den Bundesgenossen und getreuesten Freunde der Römischen Republic geworden. Ob man schon uralte Denkmale dort siehet, so wolte ich noch nicht versichern, daß sie so alt sind, als uns die Marsellier bereden wollen. Die Cathedralkirche die sie la Majoure heissen, ist ohnstreitig sehr alt, und mag ein Göztempel gewesen sein, man hat aber keine Spuren, daraus man die Zeit und Veranlassung zu diesem Gebäude darthun könnten. Sie lieget an dem abhängigen Theile der Anhöhe, worauf die alte Stadt gebauet

worden. Diese Kirche ist nicht schön, und so gar heutiges Tages wenig ausgezieret. Man hat sich zu verwundern, daß eine so reiche Stadt, noch nicht Sorge getragen habe, diesen alten Stein- Klumpen einzureisen, und an seine Stelle eine Kirche zu setzen, die des Gottes, den man da verehret, würdiger, und der übrigen Stadt gemäßer wär, deren neue Gebäude, und viele von den alten, sehr schön sind. Wosern dieses Werk durch etwas anders als seine hässliche Bauart und die Barbarei des Jahrhunderts, darinne dasselbe gemachet worden, beträchtlich wär, so wolte ich ihnen ihre Sorgfalt, solches zu erhalten, verzeihen; Da aber niemand ihrer Stadt das Alterthum, die Colonien, welche sie verschicket, ihre Bündnisse mit den mächtigsten Fürsten auf Erden, ihre vollkommene Erfahrungheit in der Schifffarth, ihre Handlung, so sie in die ganze Welt ausgebreitet, selbst ihre Wissenschaften, und die Geschliffenheit, welche sie durch ganz Gallien so verschwenderisch ausgetheillet, streitig machet, so mag man ihr immer vorrücken, daß sie ietzt einen Mangel daran habe. Sind alle diese berühmte Denkmale nicht ehrwürdiger, als Steinhaußen, deren Alter, Absicht und Stifter sehr zweideutig sind?

Im übrigen wenn ich sage, daß die Marsellier mit ihrer Geschliffenheit so gar verschwenderisch

umgegangen, daß Ihnen dormalen wenig davon übrig geblieben, so mus man meine Worte nicht so genau nach dem Buchstaben nehmen. Erstlich, weil ich nur dasienige erzehle, was zwar viele Leute sagen, die aber nicht recht berichtet sein können; Zweitens, weil ihre Reise zur See und der beständige Handel, den sie nach der Levante treiben, wo die unserer Lebensart gerade entgegen gesetzten Sitten der Einwohner ihnen vieles von der Lebensart der Assaten und Africaner mitgetheilet, welche in jenem Lande sehr artig, hier aber unsehn ist.

Das alte Marseille hat nichts, oder gar wenig, schönes. Die Gassen sind enge, sehr ungleich, übel gepflastert und recht unsauber. Man lauset Gefahr mit Unflath bedeket zu werden, wenn man daselbst bei frühem Morgen, oder zu Anfang der Nacht, geht. Fast kein einziges Haus ist mit heimlichen Gemächern versehen, und man wirft alles ohne andere Ceremonie, als daß man passerez, d. i. Kopf weg, rufet zu dem Fenster herab, und ehe man zehn Schritte thut, wird man mit Unflath begossen.

Es ist keine Kirche zu Marseille, die man schön nennen könnte. Man findet welche, die gross sind, und sehr besucht werden, denn die Marseiller sind andächtig, welches man aus ihrem fleißigen Kirchengehen, und aus den Bemühungen der Brüder

berschaften siehet, in welche sie fast alle eingeschrieben sind. Die Kirche unsers Klosters ist eine der größten, und beliebtesten in der Stadt. Unter andern Kapellen ist eine beim Eingang zur linken Hand darinnen, in deren Grund man eine kleine Hinterkapelle, welche ziemlich nieder und gewölbet ist, angeleget hat. Die Mitte des Fußbodens bestehet aus einem großen Grab von Stein, welches mit einem starken eisernen Kiegel, und einem guten Vorlegschloß vermachtet ist, worinne der Leichnam einer Privatperson, der den Platz zu dieser Kapelle erkaufet, und solche Grotte gebauet, auch dazu einige Messen und Gebeter gestiftet hat, mit der ausdrücklichen Bedingnis, daß niemand, wer der auch sei, besonders aber seine Frau, ausser ihm, daselbst beerdiget werden solle. Aus dieser Probe kan man schliesen, welchen Grad die eheliche Liebe bei ihrer glückseligen Haushaltung erreicht habe.

Unser Kloster ist reich, aber es fehlet ihm viel schön zu sein. Es befindet sich zwar zwischen vier Gassen welche es sehr einschrenken, und verstecken, aber es ist auch gewis, daß seine nach einander ohne Ordnung und Riß gemachte Gebäude, gar übel volkführet worden. Die Sacristei und der Speisesaal verdienen allein gesehen zu werden. Ich fand in diesem Kloster viele Religiosen von Verdienst,  
mei

meistens Doctoren der Facultät zu Paris, die mir alle Art von Höflichkeit erzeigten, und mit denen ich von dieser Zeit an eine Freundschaft errichtet, welche nachmals immer beständig gewesen.

Die Neustadt, wie man den Theil so man seit 50. oder 60. Jahren zur Altstadt gefüget, nennet, ist sehr schön. Ihre Hauptstrasse, der Platz genant, weil alda auf beeden Seiten eine Reihe von Bäumen stehet, ist gleich, lang und sehr breit; Die zu beeden Seiten stehende Häuser haben vier Stokwerke nebst Facaden, welche einander gleich, und alle von sehr weissen Quatersteinen sind. In dieser Gasse versamlet sich alle Abende das ganze Volk zu Marselle, spazieren zu gehen, Neuigkeiten zu hören, und zu tanzen. Wie ledermann weis, lieben die Provençaler ungemein das Tanzen, ihre Music ist eine Trommel und eine Pfeife, welche beide Instrumente zugleich von einem Menschen gespielt werden. Die Trommel, oder Kindertrommel, hat nur neun bis zehen Zoll im Durchschnitt, und ohngefähr funfzehen bis achtzehen in der Länge. Sie hänget mit einer ganz kurzen Schnur auf der linken Seite, und wird durch einen Schlegel, den man in der rechten Hand hält, geschlagen, da inzwischen die linke die Pfeife führet und die Töne stimmt. Es braucht nicht viel Wesens Tänzer zu versamlen; es set zu welcher  
Stun

Stunde es wolle, so treibet derlenige dem es einfällt, einen Schlag auf diese kleine Trommel zu thun, alle junge Leute aus den Häusern; Junggesellen und Jungfern, alles läßt Essen und Trinken stehen, und verläßet die Arbeit, wenn sie darüber sind; Nichts kan sie abhalten, sie müssen tanzen. Ich habe oft das Vergnügen gehabt, zum Thor vor mir zu gehen, den weiten Platz voller Leute zu sehen, welche aus Leibeskräften tanzten, und in der Cadence die lustigsten Stellungen machten. Sie sind recht in ihre Sprache verliebt; vor etwan 50. bis 60. Jahren verstund man das Französische also da, wie das Hochteutsche. Heut zu Tage versteht man es besser, und redet es so gar; auch sprechen dielenigen so sich damit abgeben, sehr richtig. Unterdessen wird ein weniger als mittelmäßiger Prediger, der Provencallisch prediget, sicher die besten Männer, die Französisch predigen, übertreffen. Ich habe so oft es mir mögklich war einen Pater der Oratorie gehört, welcher in der St. Nicolauskirche Provencallisch predigte. Es war nicht nöthig in die Kirche zu läuten, selbige war zwei oder drei Stunden zuvor, ehe er auf die Kanzel zu gehen dachte, voll. Zu meinem Unglück verstund ich die Sprache nicht genug, alle Schönheit seiner Rede zu bemerken, jedoch verband der Prediger seine Worte mit so natürlichen Bewegungen

des

des Leibes, und so bedeutenden Tönen, daß mir wenig von seinem Vortrage entwichte. Ich habe ein Predigtbuch in dieser Sprache nach Paris gebracht, worinnen die Redensarten und geschickte Wendungen des Evangelii eine Lebhaftigkeit und einen Geschmak zeigen, wozu die Provençaler alleine gebohren sind. Mit der Liebe vor ihre Sprache, haben sie die Einbildung ihrer alten Freiheit behalten, und nennen sich niemals Franzosen, sondern Marseiller, und haben von diesem Namen einen so schmeichelhaften Begriff, daß man sie vor alles nicht bewegen würde, sich vor Franzosen auszugeben. Folgendes ist ein seltsames Exempel hievon. Als die Bomben die Tuniser nöthigten, alle Französische Slaven los zu geben, und der Königliche Commissair einem Slaven begegnete, den er vor einen Franzosen hielt, so fragte er ihn, ob er ein Franzose wär? Nein erwiderte der Slave, ich bin ein Marseiller, sagte er auf weiteres Befragen des Commissairs. Derselbe lachte, und lies ihn doch frei machen.

Die Stadt ist nicht befestiget. Zwar ist sie mit Mauern umfangen, sie würden ihr aber keinen Nutzen leisten, wenn sie angegriffen würde. Ich halte ihre zahlreiche und ganz streitbare Bürgerschaft vor lebendige Mauern, welche unendlich besser sind, als dielenigen, die man mit Ziegeln und  
Etel,

Steinen machen könnte. Inzwischen saget man, es habe der Herr Marschall von Vaubon den Vorschlag gethan, sie zu befestigen, und einen Platz daraus machen wollen, den man auf der Landseite nicht hätte erobern können. Gegen das Meer zu ist sie sehr feste. Ausser dem Fort St. Johann, welches am Eingang des Hafens gegen Abend lieget, ist auf der andern eine große und sehr besetzte Citadelle mit vielen Canonen, weswegen der Eingang in den Hafen, der mit einer Kette verschlossen wird, nicht anders eröffnet werden kan, als wenn man freiwillig aufmacher. Der Hafen ist groß, und stellet ein Wal vor, welches auf der Abendseite durch eine mit den Häusern der Kaufleute besetzte Strasse gemachet wird, in deren Mitte das Rathhaus stehet, so ein recht schönes Gebäude ist, und eine herrliche Facade hat. Das Zeughaus der Galeren nimt den innern Theil des Hafens, und das meiste der Seite gegen Morgen ein. Hierauf kommen die Zimmerplätze vor die Barken und Kauffarthelschiffe. Die großen Kriegsschiffe können nicht in den Hafen einlaufen, weil das Wasser nicht hinlanget, welches ein Glück vor die Handelschaft der Stadt ist, indem sich die Soldaten und Kaufleute niemals wohl vertragen können. Ich habe von großen Kaufleuten gehöret, daß die Handlung der Stadt in bessere Aufnahm kommen würde

würde, wenn die Galeren anderswo wären. Nun bringen zwar die Königlischen Zeughäuser viel Geld an die Orte, wo kein anderes Verkehr ist, aber den Städten, wo eine beträchtliche Handlung blühet, thun sie ungemein viel Schaden. Die Stadt Toulon ist arm, und ihre Handlung ist gänzlich gefallen, seit dem man daselbst ein Zeughaus vor die Kriegsschiffe des Königreiches angeleget hat.

Die Marseiller lieben die Handlung, und sind Meister darinne. Sie sind dazu geboren, treiben solche allenthalben und lassen sich selbige recht angelegen sein. Ich hatte einen Wechsel an einen Kaufmann, der mich mit Complimenten überhäufte, wie er mir aber das Geld zu meiner Reise nach Welschland zahlen sollte, wolte er solches an Pfasters thun und am Gelde einen Abzug machen, dergleichen mir ganz unbekant war, und wobei ich mehr als 45. Procent wirklichen Verlust sah. Ich dankte ihm, und nahm meine Zuflucht zum Herrn Mauvellet, desientigen Bruder, der mich aus den Inseln zurück gebracht hatte. Ich bekam von ihm einen sehr grosen und höflichen Wechselbrief, worauf sie mir Briefe nach Livorno gaben, mit dem Auftrag an ihren Correspondenten, mir dergleichen an andere Orte, wo ich hingehen möchte zu geben. Ich zahlte ihnen, wie es billig war, einen

II. Theil. C

ergiebigen Aufwechſel, und hatte Urſach, mit dieſer ganzen Familie recht zufrieden zu ſein.

Endlich gieng ich den 13. April Abends in der Barke des Patrons Johann Baudoenf, welchem ich angelegentlich empfohlen worden, zu Waſſer. Er war ein guter und verträgliches Mann, beſas auch mehr Höflichkeit, als die Leute ſeiner Art inſgemein haben. Er verſtund ſeine Sache vollkommen, und war ſo glücklich, daß er niemals gefangen worden, obgleich das Meer ſo zu reden, mit groſen und kleinen Seeräubern beſetzt war. Zu Marſeille hatte ich einen jungen Chirurgum aus der Graubſchaft Wignon mitgenommen, welchen ich mit mir in die Inſeln führen ſolte, wenn ich dahin zurückgegangen wäre. Er redete ein wenig Italieniſch, und hat mir allezeit mit vieler Treue und Liebe gedienet. Ich beſand mich bei zwei Keligiſen meines Ordens, und wir fanden acht Franzöſiſche Minnenbrüder auf der Barke, die ihre Mitbrüder, welche ihre ſechs jährige Reſidenz zu Rom geendiget hatten, ablöſeten. Ferner Britanniſche Prieſter und groſe Säuffer, welche zu der Quelle der geiſtlichen Pfünden giengen, einen Auguſtiner den das Geld nicht drückte, zwei Capuciner, die gar nichts hatten, vier Franciſcaner mit einem groſen Appetit, einen Einſiedler, fünf Spaniſche Priſter, die im Interdict,

ſuſpen-

suspendiret, und irregulär waren, auch auf die Erlassung ihrer Sündlein (peccadilles) ausgiengen, einen Geistlichen, der eine neue Apostolische Lebensart, so strenge als nur immer das Leben der Apostel war, einführen wolte. Derselbe trug einen violetten Priesterrock mit einem großen Kragen, fast so wie die Jesuiten haben, nebst einen weiß gefärbten Mantel von der nemlichen Farbe, einen schwarzen Hut ohne Schnur, hölzerne Schuhe, und hatte weder einen Sak, noch Kellertasche, auch nicht einmal in einigem Theil seines Kleides Taschen, folglich auch kein Geld. Er legte sein Brod und Schnupftuch in seinem Busen, und überließ der Vorsicht, die Fracht zu zahlen und ihm den Unterhalt zu reichen. Wir fanden in einem Winkel der Kammer zwei Jesuiten. Auf der Brücke waren vier oder fünf Juden, und zwei bankerutte Kaufleute, die sich nach Livorno, als den ordentlichen Schlupfwinkel dieser Art Leute, flüchteten. Dergleichen Wischmasch hatte ich noch nicht gesehen. Ich weiß nicht ob ihm die Arche Noa gleich kam. Der Patron bot uns auf eine sehr gute Art die Kammer an, die meine Reisegefährten annahmen. Was mich belanget, so lies ich meine Hangmatte unter dem Verdeck machen, und das war ein guter Einfall, denn ausserdem glaube ich, würden mich die Wanzen und Läuse gefressen haben.

Wir hatten uns zu Marselle mit Lebensmitteln wohl versehen, wovon wir dem Augustiner und dem Apostolischen Priester mittheilten. Die Capuciner waren ohnstreitig am besten versehen. Außer den weiten Säcken, womit ihre Mäntel untergefüttert sind, und die recht voll stecken, hatten sie einen großen Korb voll großer Bouteillen. Sie aßen ohne Lermen zu machen, und tranken säuberlich und oft. Ich konnte das Vaterland des Apostolischen Priesters niemals erfahren, weil er mir ein Geheimnis daraus machte. Er sagte mir aber, daß er nach Rom gieng, die Erlaubnis auszuwirken, eine Congregation von Priestern anrichten zu dürfen, die nach der strengen Armuth, wovon die Apostel Profession gemacht haben, lebten, und aller Orten predigen, die Selsorger, welche Lust hätten, in ihrem Amt unterstützen, keine geistliche Ämter annehmen, oder wo sie dazu gezwungen würden, sich der Einkünfte derselben entschlagen, und von ihrer Hände Arbeit leben, und sich fortbringen sollten. Daher war ein Statutum von seiner Congregation, daß Niemand, der kein Handwerk verstünde, dazu gelassen werden sollte. Was die Farbe und das Gemächte seines Kleides anlangte, so sagte er mir, daß er aus Gründen und unstrittigen Proben wisse, daß die Apostel dergleichen Kleidung getragen. Er glaubte sicher, es würde diese

diese neue Art zu leben, oder daß ich mich seiner Ausdrücke bediene, diese Erneuerung des Apostolischen Lebens, in kurzem in der ganzen Christenheit ausgebreitet sein, und solchergestalt den Geistlichen ihre Reichthümer und weichliche Lebensart nicht mehr vorgeworfen werden können. Ich prophezeihete ihm, daß er der Phönix seines Instituts und nicht zu beklagen sein würde, wenn er durch ein Versprechen und geleistete Bürgschaft sein Project fahren zu lassen, den Händen der Inquisition entwischte.

Den 16. Nachmittags langten wir zu St. Remo an. Dieser Ort ist der erste von dem Gebiete der Republic Genua in demjenigen Theile ihrer Küste, den sie den Fluß des Niedergangs nennen. Es ist eine kleine Stadt, welche auf der Neige (Panchant) eines mittelmäßigen Hügelset. Die Pfarrkirche liegt am höchsten Orte, und machet eine Ecke, oder den Winkel eines Dreiecks aus, dessen Gegenseite am Ufer des Meeres ist. Die Gassen sind enge und fast durchgehends dem Meere parallel. Es sind ganz artige Bürgerhäuser daselbst, und einige Palläste mit Terrassen gedecket, und inwendig gemalet.

Alhier siengen unsere bankerute Kaufleute an Muth zu kriegen, und nun waren sie sicher, da sie zuvor immer besorgten, verfolgt und inhaftiret zu werden.

werden. Wir mußten uns alle Mühe um ein Quare-  
 ter geben, und den Credit der Französischen Con-  
 suls zu Hülfe nehmen, der endlich ein Zimmer vor  
 uns kriegte, wobei es uns aber ablag vor unsere  
 Lebensmittel zu sorgen. Das Meer war so unge-  
 stümm, daß es unmöglich gewesen, unsere Lebens-  
 mittel in der Barke zu hohlen. Eines Theils wur-  
 de unser Patron vom Ungewitter genöthiget, an die-  
 sem Orte vor Anker zu legen, andern Theils geschä-  
 he es, zu erfahren, ob die Corsaren von Oneglio  
 auf der See waren. Dlejenigen welche des lange  
 samten Wesens der Itallener, und vornemlich derer  
 von San Remo nicht gewohnt waren, wolten sich  
 zu Tod ärgern. Unser Wirth und sein ganzes Haus  
 gerietzen zweier Hünere wegen, die wir gekauft,  
 und uns hatten zurichten lassen, in eine Bewegung,  
 daß sie Gefahr liefen das Seltenstechen zu bekom-  
 men, und nach Verfluß von 3. Stunden waren  
 selbige noch nicht am Feuer. Ich sahe wohl, daß  
 man sich bei diesen Leuten mit Gedult rüsten müßte,  
 welche blos durch ein adesso d. i. den Augenblick,  
 auf alles antworteten, was man sie anzutreiben sa-  
 gen konte. Ich lies meine Hangmatte ausbreiten,  
 legte mich und schlief ein, nachdem ich zuvor mei-  
 nem Kerl befohlen hatte, mich, wenn das Abende-  
 essen fertig war, zu wecken. Er that es endlich ge-  
 gen Mitternacht. Man trug die zwei Hünere in  
 gewis

gewisse kleine Pastetenstücke eingemacht auf, man heisset sie Macaroni, gab sie vor herlich aus, und sagte sie wären des Mundes eines Cardinals würdig, boconi di Cardinale. Inzwischen konnte ich nichts davon genießen, denn die Hüner hatten einen gewissen Geruch bekommen, den insgemein diese Pastete hat, und der mir das Herz umdrehete. Der Wein taugte nichts und war sehr theuer; das Brod war schlecht gebacken und schwehr, der Käse war so hart als Gips, und fast vom nemlichen Geschmack. Endlich brachte uns unser Wirth eine Schüssel frischer Citronen, die demjenigen, denen solche Früchte fremde waren, anstunden, mir aber nicht, weil ich aus einem Lande kam, wo man die Wege damit pflastert. Ich bedauerte meinen Schlaf sehr, den diese Mahlzeit unterbrochen hätte. Ich begab mich wieder zu Ruhe, und stunde bei anbrechendem Tage ohne die mindeste Unverdaulichkeit zu spüren, auf. Ich sah mich mit meinem Chirurgus so fleißig um, daß ich ein Haus ausfindig machte, worinne ich ein Zimmer mietete, und wo ich Gelegenheit hatte, meine Küche nach Belieben, entweder selbst, oder durch andere, zu bestellen. Man gab mir Holz und Kohlen, auch die nöthige Geräthschaften. Ich quartirte da ein, gleichwie aber diese Bequemlichkeiten etwas kostbar sind, also blieb ich allein, und war damit ganz wohl zufrieden.

Ich habe der Macaroni erwehnet. Nicht jeder weis was das ist; man mus es sagen, damit man es nicht vor das Backwerk hält, so man in Frankreich unter dem Namen Macaronen kennet.

Die Macaroni, Vermicelli, Andarini, Tagliolini, Festuaie, Mille Fanti und andere, werden mit dem algemeinen Namen gebakenes Fleisch beleger. Allerdings ist es ein Zeich vom Ausstich des feinsten und besten Mehles, so man haben kan, welcher, wenn er fest ohne Sauerteig geknetet, wohl geschlagen worden, und die gehörige Festigkeit hat, in Model gethan wird, welche Löcher haben, wodurch man den Teig, indem man ihn durch einen Stempel stark zusam drückt, heraus treibet, welches dem Zeige die Dike und Figur runder Löcher von der Breite einer kleinen Schreibfeder giebet. Der herausgehende Teig gleichet kleinen Stäben, welche in der Länge durchaus gleich sind. Das sind die sogenannten Macaroni. Vermicelli, oder kleine Würme sind nicht dichter als ein Pferdhar. Je kleiner sie sind, desto mehr werden sie geachtet; die Löcher, woraus der Teig kommet, müssen recht klein sein. Dergleichen Vermicelli werden in den Privathäusern mit einer Spritze, deren Röhre mit vielen kleinen Löchern durchstochen ist, gemacht. Der Teig der Vermicelli mus mit vieler Sorgfalt zubereitet, und nicht so feste

efte sein, als die andere Arten des gebakenen Fleisches. Man rollet diese Vermicelli rund zusammen, nach dem als sie aus dem Model kommen, und man machet runde Figuren von einer Unze daraus.

Die Tagliolini sind platt und nach Art der viereckigten Fensterscheiben durchschnitten.

Die Festicie, oder Bänder sind acht bis zehn Ruten breit, und so dichte als ein Blat Papier. Wenn sie aus dem Model kommen, so rollen sie sich auf verschiedene Art.

Die Andarini und Mille Fancti werden in der Hand gemacht. Jene sind rund, und ohngefähr so dick als der Anis von Verdün. Diese sind eben so dichte, aber ohngefähr drei Ruten lang, und an beiden Enden gespizet. Einige sind nach Art der Oranlen und Citronenkerne; andere wie die Körner der Melonen und Kürbisse. Jeder macht solche nach seinem Gefallen, indessen ist es immer einerlei Teig. Von dieser letztern Art machet man viele in Sardinien, wo das Korn vorzüglich, und das Mehl außerordentlich weiß ist. Damit geben sich die Frauenzimmer, vornemlich die Nonnen ab; denn es wird keine große Aufmerksamkeit dazu erfordert, und hindert sie nicht zu waschen, welches die gewöhnliche Arbeit des Frauen-

zimmers, und vornemlich des Klosterfrauenzimmers ist.

Es ist erstaunlich, wie sehr dieses Backwerk in Italien abgethet. Dieienige welche die alte Art zu leben nicht gänzlich verlassen haben, würden lieber des Brodes, als der Macaroni oder anders der gleichen Backwerks, entrathen. Man machet gemeinlich die Suppe daraus, welche also zugerichtet wird. Man macht eine Fleischbrühe ohne Kräuter und lediglich mit Salz; ist solche fertig, so thut man so viel vom Teig in einer Schüssel ein wenig aus Feuer, als man gut befindet. Nachdem als es heiß wird, begießet man es ganz sachte mit Brühe. Der Teig zerfließet und gehet auf, und wenn man siehet, daß er eine gewisse Dike bekommen hat, oder nicht aus einander gehet, alsdann ist er zart, weich und wohl eingeseuchtet, komt auch nun auf den Tisch.

Ingleichen bedienet man sich desselben ohne Fleischbrühe. Man thut es einige Augenblicke in ein Becken mit warmen Wasser, damit es weich und getränkert werde; hierauf nimt man es durch einen Schaumlöffel heraus, und leget es in eine Schüssel. Man reibet sehr trockenen Käse darauf, und zuweilen wirft man ein wenig Zimt und gestossenen Pfeffer daran. Die Genueser und Neapolitaner haben eine Königliche Mahlzeit gehalten, wenn

wenn sie ein Viertel von einem Scheffel dieser Spelse zu sich genommen. Aber man mus sie gewohnt seyn, wenn sie schmecken, die Andarini und Vermicelli ausgenommen, wenn sie in einer guten Brühe und ohne Käse gemacht sind; und so gut auch das ist, so hat es doch einen gewissen Geschmak, den ich nie habe vertragen können. Solches Essen ist sehr nahrhaft, und dem ohngeachtet soll es leicht zu verdauen seyn. Wir sahen zu St. Remo verschiedene Manufacturen von Macaroni und Vermicelli. Man verbrauchet sie auch stark in Provence, wie denn auch solche in Paris bekant werden. Sind diese Kuchen fleisch und wohl gemacht, so sind sie weis, wenn sie lange liegen, werden sie gelb, und bekommen einen gar nicht angenehmen Geruch.

Die Gegend von Genua nach dem Meere ist an und vor sich dürr, steinig, steil und sehr mager. Der unermüdete Fleiß der Einwohner hat sie angenehm und ungemein fruchtbar gemacht. Sie haben die ganze Seite gegen das Meer vor unten bis oben, durch Terrassen von trockenen Steinen d. i. ohne Mörtel, durchschnitten, und diese Terrassen, welche ziemlich enge sind, bestehen aus Gärten, gebauten Feldern und Weinbergen. Die Frucht bäume stehen an den Mauern an Spalieren; die Felgenbäume sind am Ufer, die Stämme der

Weine

Weinstöcke sind unten an den Felgenbäumen, und der breite Theil der Felder ist mit Weizen, Gerste und grüner War besäet. Da sie wenig Vieh haben, dessen Mist sie zu Verbesserung ihrer Felder gebrauchen könnten, so ersetzen sie diesen Abgang durch ihren eigenen Koth. Sie bringen Stroh, Laub, und allerlei Unflath in die Löcher zusammen, die sie nechst den Häusern machen, leiten das Regen- und Dachwasser hinein, damit alle diese Dinge verfaulen, welche in einem oder in zwei Jahren einen vortreflichen Mist abgeben, die wenige Erde, so die Natur oder der Fleiß auf solchen kahlen Felsen zusam gebracht, zu eifern. Auf diese Art ersetzt der Fleiß und die Arbeit solcher Republicaner dasjenige, was ihnen die Natur und Unfruchtbarkeit ihres Bodens versagen. Sie haben Oele, Früchte, Wein, grüne Waren, sogar Seide, und viele andere Sachen, welche der Grund ihrer Handlung und ihrer Nahrung sind. Sie haben zwar kein Korn, ihr Fleiß aber hilft diesem Mangel ab. Es ist theuer bei ihnen zu leben. Die Republic ist an und vor sich arm, aber der Privatmann ist reich, und das Land hat viele Einwohner. Wenig Menschen sind arbeitsamer, fleißiger, aufmerktsamer auf ihren Vorthell, und wirthschafelicher, als die Genueser. Man saget, daß dieses sich bis zur Kargheit, und oft sogar bis zu einem schändlichen Gely

erstres

erstreckte, auch daß sie ihre Worte nur halb vorbringen, aus Furcht ihre Zungen abzunutzen, wo sie solche ganz und so vorbrächten, wie es sein müste um verstanden zu werden.

Wir blieben zu St. Nemo bis auf den 21. endlich hörte das böse Wetter auf, und die Spionen unsers Patrons meldeten ihm, daß die Barken der Seeräuber von Oneglio wofür wir uns fürchteten, von dem Ungewitter übel zugerichtet worden, und nach Oneglio zurückgegangen, um sich auszubessern.

Wie inzwischen diese Nachricht ungewis sein Fonte, so sagte unser Patron öffentlich, daß er Morgen früh um 6. Uhr sehen wolte, wie das Wetter beschaffen sei. Er lies uns aber in geheim wissen, daß wir uns um 10. Uhr am Bord begeben solten, weil er um 10. Uhr ohnfehlbar die Anker lichten und auf niemand warten wolte.

Wir befolgten die erhaltene Anweisung genau, und segelten Dienstags den 21. April 1706. mit dem Schlege zwei Uhr ab. Wir kamen vor Mitternacht bei Oneglio vorbei, und waren bei anbrechendem Tage vor Finale, und gegen 3. Uhr Nachmittages am Donnerstag den 22. zu Savonne.

Vielleicht wundert man sich, wenn ich sage, daß wir um zwei Uhr abgegangen, und dennoch nach Mitternacht Oneglio vorbei gekommen wären.

Dieses

Dieses schelnet ein Widerspruch zu sein, und wäre es auch wirklich, wenn ich nicht die Leser erinnerte, daß man in Italien die Stunden anders zehlet, als in andern Welttheilen. In Frankreich und bei der übrigen recht klugen Welt, fangen wir die Stunden von einer Mitternacht zur andern an zu zehlen, und diese nennet man astronomische Stunden. Die Babylonier zehleten die Stunden vom Aufgang der Sonne, die Italiäner aber zehlen sie von ihrem Niedergang an. Hieraus erfolget, daß, da der Auf- und Untergang der Sonne niemals festgesetzt worden, der Anfang, die Mitte, und das Ende des angenommenen Tages (journ artificiel) auch niemals bei diesen Völkern einerlei ist. Daher glaube ich sei das Sprüchwort entstanden, nach 14. Uhr den Mittag suchen, d. h. etwas vergebliches thun. Inzwischen könnte man solches vielleicht bei gewissen Höhen des Pols thun.

Die Italiäner zehlen 24. Stunden nacheinander, und fangen 1. Uhr mit dem Untergang der Sonnen an. Ihre Uhren schlagen verschiedentlich; etnige geben bis zwölf Schläge andere nur sechs. Die etnige, welche nach der Stunde fragen, mögen solches ausrechnen. Also weis man, daß es neun Uhr sei, wenn man drei Schläge nach den sechs ersten Stunden gehöret hat, und 15. Uhr wenn die Uhr schon zwei mal sechs geschlagen. Der Punct des Mittags und der Mitternacht, welche

che bei andern Menschen der Anfang und die Mitte des Tages sind, kommen bei den Itälänern nicht überein, als wenn Tag und Nacht einander gleich sind, wo die Mitte des Tages, die wir Mittag nennen, um 18. Uhr, und das Ende oder der Untergang der Sonne um 24. Uhr, das ist um 6. Uhr bei uns eintrifft. Diejenigen welche nach Italien gehen, kommen durch diese Art die Stunden zu zehlen in Verwirrung, endlich lernt man die Sache und gewohnt sich daran.

Es wurde eines Tags ein Cardinal von großen Verdiensten gefragt, ob die Französische oder Itälänische Weise die Stunden zu zehlen die beste wäre. Man könnte mich eben so fragen, und die Antwort dieses geistlichen Fürsten soll bedenken aus helfen. Derselbe erkundigte sich auf was Art die Spanier und die Teutschen rechneten, und da man ihm sagte, daß es aufs Französische geschehe, versetzte er, das ist also die beste Art. Denn ausserdem wäre es nicht möglich, daß zwei so widrig gesinnte Völker in dem nemlichen Punct einig wären.

Wir wurden bei unsern Vätern sehr höflich empfangen. In allen Klöstern von Italien ist es eine allgemeine Regel, alldientige welche nach Rom gehen, wohl zu empfangen, und wenn sie zurückkommen, nicht anzusehen. Die Ursache dieses Unterschiedes ist, daß man sich beklagen könnte, da-  
ferne

ferne man übel empfangen würde, wo man im Gesentheil nichts mehr zu befahren hat, wenn einer dilsseits der Gebirge heimgehet. Dem sei wie ihm wolle, wir hatten Grund, mit der Höflichkeit unserer Mitbrüder zufrieden zu sein. Sie gaben uns eine sehr schöne Wohnung, und begegneten uns mit vieler Liebe. Das Zimmer, worinne ich wohnte, hatte eine gedoppelte Thüre, eine von aufsen, die auf den Gang gieng, war von einer Mischung von Brettern zusammen gesezt, wovon zwei hervorragende fünf Zoll breit waren, wie auch der obere und untere Theil, und der leere Raum war mit Querbalken von sechs Zollen belegt, welche also über einander lagen, daß sie sich genugsam deckten, und hinderten dasienige was in dem Zimmer vorgieng von aussen zu sehen, ohne selbigen die Luft zu benehmen. Ich fand diese Art einer Thüre sehr sonderbar, aber zugleich recht bequem und dieses ist der Abriß davon.

Wir fanden in unserm Kloster zu Savona einen Kelligiosen aus Frankreich, der sich schon geraume Jahre daselbst aufhielt. Er verschafte uns alle erdenkliche Ergözllichkeiten. Gleichwie er in der Stadt bekant und sehr angenehm war, also führte er uns überall hin, indem ihm alle Häuser offen stunden, und wir sahen durch seine Vermittelung alles Seltene alda, welches gemeinlich den Fremden

den, und vornemlich den Franzosen nicht gezeigt wird, weil dieselbe wegen ihrer Unbescheidenheit und alzufreien und hochmüthigen Art allenthalben gehasset, und von den Bekantschaften ausgeschlossen werden, die sie durch das Reisen erlangen würden, wenn sie sich ein wenig mehr in die Leute, wohin sie kommen, schiken wollten oder könnten. Auch habe ich oft angemerket, daß Franzosen eben so unterrichtet von ihrer Reise nach Italien zurück kamen, als sie aus ihrem Lande gegangen waren. Sie hatten das Pflaster auf den Gassen, die Mauern der Häuser, die Gemälde der Kirchen, weiter aber nichts gesehen, obgleich in diesem schönen Lande unzählige Dinge sind, welche Aufmerksamkeit eines klugen Mannes recht wohl verdienen.

Savona ist nach der Hauptstadt die wichtigste Stadt der Republic Genua. Die Einwohner des Landes begnügen sich, solche vor Savona, Savia zu nennen, und gewinnen durch diese Abkürzung eine Silbe, welches wohl einerley ist. Sie ist groß, wohl gebauet, hat weite und mehrentheils gerade und mit schönen Häusern besetzte Strassen, worunter große Gebäude (Hotels) befindlich, die man in solchem Lande Palläste heisset, und welche aus und lawendig eine sehr schöne Arbeit haben. Man kan ihr Versehen nicht genug tadeln, daß sie ihren Pulverborrhath in einem großen und starken Thurm fast

II. Theil D in

in der Mitte der Stadt verlegt. Vor 50 oder 60. Jahren schlug das Wetter allda ein, wodurch der Thurm in die Luft sprang, und mit ihm gegen die zweihundert benachbarte Häuser zu Grund giengen. Dermalen ist diese Gegend wieder angebauet, und wir hörten, es hätte solcher Zufall die Stadt darum viel schöner gemachet, weil er Gelegenheit gegeben, die Gassen weiter und gleicher zu machen.

Es sind viele Kirchen darinnen, welche größtentheils schöne oder wenigstens recht niedlich, und sehr ausgeschmüket sind. Man hat dabei den Marmor so wenig als die Stucator und Vergoldungen gesparret. Ich halte dafür, daß alle Orden daselbst Klöster, oder wenigstens reiche und wohl gebaute Häuser haben.

Der Gips ist ein Mörtel von besonderer Weichheit, und wird ein Drittel Sand von weißem Marmor, oder feiner gesiebter Alabaſter, nebst zwei Dritteln ausgefuchten und wohl gelöschten Kalchs genommen. Dieses Mörtels bedienet man sich, Zierrathen und Figuren zu machen, die eine Härte und eine Sauberkeit annehmen, welche dem allerweißesten Marmor sehr nahe komt. Man mus den Marmor verstehen, wenn man hiebei sich nicht irren soll.

Die Thürschwellen, die Staffeln der Treppen, die Pfosten an Thüren und Fenster, und die Dächer

Dächer der Häuser sind meistens von einem blauen dunkeln Steine, welcher in dem ganzen Lande häufig gefunden, und zu großen Platten, wie man die Stücke zur vorhabenden Arbeit nöthig findet, leichtlich gegraben wird. Es ist dieses eine Art eines Schiefersteines, er spaltet sich aber nicht wie tener. Der Stein ist bequem, lässet sich leicht hauen, und kostet nicht viel. Eben darum wird er im Lande vor schön gehalten. Meines Erachtens schelnet derselbe den Eingang in die Häuser und die Fenster zu sehr zu verfinstern, inzwischen tadele ich diejenigen nicht, die sich dessen bedienen. Man nennet ihn Lavagna.

Zu Savona giebt es Seidenmanufacturen. Ausser ihrer selbst gebauten Seide, bekommen sie auch viele aus Piemont, Sicilien, dem Königreich Neapel und aus der Levante. Man machet auch viel Confect daselbst. Die Gegenden der Stadt sind ausnehmend angebauet. Früchte von aller Art schlagen da vollkommen an, und tragen reichlich ins besonder die Limonen, Limen und Bergamotten.

Die Stadt mag ehemals fester gewesen sein als jetzt. Sie hat dismals auf allen Seiten Anstand, und es würde viel kosten diesem Unheil abzuhelfen. Sie hat einen Hafen der gut war, und die Handelschaft dahin zog. Die Republic hat ihn  
D 2 eingehen

eingehen lassen, oder sich darum nicht dagegen gesetzt, damit alle Handlung nach Genua gezogen, und dieser Stadt völlig genommen würde, und damit der Herzog von Savoyen, und teztige König von Sardinien, welcher grose Ansprüche auf die Stadt hat, sich die Lust vergehen lasse, einen Platz der ihm weiter nichts nützen würde, wegzunehmen. Dermalen ist nur noch ein Sumpf da, wo die Barbaren Wasser haben können; derselbe verdirbt und geht von Tag zu Tag ein.

Es ist eine Citadelle da, welche den ehemaligen Hafen beschützte. Dermalen dienet sie die Rede zu bedecken, und zu hindern, daß die Stadt auf der Seite des Meeres angegriffen werde. Ich trug ein starkes Verlangen, solche von innen zu sehen, aber als ein Franzose mußte ich weg bleiben. Ich tröstete mich gar leicht, indem ich viele andere Citadellen gesehen, welche mir schöner und in bessern Stand zu sein schienen, als diese.

Auf dem Ufer vor der Citadelle waren die Überbleibsel von den Carcassen der fünf Coralltöwen des Herzogs von Savoyen. Coralltöwen nennet man diejenige Schiffe, deren man sich bedienet, auf den Corallenfang an die Küsten von Sardinien und der Barbarei auszugehen. Es sind selbige eine Art von Felouquen, welche in der Länge 36. Schuhe haben und ohngefehr vier oder fünfe in der Mitte breit

breit sind. Sie führen zwei Masten nebst vier-  
eckigten, oder wenn es die Zeit erfordert, latein-  
schen Segeln, und gehen mit Segeln oder durch  
das Ruder. Insgemein werden 24. oder 25. be-  
wafnete Leute mit Flinten und vier Steinbüchsen,  
zwei vorne und zwei hinten, darauf gethan. Sie  
sind nicht mit einem Verdeck versehen, und also beim  
Ungewitter nicht wohl im Stand auf der See zu  
sein. Der Herzog von Savolen hatte deren fünf  
ausgerüstet, die der Ritter Palavicini anführte,  
welcher, da er allenthalben an der Küste sichere  
Schlupfwinkel fand, die Handelschaft der Proven-  
ce mit Genua, Livorno und Civita-Vecchia stark  
blüdete. Man klagte so gar, daß er die kleine  
Schiffe die das Unglück hatten in seine Hände zu fal-  
len, mishandelte. Die Beschwerden so man gegen  
diesen Seeräuber führte, nöthigte den Hof, sechs  
Corallinen zu Toulon bewafnen zu lassen. Diesel-  
ben begneten dem Palavicini gar bald, und pak-  
ten ihn so lebhaft an, das er genöthiget wurde, vor  
der Citadelle zu Savona zu stranden. Dem Be-  
fehlshaber der Französischen Corallinen wiederfuhr  
das nemliche, es gieng aber nicht so übereilt und so  
her, daß er die Savoiardischen in die Mitte be-  
kam.

Der Gouverneur der Citadelle lies ihnen be-  
deuten, daß er auf denjenigen der angreifen würde,  
schiesen

schiesen lassen wolte. Der Französische Befehlshaber antwortete, er wolte nicht angreifen, wo hingegen Palavicini, oder seine Leute, den Feind das Leid thäten, würde er Feuer geben, und so dann zusehen sein, wie die Sache abliefe; er hätte inzwischen Befehl, so lange als Palavicini verbliebe, ebenfalls zu bleiben. Man kan leicht errachten, daß Leute die so nahe und einander so entgegen waren, nicht lange und vergebens Händel suchten. Die Scritzigkeiten und Kaufereien hatten kein Ende, und fielen immer zum Nachtheile der Savoiarden aus. Der Französische Consul beklagte sich auf des Befehlshabers Anweisung alsobald bei dem Magistrat, und stellte die Savoiarden als den angreifenden Theil vor, führte auch in Schriften gegen die Genueser Proceß, welche befürchteten nach des Krieges Ausgang zu den Kosten verurtheilet zu werden. Endlich ergriffe Palavicini das klügste und einzige Mittel, so ihm übrig war. Er entwafnete die Corallinen, lies solche unter dem Schutze der Citadelle, und seine Leute auseinander gehen. Die Franzosen aber setzten in zwei bis drei Nächten die Savoische Corallinen außer Stand, jemals wieder gebrauchet zu werden. Der Commendant der Citadelle war so klug solches nicht eher zu bemerken, als da er nicht mehr Zeit hatte es zu hindern, und

und ein solches Ende nahmen die Corallinen des Herzogs von Savolen.

Wir giengen den 30. April Nachmittags von Savona ab, und hielten uns ans Land, damit wir an den angenehmen Winden, die davon herkamen, Theil hätten. Nichts wäre angenehmer, als dieser Weg gewesen, wenn der Tag länger gedauert hätte denn man siehet durchgehends längst der Küste, welche lauter Terrassen zeigt, Lusthäuser, samt Dörfern oder Flecken, die eine Strecke von 30. oder 40. Meilen als so weit man von Savona nach Genua rechnet, an einander geschlossen zu sein scheinen. Das erste Dorf hinter Savona heißt Baraglio. Es lieget 8. Meilen davon, von Baraglio nach Cogoneto sind 5. von Cogoneto nach St. Alonsano aber 2. Meilen. Noch sind 3. Meilen nach St. Peter d'Arrenes, wie die prächtige Vorstadt von Geuna heißet, aber wir konten sie wegen der Nacht nicht sehen.

Samstags den 1. Mai 1706. langten wir um 3. Uhr nach Mitternacht zu Genua an. Wir mußten die Nacht vollends in der Barke hinbringen und warten, bis es Tag und das Gesundheitsamt geöffnet worden, wo wir vor dem Eintritt in die Stadt unser Gesundheitspässe mußten vorzeigen. Die Ceremonien damit kosten zwar nichts, weil die Bedienten des Amtes im Solde der Republic stehen, wie sie aber nichts zu hoffen haben, also sind sie mit

ihren Diensten nicht freigebig, und thun solche auf eine ziemlich unfreundliche Art.

### Drittes Capitel.

Kürzliche Beschreibung der Stadt Genua.  
Des Verfassers Ankunft zu Livorno.

**I**ch bin zu verschiedenen malen in Genua gewesen, und könnte hier auf einmal alles anbringen, was ich daselbst bemerket habe. Es haben aber so viele Leute diese Stadt beschrieben, daß man so gut sein wird, mich von einer so weitläufigen Nachricht, als ich davon geben könnte, los zu sprechen, und sich mit einer gar kurzgefaßten zu begnügen. Die Einwohner des Landes sagen Genua anstatt Genoa, so sparsam sind sie. Sie beschneiden alles, und sogar auch die Worte dieser Stadt, &c.

Diese Stadt ist sehr lange Zeit denen Franzosen von Carl dem Großen an, der solche einnahm, und immer Besatzung dahin legte, unterworfen gewesen. Carl VI. und Carl VII. waren gleichfals Herren davon. Ludwig XI. wurde endlich müde, so unruhige Unterthanen zu haben, welche bei ieder Gelegenheit Meuterei erregten, besonders wenn sie seines Schutzes nicht benöthiget waren, und solchen suchten und wieder Gehorsam zeigten, wenn sie ihren Feinden nicht mehr

mehr gewachsen gewesen. Da dieses Betragen mehrmalen vorkam, so brachte es die Gedult dieses Fürsten aufs äußerste. Er verlies sie, und sie sollten eben eine Beute ihrer Feinde werden, als ihre Abgeordnete wieder erschienen, und um Verzeihung ihres Aufruhrs mit der Versicherung baten, daß sie, wo er geruhen würde, sie unter die Zahl seiner Unterthanen aufzunehmen, ihm jederzeit getreu sein wolten. Der König fragte, ob es ihr wirklicher Ernst war, und ob er in Zukunft Gerecht sein könnte, daß sie ihm wahrhaft und ohne Hinterhalt ergeben sein würden? Ja Sire, antworteten die Abgeordneten. Wir haben Befehl, Eurer Majestät zu versichern, daß wir Ihnen uns mit Leib und Seele, und Vermögen auf ewig übergeben. Eben deswegen sagte der König, übergebe ich euch Lumpenhunde dem Teufel, ihr seit keines andern Herrn wehr. Ich bin nicht zugegen gewesen, als Ludwig XI. dem Teufel dieses schöne Geschenk machte, und meine Erzählung gründet sich zwar auf das Zeugnis vieler Leute, sie sind aber keine Augenzeugen. Wosferne inzwischen die Sache Grund hat, so ist sie hinlänglich, die Schande des Geizes abzulehnen, den man diesem Fürsten vorgerücket hat. Sein Sohn Carl VIII. trug Bedenken, diese Schenkung zu bestätigen, und machte das Recht der Könige, so sie mit den Un-

D 5

mün-

mündigen haben, geltend. Er eroberte Genua, als er auf die Einnahm des Königreichs Neapel auszog, und war immer ihr Herr sowohl als Ludwig XII. Vielleicht hätten unsere Könige diese Stadt noch, wenn nicht der Genueser Andreas Doria den Dienst des besten Regenten unter den Sterblichen, des großen Königes Franz I. verlassen, und sich zu Carl V. gewendet hätte. Inzwischen gab solche Handlung seinem Vaterlande die Freiheit wieder, welches sein Gedächtnis zu verewigen und ihm seinen Dank zu bezeugen, seine Bildsäule beim Eingange des Pallastes der Republic mit dieser Umschrift setzen lassen. Befreier der Republic. Gegen über stehet eine andere vor einen berühmten Mann aus der nemlichen Familie, der den Titel bekommen hat, Erhalter der Republic.

Genua ist gewis eine schöne Stadt. Die Italiener nennen sie, Genua die Prangende. Ich wolte, daß sie bescheldener davon redeten. Solches Belwort kan auf zweyerle Art, davon die eine gehässig ist, verstanden werden. Ich denke man lasse ihr hinlänglich Recht wiederfahren, wenn man sie die schöne und reiche nennet. Ist sie damit zufrieden, so wollen wir vergessen, was man gemeiniglich von ihr saget, daß ihre Berge ohne Holz, ihr Meer ohne Fische, ihre Bürger ohne Treue,

Treue, und ihr Frauenzimmer ohne Scham wäre. Ich kan diesen Verleumdern sagen, daß es sehr schöne und gute Fische zu Genua, viele Steineichen und Castanienbäume, auch andere Bäume in Gebenden ihrer Berge gegen die Lombardie zu gebe, daß ich daselbst sehr rechtschaffen und belebte Leute gefant habe, und eine recht grose Anzahl Frauenzimmer von allerlei Stand, die unter der Aufsicht der P. Jesuiten sind, sehr viel Klugheit besitzen, und Muster der strengsten Tugend sind, ohngeachtet sie der Gewohnheit des Landes gemäs Sigisbeeren haben.

Dieser Ausdruck erfordert eine Erläuterung, und ich ermangele nicht solche denen zu geben, die es nöthig haben, aus Furcht, sie mochten die Sache übel auslegen.

Zu Genua nennet man junge Edelleute, la selbst solche, die ihre Jahre haben, Sigisbeeren, welche bei den Damen den Freund, den Vertrauten so gar, und zuweilen den Liebhaber vorstellen. Diese Herren finden sich bei ihrer Dame ein, wenn sie ausgehen soll. Sie helfen ihr in die Sänfte steigen, begleiten sie zu Fufe, und reden mit ihr, die Hand über den Schlag haltend. Wenn sie in einem Tragestuhl sizet, so machen sie es eben so, die Träger aber dürfen nicht hurtiger, als die Galanen gehen. Ferner erfordert ihre Schuldigkeit, der Dame

Dame die Hand zu reichen, ihr beim Eingang in die Kirche Weihwasser zu geben, sie wieder in die Sänfte, oder den Tragsstuhl zu setzen, selbige nach Hause zu begleiten, und in ihr Zimmer zu führen. Dieses sind nun die äusserlichen Pflichten vom Wohlstand der Eigtsbeen; die andern sind mir nicht bekant. In andern Ländern, und vornemlich in Frankreich würde man böses hievon denken, und doch steket nichts böses darunter; denn anders fals würden die Genueser, welche wenigstens so eifersüchtig als andere Italiener sind, Rath davor schaffen. Sie müssen also von der Klugheit ihrer Frauen, und der Redlichkeit dieser privilegirten Liebhaber wohl überzeuget sein, weil sie dergleichen Dienstleistungen ihren Weibern ruhig erweisen sehen, und so höflich sind, sich dagegen zu bedanken.

Es könnte zwar ein Schalk auf den Einfall gerathen, daß dieses Ceremoniel eine Politic der Ehemänner ist, damit sie diejenigen, die sie in Verlegenheit setzen könnten, von ihren Weibern entfernen, und daß sie einander wechselweise solchen Dienst thun, und dergleichen Aufseher abgeben. Ist dieses, so ist die Sache nicht übel eingefädelt worden. Kan man aber bei der Liebe, wie bei dem Interesse, sich auf des andern Treue verlassen?

Dem

Dem sei wie ihm wolle, niemand stößet sich an solchen Gebrauch, und man glaubet sicher, daß dabei nichts unordentliches vorgehe. Fremde von Ansehen machen denselben mit. Im Jahre 1720. haben wir gesehen, daß der Admiral der Englischen Flotte, wo ich nicht irre der Admiral Horbert, oder Ruffel, bei einer der schönsten Damen in Genua den Sigisbee vorstellte, ohne daß jemand das mindeste dawider eingewendet hätte. Derselbe hatte die Genuesische Mode so glücklich angenommen, daß er vom Kopfe bis auf den Fuß einen gebohrnen Genueser gleich sah. Er war nemlich nach Landesart schwarz gekleidet, mit einem Mantel von nemlicher Farbe, trug eine grose Perrücke, aber keinen Degen, und hatte einen einzigen Lafeien hinter sich. Denn zu Genua ist solches festgesetzt, man mag von noch so grossem Stande sein, und die Edeln mögen noch so unermessliche Reichthümer haben, so darf ihnen nur ein Lafel nachzutreten. Nur die acht Senatoren, die wirklich bedienstet sind, haben so lange ihr Amt währet, zwei Lafeien, nach desselben Niederlegung mus man einen weglassen, daher man, wenn einem eine Person mit zwei Bedienten begegnet, sicher behaupten kan, es sei ein Rathsherr im Amt, oder ein Fremder. Die Damen sind von diesem Gesetze nicht ausgenommen, sie dürfen nur einen Diener, ausser den

den Maulthiertreibern die ihre Sänfte begleiten, haben. Man erlaubet ihnen aus bloßer Gnade, oder läßt es geschehen, daß sie sich eines Nagazō bedienen, d. i. eines Kindes nebst dem Lakaien, so nicht über 14. Jahre alt sein darf. Was die Haushaltung anlanget, so hat die Republic meines Fürstenthums davon nichts festgesetzt, und man kan so viel Bediente haben, als man dienlich erachtet. Wozu aber diene dieser Schwarm von Tagdieben, den man in andern Staten gewahr wird, wenn man damit nicht auswärts prangen kan, wobei sie alleine einigen Nutzen leisten können. Daher siehet man keine Schweizer vor den Thüren, wie in allen Häusern zu Paris. Man kan dieses nicht dem Geldmangel zuschreiben, und jedermann weiß, daß die Genueser recht Geld haben. Deswegen kan das Sprüchwort; kein Geld, kein Schweizer, bei ihnen nicht statt finden, sondern die Ursache ist, weil sie klug, wirtschaftlich, in der Haushaltung disselts eingeschrenket und gewohnt sind, wenn sie etwas ausgeben, ihr Geld so anzuwenden, daß sie und ihre Nachkommen Ehre davon haben. Viele leicht drängen sich auch die Schweizer nicht nach einem Lande, wo die Lebensmittel und besonders der Wein viel kosten, welchen sie jedoch und zwar etwas stark benöthigt sind. Kein Wein, kein Schweizer. In dem Puncte ist Genua ihr Ort nicht.

Warum

Warum ist aber der Wein alda so theuer? Weil man in dem ganzen Gebiete der Republic wenig bauet, solchen aus fremden Orten herbei schaffet, großen Zoll dafür erleget, und weil all derlenige, welcher in der Stadt geschenket und ausgetrunken wird, es mag nun in Häusern, die ihn nicht im Keller haben, oder in Schenken sein, aus dem Nachskeller kommet. Man krieget solchen von aller Art in versiegelten Bouteillen. Die Wirthe können dabei nichts gewinnen, noch solchen durch einige Mischung vermehren. Der Preis ist bestimt, gedruckt und in allen Wirthshäusern angeschlagen. Man darf lediglich sagen, was man vor eine Sorte verlanget, und darnach schicken. Der Wirth bekommt vor seine Mühe die Bouteille, wenn man sie ihm läßt. Wie er aber mit dem Weine nichts gewinnet, also ersezet er solches im übrigen reichlich. Die Wirthshäuser sind wahrhafte Diebslöcher. Man wird jedoch ziemlich wohl darinne bedienet, und das sicherste Mittel disfalls ist, wenn man sogleich dem Kämmerer etwas giebet. So nennet man den Bedienten, der auf die Zimmer und Bedienung Acht hat. Alle Leute von dieser Art sind hüzig auf den Gewinn, und zu Genua mehr, als irgendwo.

Man lebet zu Genua in sehr großer Freiheit. Die Edeln nennen sich unter einander nur bei ih-

ren

ren Taufnamen, und oft ohne einen Titel hinzuzusetzen. Dieses hat einen Geschmak nach der Gleichheit und Republic, der nur denen misfallen kan, die ihre Annehmlichkeiten nicht kennen. Ob sie gleich reich und von einer Geburt sind, die mit derjenigen, welche in andern Ländern am meisten geschätzt wird, in einem Grad stehen kan, so treiben sie doch alle die Handlung, welche bei ihnen gar nicht eutehret, und in andern Orten ebenfalls keinen Nachtheil bringen sollte. Das will nicht so viel sagen, als wenn sie offene Buden hätten, oder nach Gewicht und der Ele verkauften, im geringsten nicht; ihre Handlung gehet ins Grose, und betrifft vornemlich den Geldwechsel und die Banco. Sie haben ihre Schreibstuben in ihren Pallästen offen, und man siehet die größten Herren so fleißig auf der Banco, als wenn sie keine andere Quelle hätten ihre Familie zu unterhalten.

Banco ist die Börse, oder der Wechselsplatz, mit einem Worte der Ort, wo sich alle Negocianten des Morgens um 9. bis 10. Uhr ihrer Angelegenheiten wegen versamlen. Diese ist ein großes viereckiges, langes und ganz allein stehendes Gebäude, so durch Säulen getragen wird, und fast ganz offen ist. Wo ich nicht irre, so stehet eine kleine Kapelle in einer Ecke. Dieses ist der Ordnung gemäs. Der Bucherer zu Madrid würde  
nie

nie seine Handlungsgeschäfte anfangen; bevor er eine Messe gehört hätte. Zu Genua ist man viel zu andächtig, als daß man es anders machen wolte. Dieser Ort ist immer mit unzähligen Leuten angefüllt. Man redet da von der Handlung, vom Wechsel, vom Einschiffen; man verkaufet Steine, Gemälde, Münzen, und Bildsäulen also, welche reden und essen. Es finden sich Mäkler von allerlei Art, und Spizbuben etc, daher man auf sich und seinen Beutel Acht haben mus. Man hat mir daselbst vielmal den Herrn Duraffo gezeigt, welcher Millionen vermag, und Fürsten und Herzogthümer in Spanien, und mehr andere Länder besizet, jedoch aber in seiner kleinen schwarzen Tracht auf seine Handelschaft erstaunt Acht gab, und bei den Stunden des Wechsels aufmerkamer eintraf, als der ärmste Canonicus und der die meiste Familie hat, sich nicht im Chor einzufinden wolt.

Alle Genueser gehen schwarz. Im Winter tragen sie Tuch, und im Sommer Seidenzeug. Ihre alten Kleidungen waren ziemlich seltsam. Man siehet solche auf ihren Gräbern und Gemälden. Dermalen tragen sie einen Rock und Hosen auf Französische Art, eine Halsbinde, und einen Mantel, eine schöne Perrücke, worüber kein Hut kommet, damit sie nicht in Unordnung gerath,

II. Theil. E schwarz

schwarz seidene Strümpfe, corduanene Schuhe, aber niemals einen Degen. Diese Kleidung ist bescheiden, bequem, ernsthaft und kostet wenig, weil sie lange hält.

Die Frauen von Stand, oder welche dafür angesehen werden wollen, kleiden sich alle in schwarzen Seldenzeuch fast so, wie man sie in Frankreich trägt. Ich weiß nicht, ob sie nach den Mülstein (Vectugadins) die Körbe (Paniers) aufgebracht haben, und zweifle, daß ihnen die Republic eine Kleidung erlaubet habe, welche die Folgen einer Galanterie sowohl verbergen kan. Nur die Neuverlobten dürfen bunte Kleider, Stikerei, goldene Spizen und andere dergleichen Possen tragen. Diese Erlaubnis haben sie das ganze erste Jahr ihrer Verheirathung, hierauf gehen sie wie die andern schwarz.

Wie ich oben gemeldet, langten wir den 1. Mai zu Genua an. Sobald wir die Erlaubnis bekommen, den Fuß ans Land zu setzen, trennte sich unsere Gesellschaft, ieder gieng seines Weges bis man wieder einschifte. Was uns anlangte, so hielten wir dafür, es schickte sich besser, daß wir in einem unserer zwei Klöster in der Stadt Quartier nähmen, als in einem Wirthshause. Das älteste dieser Convente heisset das Kloster des H. Dominici, das andere zu U. L. F. de Castello, oder vom Schloß

Schlosse. Sie nahmen wechselweise die Fremden auf. Wir wohnten zu Castello, wo man uns nach Art des Landes höflich aufnahm, ob wir schon Franzosen waren. Dieses Kloster lieget an der Seite des Hafens am Ufer des Meeres. Es ist ziemlich klein und beschränket, weil es auf drei Seiten von Gassen, und von der Stadtmauer umgeben wird. Inzwischen ist es sehr schön, und hat einen guten Theil die Aussicht auf das Meer zu. Was ich da am angenehmsten fand, war ein großer gewölbter Sal, dessen Fenster in die Mauer des Hafens gemacht sind. Die Kirche ist keine der größten, sie ist aber niedlich und sehr wohl ausgeschmücket, hat auch ein Crucifix, welches geredet haben soll. So bald wir dem Superior aufgewartet hatten, lasen wir Messe, worauf man uns sagte, daß der Doge an diesem Tage in der Kirche eines Nonnenklosters Gottesdienst hielt, und mit der Signoria in Ceremonie ausgieng. Zwei Religiosen boten uns auf eine gute Art ihre Gesellschaft an, wenn wir solches sehen wolten, und wir nahmen ihr Anerbieten an.

Man saget, daß die Republic ohngefähr Tausend Mann fremde Truppen, Schweizer, Italiener und Corsen, unterhält, ohne den Landauschuss zu rechnen, den sie in einige Städte leget, wo sie Besatzung nöthig hat, und den sie verstärket, wenn es die Umstände des States erfordern.

Alle fremde Truppen waren in guter Ordnung in den Waffen, gut bewehrt und wohl gekleidet. Sie besetzten die beiden Seiten der Gassen, wo der Doge durchkommen mußte; die übrigen stunden auf den Plätzen in Schlachtordnung, welche ihm auf dem Weg waren.

Der Zug Ihres Durchlaucht und der Signoria, fieng mit einigen sehr wohl gekleideten Officiers an, welche ihren Subalternen befahlen, niemand über die Reihen der Soldaten gehen zu lassen. Nach diesen Officiers kam in einiger Entfernung ein Haufe von Rathsbeamten in ordentlicher Kleidung, und schwarz seidenen Mänteln mit sehr schönen Perrücken. Die Edelknaben des Doge folgten ihnen, welche einen Wams, Hosen und einen kleinen Mantel von rothen Samt trugen, so alles mit goldenen Spizen besetzt war. Ferner hatten sie perlenfarbtige seidene Strümpfe, schöne Perrücken, einen weissen Federhut und weisse Handschuhe. Ich denke, es wären ihrer zehn gewesen. Die noch jung waren, sahen recht gut aus, es befanden sich aber zwei bis drei Graubärte dabel, welche mir zu dieser Tracht nicht geböhren zu seyn schienen. Endlich kam eine Menge von Adeltlichen in seidenen Kleidern und schwarzen Mänteln, worauf ein Officier zwischen zwei andern den Degen des States, diese aber vergoldete Stäbe trugen. Der Degen

Degen war breit, und steckte in einer rothsamtenen Scheide, und war mit goldenen oder vergoldeten Einfassungen gezieret. Der Officier trug ihn auf seine Schulter gelehnt, gleichwie auch die Bedelle ihre Stäbe trugen. Alle drei giengen in einem Glüde, und einige Schritte vor dem Döge.

Derselbe war ein großer wohlgemachter Mann, und hatte eine recht schöne Gesichtsbildung. Seine Kleidung bestand in einem langen Rocke von Car mosinatlas, nebst einem Oberrok von nemlichen Zeug und derselbigen Farben, welcher sehr weit war und große gefälte Aufschläge hatte. Er trug weder eine Halsbinde, noch einen Überschlag, wohl aber eine kleine Trisur von zwei Reihen, die nicht über einen Zoll hervorragte. Er hatte eine sehr schöne Perrücke, und trug in der Hand eine viereckigte Mütze, von nemlichen Stof und Farbe, als seine Kleidung. Diese Mütze ist von derienigen, die die Priester tragen, darinnen unterschieden, daß ihre Spitzen nicht abgesondert, sondern durch den Zeug, der sie decket, verknüpft sind, und sich bei einem hohen Knopfe, welcher ein Eck vorstellte, an dem Orte endigen, wo die Priester- mützen eine seidene Quaste haben. Über das ist noch ein kleiner Saum vorne der spizig zugehet und mit einem Knopfe aufgebunden wird.

Der Doge gieng alleine, und hinter ihm kamen die acht im Amt sitzende Rathsherren zwei und zwei, welche eben solche Röcke, wie jener trugen, nur daß sie wegen des Sommers von schwarzen Atlas waren. Im Winter trägt der Doge Carmosinsamt und die Senatoren schwarzen Samt. Nach den Rathsherren kam eine große Zahl Edeler der zwei Rathsstuben, die ohne Ordnung giengen, alle in schwarzer Seide gekleidet, und mit sehr schönen Perrücken versehen waren.

Da die Kelliglosen, so uns begleiteten, den Officiers gemeldet hatten, daß wir Fremde wären, und wünschten Ihro Durchlaucht zu sehen und unsere Aufwartung zu machen; so waren sie so höflich uns neben sie zu stellen, daher der Doge sehr nahe an uns vorbei kam. Wir machten ihm ein tiefes Compliment, welches er sehr gnädig erwiderte.

Die nemlichen Officiers ließen uns in die kleine Kirche hinein, worinne Se. Durchlaucht und die Signoria Messe hörten. Diese Kirche war sehr mit Stucator, Marmor, Malereien und Vergoldungen gezieret, auch an den Orten, wo sich thun lies, mit rothen Damast, goldenen Borten und Franzen tapezieret. Die Bogen waren mit Schleisfen von rothen Taffent, mit Bändern, und goldenen Zieraten, geschmücket, welches recht schön in die Augen fiel. Der Altar war mit sehr schöner  
Silb

Ellberarbeit versehen, und mit Blumensträußen untermengt, welches ohne Unordnung und auf eine edele und galante Art geschehen. Man zündete Rauchwerk an, welches ohne einen Dampf, wenigstens einen sehr merklichen, zu machen, die Luft mit einem reizenden Geruche erfüllte, der um so mehr zu schätzen ist, als er das Geschlecht nicht beschwehret, welches ehemals ganz allein den Vagebers unterworfen war; solche aber seit einigen Jahren den Manspersonen so freigebig mitgetheilet hat, daß man nun nicht mehr weiß, welches von beiden Geschlechtern am meisten damit behaftet sei. Man hat mir ein Recept über dieses Rauchwerk gegeben, wenn ich mich daran erinnere, so will ich dem Publico zu Ende des gegenwärtigen Theiles dasselbe vortragen.

Die Messe wurde mit Music gehalten. Diejenige, welche der Italienischen Music nicht gewohnt sind, können sich anfänglich nicht darein finden. Inzwischen hält man sie vor recht geschickt, und wenn man den Leuten des Landes glaubet, so haben die Franzosen solche von ihnen gelernt. Es ist auch wahr, daß sie Lulli, der ein Welscher gewesen, zu einer sehr großen Vollkommenheit gebracht; man mus aber untersuchen, ob er alles das aus seinem Lande mit gebracht, was man in dem unserigen an ihm bewundert hat.

Dem sel wie ihm wolle, die Music in Gesung gesiel mir nicht, weil ich nicht solcher Stimmen gewohnt bin, welche weder Kinder, noch Männer, noch Weiberstimmen zu sein schienen. Durch vieles Nachforschen, woher diese Töne kämen, entdeckte ich vier oder fünf Musicanten, die ein breites Gesicht hatten, fett wie die Kapannen waren, und einen großen Mund aufsperten, woraus sie eine starke Stimme wie Harpuder heraus spazieren liesen, indem sie tausend Drehungen machten, ihre Triller entweder zu gebahren, oder ihnen mehr Anmuth zu geben. Es waren viele andere gute Stimmen vorhanden. Das beste war meines Erachtens die Symphonie, welche Kenner ungemein erhoben, denen ich mit Vergnügen bepflichtete. Die Messe war ziemlich lang. Ihre Durchlaucht und die Signoria hörten sie ganz andächtig an. Gewisse Officiers, die in der Kirche herum spazierten, gaben Acht, damit niemand schwatzte, oder wenigstens nicht zu laut redete. Dieses machte mir einen guten Begriff vom Lande.

Der Doge und die Signoria kehret auf einen andern als den vorigen Weg nach dem Pallast zurück, und wenn es die Zeit erlaubet, ist dieses allemal der längste Weg. Wir wollen gleich die Ursache davon angeben.

Der

Der Doge gehet niemals als mit allem Gepränge aus. Will man wissen warum? so antworte ich, weil er selten ausgehet, und daß disfalls ein Rathsdecret und hlerzu sehr wichtige Ursachen erfordert werden. Unter solche gehören die feierliche Proceßion des H. Sacraments, das Jubeliahr, wenn eines ist, oder ein Fest, welches zu den Ceremonien des Pallastes sich eignet. Ausser diesen privilegirten Fällen, komt derselbe nicht aus dem Palast der Republic, worinne er nebst den acht Rathsherrn, die mit ihm am Ruder sitzen, und die sogenannte Signoria ausmachen, herrlich und bequem wohnet. Woserne er aus der Stadt gleng, hörte er auf Doge zu sein, und es war eine grose Kränkung vor die Republic, daß sie gegen ihr beständiges Geseze in dem Punkte, den Doge, welcher im Jahr 1685. an den König geschiket worden, um Verzeihung zu bitten, auf der Reise und nach seiner Wiederkunft vor einen Doge erkennen mußte. Die Senatoren können, wiewol selten, und wenn es ohne Abbruch der Geschäfte geschehen kan, ausgehen. Aldann tragen dieselben ein schwarzes Kleid; das woran man sie kennet und unterscheiden kan, sind die zwei Laketen, indem die andern Nobilität nur einen haben. Den Doge trifft man immer zu Hause an, sobald er in den Pallast getreten, so bet er so lange keinen Fuß mehr in sein eigenes

Hans, bis die zwei Jahre seiner Regierung vollendet sind. Der Canzler der Republic erlaubet ihm solches in folgenden Ausdrücken Euer Durchlaucht haben die Zeit ihrer Regierung geendiget, michin können Eure Excellenz wieder nach Hause gehen. Sehet zwei Redensarten und zwei sehr verschiedene Titel, die man der nemlichen Person in einem wiewohl sehr kurzem Compliment, giesbet.

Das Haupt der Republic heisset man Ihre Durchlaucht. Dieser Titel machet ihn einigermaßen den Königen gleich, wie denn auch die Republic im Besitz des Königreiches Corsien ist, welches sie vor Alters den Sarazenen abgenommen. Man saget, dieses Königreich bringe ihr mehr Ehre als Vorthell. Das wesentlichste so sie davon hat ist, daß sie eine geschlossene Königskrone, über den Schild ihres Wappens setzen, und wenn sie Soldaten nöthig hat, so viele als man gut befindet darinnen anwerben kan. Gemeinlich unterhält sie nur hundert Corsische Soldaten, und solche werden nur gebrauchet die Gerichtshülfe zu vollstrecken, und den Sbirren, oder Häschern, bei Einziehung der Straßenräuber, so man Banditen in Italien nennet, beizustehen, und welche wenn sie sich fangen lassen, eher auf die Galeren als zur Todesstrafe verdammet werden. Zu solchen Händeln schiken sich die Corsen

Corfen desto besser, weil sie meistens in ihrem Lande das Handwerk der Banditen getrieben, und gewohnt sind, auf die steilsten Berge zu klettern, und alles zu wagen, damit sie die auf eines Banditen Fang gesetzte Summen kriegen. Sie sollen der Republic sehr ergeben sein. Das ist auch wohl das beste an ihnen, denn man wirft ihnen so große Laster, und besonders die Verstellung, Grausamkeit und Untreue vor, daß sich wenig Leute auf sie verlassen wollen.

Die Senatoren werden Excellenz genennet, und wenn man die andern Nobili nöthig hat, die man eigentlich nur ihre Hochadeliche Herrlichkeit betitelt, so heisset man sie auch Excellenz, ohne daß sie darüber böse werden. Diesen Rath gab ein Venetianischer Nobili einem ehrlichen Bürger, der ihn fragte, wie er einen Edelmann vom Lande mit dem er zu thun hatte, tituliren sollte. Habe ihn seiner nöthig, sagte der Venetianer, so heisset ihn *Ihro Excellenz*; wo aber nicht so nennet ihn *del Caronne*, d. i. redet mit ihm wie mit einem Betler.

In Italien werden die Superlativi entseztlich verschwendet. Diese Art zu reden ermüdet die so es nicht gewohnt sind. Endlich schicket man sich darein, wie ich selbst erfahren habe; denn ob ich wohl ein Feind von Complimenten bin, so hörte ich mich doch  
wenn

wenn ich einen Bedienten hatte, oder ein wenig die Dienste so man mir that gut bezahlte, ohne Verdruß Hochwürdigster Herr, nennen. Die Republic Genua bestehet aus drei Ständen, aus dem Adel, der allein das Ruder hat, aus den Bürgern, und aus dem gemeinen Volke. Diese zwei letztern Classen sind die zahlreichsten, aber nicht die vermöglichsten. Man muß Schätze und Gunst haben, auch viele Milnen springen lassen, wenn man von der zweiten Classe in die erste kommen will. Und doch ist diese erste Classe, in den alten und neuen Adel eingetheilet, ohngeacht der Doge und die acht Raths-Herren wechselsweise aus beeden Classen genommen werden. Die erste hält sich unendlich höher, als die zweite, und heirathet nicht in dieselbe, und in den Zusammenkünften welche diese Herren in gewissen Strassen der Stadt haben, wo sie sich von Neuigkeiten oder Geschäften zu reden, Lehnstühle setzen lassen; bemerket man, daß sie sich mit den andern nicht abgeben.

Der Adel regiret allein und hat das ganze Hest in Händen. Der Doge und die acht Senatores, die mit ihm im Pallaste wohnen, erkennen in allen Currentsachen, aber wenn etwas sehr wichtiges z. E. Krieg, Friede, oder etwas von der Eigenschaft, vorkommt, so wird der grose Rath versamlet, worinnen alle Nobilität wenn sie 22. Jahre zuruckgeleget

leget haben, ihre Stimme geben. Dieser Rath soll aus 4. bis 500. Personen bestehen. Ich weiß nicht, ob bei einer so großen Versammlung die Geheimnisse sehr verborgen bleiben, aber ich denke, daß man dabei sehr wohl überlegte Entschlüssen fassen. Man kan ihnen dieses einzige zur Last legen, daß sie sich entschlossen, ihre Stadt lieber bombardiren zu lassen, als dem König den verlangten Gehorsam erwiesen, den sie manchmal leisten mußten.

Der Pallast worinnen sich die Reputte also versamlet, ist der nemliche in welchem der Doge, und seine Gemahlin, wenn er vermählet ist, wie auch die acht Raths. Herren, wohnen, die seinen Rath ausmachen und ohnedie er nichts thun kan.

Dieser Pallast ist viereckigt, sehr groß und hoch, auch ganz allein gelegen. Über der großen Pforte gegen den Hafen zu ist ein schwarzer Marmor, mit diesen Worten in vergoldeten Buchstaben Nulli certa Domus d. i. Dieses Haus gehöret keinen Menschen. Das Los bestimmet diejenigen die darinnen wohnen sollen. Solches währet nur zwei Jahre, nach dieser Zeit mus man andern Platz machen, doch kan man wenn 5. oder 6. Jahr verflossen sind, wieder hinein kommen. Die Zimmer dieses Palast sind groß, zahlreich und prächtig. Es sind verschiedene Säle darinnen, worinne unterschiedliche

schiedliche Gerichte sich versamlen welche alle Sachen in letzter Instanz abthun. Der Sal vor dem grossen Rath hat einen Fries dessen Gemälde bewundert werden. Dasselbst ist auch eine Kapelle, eine besondere Schaubühne zu den Ergözllichkeiten Ihrer Durchlaucht; Logen darinnen man auf das Meer, sehr wohl sehen, und Luft schöpfen kan, mit einem Worte, alles, was die Wohnung eines Prinzen angenehm herrlich und bequem zu machen vermag, der alda wie in einem Gefängnis ist.

Wäre es wahr, wie viele nach den Erzählungen anderer übel berichteter oder übel berichtenden Leute dafürhalten, daß Genua ganz von Marmor gebauet worden, so würde dieses wohl der Pallast des Doge sein, oder sein müssen. Inzwischen ist er doch nur von Steinen und Ziegeln eben sowohl als die neun und neunzig Hunderttheile der übrigen Stadt. Alle Häuser sind von Steinen und Ziegeln sechs oder acht Palläste in der strada nuova oder Neuen Strasse, nur einig wenige in der Stadt angenommen. Einige davon sind von aussen gemalet, welches gut ins Gesichtre fällt, und wenigstens die Mauern zu bedecken dienet, welche dem Auge nur was sehr unangenehmes darstellen würden.

Die Gassen von Genua sind sehr enge, daher man sich dorten nicht der Kutschen, sondern nur der Sänften und Tragsühle, oder kleiner Caleschen bedienet,

bedienet, weil die so darinnen sitzen, selbst regieren. Dieses will aber nicht so viel sagen als ob die reichen Leute keine Kutschen hätten, aufs Land zu fahren, sondern die meisten sitzen erst vorm Stadthore ein, sie würden ziemlich verlegen sein, woserne sie es anders machen wolten. Die Stadt stellet eine Art eines Amphitheatri vor. Die Häuser sind gemeinlich hoch, gemeinlich haben sie sechs Stockwerke, welches die Gassen sehr kühl, aber zu gleicher Zeit viel trauriger, und die Häuser, vornemlich das unterste Stockwerk, und die ersten und zweiten Zimmer, finster machet, welche deswegen nur Statszimmer sind, die Gesellschaften zu bedienen, da inzwischen dieientgen, so höher sind, zu der gewöhnlichen Wohnung des Wirths und der Familie dienen.

Die untern Zimmer sind insgemein nur mit vergoldeten Leder tapeziret. Die damastennen Tapeten kommen in die höhern Stuben. Ich habe in vielen ansehnlichen Häusern Gerätschaften und Betten nach Französischer Art und von großer Pracht gesehen, iedennoch siehet man dergleichen weit mehr im alten Geschmak. Auch diese sind kostbar, aber zu unsern Gebräuchen, die die Uppigkeit zu unsern Tagen eingeführet hat, wenig tauglich.

Ehe ich Rom gesehen hatte hielt ich die Klagen zu Genua vor herrlich, wen man aber die St.  
 Peters

Peters Kirche im Vatican gesehen hat, so gefällt ein  
 nen alles andere entweder nicht mehr, oder man hält  
 es vor was geringes. Inzwischen mus man be-  
 kennen, daß es zu Genua schöne Kirchen giebt. Die-  
 ienige welche wegen der Kostbarkeit und Ausschmü-  
 kung am meisten geschäzet wird, ist die von der  
 Anunciata. Sie lieget in einer Ecke eines grosset  
 Places; welcher viereckigt und lang ist, und zur  
 Strada nouva führet, wo die schönsten Palläste der  
 Stadt sind. Diese Kirche wird von den Francis-  
 caners besorget, und ist von der Familie Lomelli-  
 ni, welches edle und grundreiche Negocianten zu  
 Genua gewesen, erbauet worden. Selbige sollen  
 das Drittel ihres Handlungsgetwinstes darauf ver-  
 wendet haben, und solcher muß stark gewesen sein,  
 weil sie im Stand gewesen einen solchen Aufwand  
 zu machen. Inwendig ist sie mit Marmor einges-  
 leget, und hat Malereien, Vergoldungen, und prächt-  
 ge Bildhauerei. Was das äussere anlanget wenigstens  
 auf der Seite die auf die Gasse gehet, wohin das  
 Convent liege, bestehet sie nur aus Backsteinen, und  
 noch dazu aus einer schlechten Maurerei. Die  
 Italläner sezen ein so groses Mistrauen in die  
 Stärke ihren Mauern, daß sie eiserne Klammern  
 an die Eckne, wo ihre Gewölbe ruhen und anfang-  
 en sich zu krümmen, legen, damit solche nicht wel-  
 chen, ob sie dieselbe gleich im vollen Mittelpunct  
 ma

machen; bei denen man am wenigsten den Einsturz befürchten kan. In der Annunciata lies man mit einien von diesen Klammern sehen, welcher wenig Tage vor meiner erstern Ankunft zu Genua mit grossen Krachen zersprungen ist. Man befürchtet es möchte das Gewölbe einige Noth bekommen, und sah sich nach einem Hülfsmittel um; es war aber die Sache darum nicht leicht, weil man hohe Gerüste machen müssen, die zwei Ende des Bogens zu belegen und sie mit einer Schraubkette zusammen zu bringen, oder gar wegzunehmen. Ich würde gewis das letztere erwöhlet haben, denn die zwei Klammern sind mir immer sehr unnützlich vorgekommen, und ich habe niemals dergleichen an die Gewölber der Gebäude, die ich in Aufsicht gehabt, man möchte mich noch so bitten, machen lassen, indem ich mir allezeit angelegen sein lies, gute und richtig gegründete Mauern zu machen, ohne mich um den Stos der Gewölber zu bekümmern, welcher, wenn solche in den vollen Mittel Punkt gemacht sind, sehr wenig bedeutet.

Die Genueser und Florentiner auch andere von ihrer oeconomischen Gemüthsart, machen die Gewölber an Orten, die nicht sehr breit sind, auf eine gar leichte und wohlfeile Art. Sie richten solche blos mit Backsteinen, so durch einen Überzug von Mördel von Pozzolo flach gemacht worden zu, daher diese Gewölbe nur zwei Zolle dick sind. Ich habe

II. Theil

F

habe

habe Klostergänge gesehen, welche funfzehn Schuhe breit waren, und noch breitere Zimmer die auf solche Art gewölbt gewesen. Das ist artig, es kan aber keine große Last tragen. Doch bin ich über diese Gewölber gegangen, ohne daß sie eingestürzt wären. Will man aber Zimmer darüber anlegen so mus man einen Boden auf Querbalken machen, welche auf diese schwache Gewölber weder gestützt sein, noch solche berühren müssen. Zu Genua nent man sie Florentinische und zu Florenz Genuessische Gewölber, gleichsam als sich beede Völker der Kargheit schämten, die sie hiebei bliken lassen.

Ich habe deren in erwehnten Städten und in dern Orten von Italien von einer noch leichtern Art gesehen, die meiner Meinung nach darum tenen vorzuziehen sind, weil sie eben das wirken, nemlich den gewölbten Ort wie ein wirkliches und starkes Gewölbe vorstellen, und weil man bei ihren Einsturz; wofern er durch einen aufferordentlichen Fall erfolget, nichts zu befürchten hat. Man nennet solche Schilf oder Rohr Gewölber, und sie sind auch von selbigen zusammen gesezet. Man machet eine Wehr von kleinem Holze in einer Form wie man gut findet, und nagelt auf die Sprüffel entzwei gespaltenen Schilf die man ganz ausgekernet hat, man schnüret anders in vier Stücke getheiltes und wohl geschabtes Rohr in ienes nach Art einer Flech-

te ein, worauf man Mörtel schüttet wovon ein Drittel Kalch, das andere aber von Puzzolosand ist, und wenn dieser erste Wurf fast trocken worden, so kommt ein anderer von nemlicher Art, daß er feiner und wohl ausgemacht ist, darauf. Man macht ihn mit der Kelle zusammen, und wenn er trocken ist, wird er mit Kalch überstrichen, damit er vollends weiß wird.

Diese Gewölber welche nichts zu tragen haben, welche man als einen Anbau und solche Sache anzusehen hat, womit man die Orte verschönern, und den Staub von unbedeckten Orten abhalten will; diese Gewölber, sage ich, kosten wenig, sind sehr leicht, und dauern dennoch lange Zeit, wenn man nur altes und recht trockenes Rohr nimt, aus welchem das Mark gänzlich heraus gebracht worden.

In der Häuslichkeit können es die Florentiner allein mit den Genuesern aufnehmen. Ich bin nicht so geschickt daß ich bestimmen könnte, welches von beiden Völkern den Vorzug haben solle; sie müßten sich vorher um den Ruhm der Knikerei rauffen. Das spashafte dabei ist daß sie sich über einander aufhalten, und deshalb die lustigsten Märchen erzählen. Ein Genueser erzählte, daß ein Florentiner in ein Wirthshaus gegangen zu Mittag zu essen, und vom Wirth befraget worden war, was er verlangte. Gibt es Fische? sagte der Reisende. Ja,

antwortete der Wirth und zeigte alsbald verschiedene Arten derselben. Der Florentiner fand keinem nach seinem Geschmack, einige waren ihm zu zäh, andere unverdaulich iene gal reich, diese aber nicht frisch genug. Was wollen sie denn? sagte der Wirth erzürnet. Einen Eierkuchen ver-  
setzt der Florentiner, welcher von frischen Eiern, Klein und wohl ausgebacken sein mus. Von wie mit viel Eieren? verfolgte der Wirth. Das ist eine artige Frage, fiel ihm der Reisende trotzig in die Rede, wenigstens von sechsen. Der Wirth wolte die Eier einschlagen, als sich der Florentiner zu ihm wendete. Sehe er mir ins Gesicht, sprach derselbe zu ihm, und indem er sogleich einen Finger auf seine Stirne legte, sagte er, thut was ihr sehet und lasset mich nicht warten, daher das prächtige Essen dieses Mannes, welcher allen Vorrath im Wirthshause besichtigt hatte, mit einem Eierkuchen von einem Ei abließ.

Wenn auch die Erzählung erdichtet ist, denn ich will nicht Bürge dafür sein, so kan man doch gewis behaupten, daß in der Welt keine so sparsame, ich will nicht sagen silzige, Nation sei, als die Florentinische und Genuesische.

Man sagt die Ursache warum so wenige Hunde in Genua sind, sei diese, weil sie Kosten machen. Die Katzen leidet man, weil sie selbst vor ihre Nahrung

nung sorgen, welches bei den Hunden ganz anders beschaffen ist. Die Weiner, welche ihnen in allen Ländern der Welt von Rechts wegen gebühren, werden in diesem Lande besser angewendet. Man zerbricht sie, und zwinget durch die Gewalt des Feuers dermassen den Saft heraus, daß dieienigen welche seit 3. bis 400. Jahren tod waren, eben so viel Saft als dieienige haben, welche eine oder zwei Wochen in einer Genuesischen Küche gewesen.

Es wird erzehlt, es habe ein Senator mit einem Metzger um einen gewissen Preis, das Pfund Fleisch behandelt gehabt. Als der Metzger nach Verfluß des Jahres kam, sein Geld zu holen, fragte ihn der Rathsherr, ob er nicht das Pfund Fleisch so und so behandelt hätte. Ja, sagte der Fleischer, ich glaube, daß Euer Excellenz sich nicht beklagen können. Ihr habt recht, sagte der Senator, und ich habe auch besonders auf euren Nutzen gesehen. Ich habe aus dem Weinen alles mögliche heraus pressen lassen, die Weine aber stehen nicht in unsern Handel, wie ihr nicht leugnen könnet, weil wir nach euren eigenen Geständnis blos vom Fleisch einen Contract gemacht haben. Daher habe ich euch die Weine aufheben lassen, welche ihr wieder annehmen und so viel sie wiegen von der ganzen Lieferung abzählen müset. Der Metzger mochte immer vorstellen, daß das Fleisch nicht ohne Wein verkauft wür-

de, der Nobill antwortete, er hätte nicht lebndiges sondern todes Fleisch gekauft, also wäre ihm die Weine unnützlich, und dabel mußte es sein Beswenden haben.

Hieraus ist zu folgern, daß die Küchen in diesem Lande nicht viel Holz brauchen, und wie die Kleidung der Köche, sehr wohl aufgeräumt sind. Es wäre ein Verbrechen, daselbst was fettes zu finden, ein solcher Koch würde als ein Verschwendter weggelaget, und an seinem Lohn einen Abzug wegen des Oehls und des Fettes leiden, so er an sich gehänget hätte. Wie prächtig des Doge Tafel sei, kan man aus dem wenigem schliesen, so die Republic zu seinem Unterhalt giebet. Er bekommt nur 500. Thaler, und kan man damit große Sprünge machen?

Die Handlung der Genueser ist sehr weltläufig daher sie viel schreiben müssen. Das Briefporto kommt hoch und machet wenn das Jahr vorüber ist, eine namhafte Summe. Die Briefe werden gewogen, und darnach bezahlet. Die Genueser haben das Geheimnis gefunden, viel zu schreiben und wenig Porto zu geben. Sie bedienen sich eines so feinen Papieres als unser Schlangen Papier, schreiben klein, enge und Laconisch, machen weder Complimenten noch Umschläge, und da die kleinsten Siegel so gar etwas wiegen, so bedienen sie sich eines gewis-

gewissen rothen Zeiges, der mit einem bißchen Speichel angefeuchtet, und ganz sachte aufs Papier an dem Ort geleyet wird, wo man so gleich das Pitschaft darauf drucket, und der Brief ist so feste zugemachet, als wenn man ein Stückchen Leim darauf gethan hätte. Ich habe von diesem Zeig etwas mit gebracht, und es ist nichts bessers und leichters.

Ich habe gesaget, daß der Orden der Predigermünche zwei Klöster zu Genua besitze, und das eine kürzlich beschriben, so nechst am Hasen lieget, und der S. Mutter Gottes de Castello geweiht ist. Das andere heisset das Kloster des S. Domitiei, welches sehr alt, sehr gros, und recht schön gebauet ist. Dieses Kloster kan man herlich nennen. Die Kirche ist fast ganz von Marmor, mit sehr schönen Kapellen, vielem und recht kostbaren Silberwerk, und Tapeten von Damast mit goldenen Vorten und Franzen, versehen. Die meisten Religiosen waren aus dem besten adelichen Häusern, hatten gute Einkünfte, und Wohnungen von drei bis vler Abtheilungen, welche sehr nette und wohl mit Geräthen versehen sind. Ich hatte mit einigen dieser Religiosen auf meinen verschiedenen Reisen nach Genua, und bei ihrer Anwesenheit zu Rom, oder zu Civita Vecchia, wo ich einige Jahre mich aufgehalten, Freundschaft gemachet, und bin allemal in diesem Kloster willkommen gewesen. Sie haben

mich bei ihren Freunden und Verwandten bekant gemacht, und durch ihre Vermittelung habe ich Genaa besser, als diejenige Reisende kennen lernen, die nur durch ein Ort kommen, ohne da zu bleiben und bekant zu werden. Fast alle alte Familien der Stadt haben ihre Begräbnisse in der Kirche und im Kloster. Da habe ich die verschiedene Tracht der Mäns, und Weibspersonen, nach den unterschiedlichen Zeiten, worinnen sie geiebet, gesehen. Wenn ich irgend wieder in dieses Land kommen sollte, so würde ich solche unterschiedliche Kleidungen, die Wappen so man führte, und andere Alterthümer, die man über diesen Grabmalen findet, abzeichnen lassen, und ich bin versichert, daß die Liebhaber meine Nachrichten mit Vergnügen aufnehmen würden.

Dieses Kloster empfand noch die Bombardirung von 1684. aber bei weitem nicht so stark als verschiedene andere Orte, welche gänzlich verwüestet und noch nicht wieder hergestellt worden waren. Das ganze Viertel von Carignan war im Jahr 1706. nur noch ein Steinhäuf, und im Mittelpuncte der Stadt waren über 500. zerfallene Häuser. Unsere Religiosen bemüheten sich, mir den Schaden zu zeigen, den die Bomben in unserer Kirche, in dem Kloster und in unsern daran liegenden Häusern angerichtet haben, und obgleich alles was

was ihnen gehöret, wohl ausgebessert worden, so haben sie doch an einigen Orten die von den Bomben gemachte Löcher des Andenkens wegen sehen lassen, damit man vermuthlich nicht wieder in die Fehler fallen möchte, die ihnen eine so erschreckliche Züchtigung zugezogen.

Die Büchersammlung unsers Klosters ist ganz gut. Es sind alda alte Handschriften und Nachrichten von den Kriegen und den Zügen, die die Genueser in das Morgenland und nach Palästina gethan haben, welche verdienten ans Licht zu kommen. Es sind auch Originalien von den ersten Reisen des Americi Vespuccii darinnen, und viele andere merkwürdige Stücke, wovon ich Abschriften hätte haben können, wenn ich im Stand gewesen wäre, solche abzuschreiben, oder abschreiben zu lassen.

In den Wirthshäusern zu Genua isset man ganz gutes Brod, aber das Brod so in den Klöstern und Privathäusern gebaken wird, schmecket nach der Sparsamkeit des Landes. Es werden daselbst die Regeln der Salernitanischen Schule gewissenhaft beobachtet, und da das starke Brodessen sehr ungesund ist, so giebet man jedem Religiosen ein so kleines Stücke, daß man es vor eins von den Broden halten solte, womit der H. Nicolaus die Solentin das Fieber geheilet hat. Nun bringet

get man zwar den Fremden zu gefallen gegen das Ende des Essens noch Brod, man schneidet aber diese kleine Brode in Stücken, ohngefehr wie die Kirchendiener das geweihte Brod schneiden, so sie dem gemelnen Volke austheilen. Das übrige Essen stimmt damit überein, und ist so wenig, daß man sich auf eine Genuesische Mahlzeit nicht besorgen darf, den Magen überladen zu haben. Ich glaube die Kinder werden zum Hungerleiden angewöhnet. Das ist eine artige Haushaltung.

Die Erzbischöfliche Kirche zu Genua ist dem H. Lorenz gewidmet. Sie ist sehr schön, groß, mit Marmor eingefasset, und fast durchaus mit weissen und schwarzen Marmor gepflastert, ingleichen sind viele Vergoldungen, sehr schöne Gemälde, und ein auf vier marmornen Columnen ruhender Singchor darinnen, alwo man eine Reliquie des H. Johans des Täufers, als Patrons der Stadt, prächtig aufbewahret. Ich habe solches Heiligthum in einem Umgang tragen sehen, dem der Doge mit der Signoria, dem großen und kleinen Rath, mit einem Wort die ganze Stadt beiwohnte. Die Damen lagen an den Fenstern und empfingen viele tiefe Verbeugungen von denen, welchen sie der Gewohnheit nach Blumen zuwarfen. Auf dem Genuesischen Gelde stehet das Bildnus des H. Johans, und ihre Thaler sollen die besten

sten in Welschland sein. Man nennet sie Genulnen; sie gelten zwölf Julios, an statt daß die Livorninen oder Florentinische Thaler nur neune, und die Päpstlichen zehen einen halben, und die ordentlichen, d. i. die eingebildeten Thaler allein zehn gelten.

Ich war so neuglerig mehr als einmal das angebliche Befen zu sehen, woraus unser Heiland das Osterlamm geessen haben soll. Man hält es in Genua vor eine solche Wahrheit, daß es unsterblich war, einigen Zweifel deshalb zu erregen. Je mehr ich es sah, desto weniger hielt ich es vor ächt. Erstlich ist es nicht gros genug, ein Lamm darein zu thun; zweitens war weder unser Heiland, noch dertentige so sein Haus hergab, das Nachtmahl zu halten, so reich, daß sie hätten, ein so wichtiges Geräthe besitzen sollen. Und wie hätte drittens dieses Stücke, so des Salomons Eredenzisch gewesen sein soll, ienem Hauswirth in die Hände kommen sollen, ohne daß es die Römer, als damalige Herren von Jerusalem, und geldgierige Leute gewußt und ein Mittel gefunden hätten, einen Haader vom Zaun herunter zu reissen, diesem Mann ein Stücke, so sich besser vor einen Fürsten als vor eine Privatperson schickte, zu nehmen. Wie hätte selbiges denen nach Salomons Tode erfolgten oftmaligen Plünderungen der Stadt Jerusalem

ent

entgehen sollen? Warum sollte es zum Osterlam, einer Ceremonie des Gesezes dienen, welche **IESUS CHRISTUS** in dem Nachtmahl abgestellt hat? Ich denke, es wäre diesem Töpfe rühmlicher, wenn man sagte, es habe dazu gedienet das Brod hinein zu legen, welches **IESUS CHRISTUS** consecrirte und in seinen kostbaren Leib wesentlich verwandelte, als vor das Osterlamm, welches nur das Vorbild des H. Abendmahls war. Das Becken wäre ungleich verehrungswürdiger, wenn man annähme, daß es vor das Wesen, als daß es vor den Schatten gebrauchet worden.

So hat aber der König **Balduin** von Jerusalem, mit diesem Becken den Genuesern ein Geschenk gemacher, ihnen vor ihre wichtige Dienste seine Erkänlichkeit abzustatten. Das ist löblich, die Fürsten sollen prächtige Geschenke geben, wo hat aber **Balduin** solches her bekommen? Wie ist eine so gebrechliche Sache der durch den **Titus** geschenehen Plünderung Jerusalems gänzlich entgangen? Und wie hat man nach so vielen Jahrhunderten erfahren, daß es die Ehre gehabt, dem **HERRN IESU CHRISTO** und dem ganzen H. Apostolischen Collegio zu dienen?

Ausserdem ist es wohl gewis, daß diese Schüssel von ächtem Smaragd, und solcher dermassen der einzige seiner Art gewesen, daß man keinen andern,

bern, oder gar mehrere finden können, das übrige  
 Service des Salomons zu machen. SALO-  
 MON war reich und prächtig genug, ein ganzes  
 Tischgeräthe von der Art zu haben, und ist solches  
 an dem, wo sind denn die andern Stücke hingekom-  
 men?

Zu Genua antwortet man, es wäre dieses  
 Stück durch ein Wunderwerk erhalten worden, da-  
 mit es zur hochehrhabenen Ceremonie des letzten  
 Abendmahls Jesu Christi dienen sollte. Wenn  
 man von Wunderwerken zu reden anfängt, so wer-  
 de ich stumm; es komt hier aber nur darauf an,  
 daß man von einem derselben überzeuget ist. Ich  
 kan mit so mehreren Gründe daran zweifeln, als  
 verschiedene Kirchenscribenten daran gestrandelt,  
 und einige behauptet haben, die Schüssel in welcher  
 das Osterlamm aufgesetzt worden, wäre nur von  
 Silber gewesen. Meines Ermessens weis einer so  
 viel davon wie der andere. Inzwischen ist es gut  
 den Genuesern das Befehl zu lassen, und zu war-  
 ten, bis uns die Zeit und ein Ohngefähr den Kelch  
 bringen.

Es ist dieses nicht das einzige und seltene  
 Stück in solchem Schatz, es giebt deren viel meh-  
 rere, aber ich habe niemals Zeit gehabt, ein Ver-  
 zeichnis darüber zu machen.

Die

Die Kirche des H. Ambrosius gehört den Jesuiten. Selbige ist schön und sehr kostbar, wie man dann darinne herrliche Arbeiten von vortreflichen Marmor, und Schildereien von den besten Künstlern siehet. Die Kenner sagen, sie wäre zu ihrer Weltchaft zu kurz. Ich gestehe es, dieses ist ein Fehler, er wird aber durch den Vortheil wohl ersetzt, welchen sie hat durch eine Galerie mit dem Pallaste der Republic verbunden zu sein, wodurch der Doge, und die Väter Gelegenheit finden, in ieder Stunde und so oft sie es nöthig haben, zusammen zu kommen, ohne das allenthalben zu übeln Gedanken und zur Verleumdung geneigte Publicum, etwas dagegen einwenden könnte.

Der Hafen zu Genua ist gros und tief, aber unsicher, indem er dem Südwestwind ausgesetzt ist, welcher daselbst oft viel Unheil anrichtet. Man hat durch eine ziemlich dicke Mauer in diesem Hafen eine Bucht im Hafen, und einen kleinen geschlossenen Hafen gemacht, der durch eine Kette sich schlieset, damit die Galeren der Republic daselbst wären. Dieser Ort heißt die Darce, oder Darfena. Die Barken und andern kleinen Fahrzeuge flüchten sich im Ungewitter dahin.

Seit der Beschließung vom Jahre 1684. hat man einen neuen Dammbau gemacht, worauf man hinlängliches Geschütze stellen will, damit die Bomben  
bar

hardiergalloten der Stadt nicht zu nahe kommen, und sie beschleßen können. Die Genueser sind ihrer Vorsicht wegen zu loben. Inzwischen glaube ich doch die beste Vorsicht vor sie sei diese, sich mit Frankreich zu halten, und nicht durch übele Aufführung eine zweite Strafe, die ärger als die erste werden könnte, zuzuziehen.

Die Leuchte, so den Schiffen zu Nacht den Weg weist, und machet, daß man bei Tag sehen kan, was auf dem Meere vorgehet, ist ein sehr hoher und sehr schöner Thurm, und lieget in der Mitte einer kleinen unregelmäßigen Veste, die die Franzosen erbaueten, die Genueser im Zaum und Gehorsam zu erhalten. Bei dieser kleinen Schanze gehet die Einfassung (Envelope) der Stadt an. Solche bestehet aus Bastien und Cortinen, ohne Gräben und Aussenwerke, ausgenommen beim St. Thomas und Carlignanischen Thore, wo Gräben, und die Bastien viel besser sind, als in der übrigen Einfassung.

Über solche Einfassung, die man die innere nennen kan, ist eine andere auf einer Anhöhe, worauf alle umliegende Berge mit ihren Gipfeln stosen, und welche die Güther und Landhäuser, so zwischen der Stadt und solchen Gipfeln liegen, vor den Einfällen der Banditen in Sicherheit sezet. Meines Erachtens ist das der einzige Nutzen, den man davon haben

haben kan; denn woferne Genua solte belagert werden, so würde diese schwache Befestigung die Aproschen nicht 5. oder 6. Stunden aufhalten können. Und dennoch müsten sich alle Genueser dahin stellen, damit sie elne so grose Welttschaft sehr mittelmäßig vertheidigen, und Gefahr laufen, ehe sie wieder in die Stadt flüchten könnten, abgestnitten zu werden. Disfalls haben sie sich auf ihren Macedonischen Wall, d. i. auf die Menge und Tapferkeit ihrer Bürger zuverlassen. Kan man aber auf Kaufleute, und höchstens auf Botsknechte, Stat machen?

Das Statsruder ist platterdings in den Händen des Adels, und der gemeine Mann darf nicht in die Karte guken. Aus den Nobili werden alle Bedienten durch das Loos erwehlet, deren der Staat benöthiget ist. Diese auf einen blinden Zufall gebaute Wahlen haben ein Spiel, oder die Art einer Bank hervor gebracht, wo meines Erachtens die Republic den besten Theil hat, der ihr lächerlich wichtige Summen einträgt. Dabei komt es darauf an, daß man die Namen der durchs Loos erwehlenden Bedienten erräth. Man schreibet die Namen von zwei, drel, vler oder mehr Nobili auf ein Zettelchen, und sezet nach Belieben ein Stück Gold darauf. Fügt sich von ohngefehr, daß die vler aufgeschriebene Personen aus der Büchse gezogen werden, so gewinnet man elne recht grose Summe, und

und kan vielleicht diejenige, so aufs Spiel halten, um die Bank bringen. Dieses aber trägt sich in hundert Jahren nicht einmal zu, deswegen die Bankirer allezeit gewinnen. Unterdessen ist fast in ganz Italien eine solche Raserei, sein Geld in dieses Spiel zu wagen, daß man immer wie in eine offene Lotterte darein leget, und vor einem der gewinnet, immer eine Million um das ihrige kommen. Die Ziehung dieser Namen geschlehet mit Gepränge, man sezet das Venerabile aus, und hält ein Hochamt, dem die Candidaten der Aemter betwohnen. Die Hauptspieler, die aufmerksamer als andere sind, finden sich mit ihren Büchern daselbsten ein, wie auch die Spielenden; ieder erwartet mit einem Herzklopfen den Ausgang seines Schicksals. Man sagt, daß mit dieser frommen und der Religion geeigneten Ceremonie, Dinge bisweilen vermehret, wo der Fürst der Finsternis Theil hat; und daß die Begierde nach Geld oftmals Leute bewogen habe, ihre Seelen zu verschmerzen. Deswegen ist der Pabst und andere Regenten in Italien veranlasset worden, dieses Spiel in ihren Landen zu verbieten; es hat aber der Geiz neue Mittel gefunden, und findet solche noch alle Tage, dergleichen weise Verordnungen zu vereteln, und sich durch ein so nachtheiliges Spiel unglücklich zu machen.

II. Theil:

G

JH

Ich habe erzehlen hören, daß ein Spieler, der eine Quint genommen, so glücklich gewesen, aus der Büchse vier von ihm erwählte Namen ziehen zu sehen. Die Hauptspieler erhielten einige Augenblicke Frist, sich mit diesem glücklichen Spieler zu setzen, der, wofern der fünfte Namen gekommen wär, die Bank gesprengt haben würde. Sie thaten ihm vortheilhafte Anerbietungen, welche er durchaus nicht annehmen wolte. Man zog fort, und da ihm die fünfte Kugel nicht günstig gewesen, so sprang er gleich von der Versammlung weg zum Meere, stürzte sich hinein und ersoff.

Man mus nicht denken, daß das Volk zu Genua die Herschaft der Edelen ohne Murren ertrage. Es hat mehrmalen gesucht, solche mit ihnen zu theilen; gleichwie dasselbe aber arm und wenig eins ist, also hat der Adel die Anschläge, die es gegen ihn geschmiedet, immer entdeckt, und hintertrieben, sich auch dawider in dem Ansehen und der Verfassung erhalten, welche er, seit dem die Treulosigkeit des Doria das Joch einer fremden Herschaft abgeschüttelt, allezeit zum Augenmerk gehabt.

Indessen ist er seiner Politie und weisen Staatsverfassung ungeacht mehrmalen dem Verderben nahe gewesen. Die größte Gefahr aber, in welcher er stund, kan man ins Jahr 1547. setzen, da Johann Ludewig Fieschi, Graf von  
Laz

Lavagno, einer der edelsten und reichsten Bürger die Stadt erobern, und sein Vaterland unterdrücken wolte. Die Geschichte dieser Ereignis ist vom Augustin Mascardi Itallienisch geschrieben und 1608. unter dem Titel zu Rom gedruckt worden, de Conjura de Conte Cio Luigi de Fiéchi. Der Verfasser dieser Geschichte behauptet, der Marschall von Trivultio hätte hauptsächlich den Samen zu solcher Verschwörung in dem Herzen des Graven Fieschi ausgestreuet. Nun ist es an dem, daß dieser der Krone Frankreich, wie es seine Pflicht erforderte, zugethane Marschall, auf Mittel sann, Genua wieder unter die Botmäßigkeit des Königes, seines Herren, zu bringen, welcher es nöthig hatte, das Weilandische zu erhalten oder zu wiederbringen, er war aber weit entfernt, eine neue Monarchie stiften zu wollen, die Frankreich mehr schaden konte, als eine Republic. Auch hat er dem Graven Johann Ludewig nie was anders als Eifersucht gegen den Doria und seinen Neffen Jannetin, welchen er adoptiret hatte, beigebracht, weil jene die Statsachen dermassen an sich gezogen, daß sie die Republic unumschrenkt regierten. Gleichwie es aber nimmer möglich war den Doria, der sich an Carln V. gänzlich ergeben, wodurch dieser Kaiser Herr von Genua, Franz I. König in Frankreich aber darum gebracht

würde, zu gewinnen; also war Frankreichs Nutzen gemäs, die übergroße Gewalt des Doria herabzusetzen, oder wenigstens so zu schwächen, daß man eine Trennung in der Republic bewirken, und einen Theil derselben auf die Französische Seite ziehen konnte, wenn es gleich nicht möglich war, alle Glieder derselben vom Kaiser abwendig zu machen.

So war des Marschalls Trivulzio Entwurf beschaffen, und er ist um so mehr gerecht und vernünftig gewesen, als dem Pabst unendlich viel daran lag, daß die Macht des Kaisers sich durch die Zusammensicht der Genueser noch mehr vergrößerte. Dieselbe war bereits alzugroß, daher dann der Pabst und die andern Italienschen Fürsten in das Bündnis traten, so mit dem Grafen Fieschi gemachet worden. Durch einen versteckten Kauf erhielt er von ihnen sechs Galeren, deren Unterhalt der König von Frankreich zahlte. Man gab ihm eine Zahl auserlesener Truppen, und hielt deren eine große Menge in Bereitschaft, ihn im Nothfall zu unterstützen. Man räumte alles ein, was man nöthig hielt, nur damit Genua die Macht des Kaisers in der Wäge halten möchte, welcher ganz Italien fürchtbar würde, und versprach ihm eine solche Gewalt in seiner Republic, welche niemand mit ihm theilen sollte.

Denn

Dem Ansehen nach ist bei diesem Entwurfe nichts ungleiches. Man strebte nicht nach der Freiheit der Republik, dagegen aber machte man sie gleichsam zum Schiedsrichter zwischen zwei großen Fürsten, welche sich alle Mühe gegeben haben würden, sie, wegen ihres Hafens und des Durchzuges durch ihr Land ins Meiländische zu Wasser, auf ihre Seite zubringen.

Aber die Räche des Graven stößten ihm andere Absichten ein, und bewogen ihn zu andern Massregeln. Es waren ihrer drei Vincenz Calcagno, ein alter Diener des Hauses Fieschi, hatte den ersten Rang darunter. Derselbe erzog den Graven und hatte sich viele Gewalt über sein Gemüthe erworben, und erhalten. Der zweite war ein Rechtsgelehrter von Savona, Namens Raphael Sacco, ein kluger und listiger Mann; er besaß mehr Muth als man gemeinlich bei Leuten seiner Art findet, und liebte große Unternehmungen. Nichts setzte ihn in Verlegenheit, er fand im Augenblick Mittel und Wege, war von einer unüberwindlichen Standhaftigkeit, beredt, gemein (populaire) und mit einem Worte geschickter als irgend ein Mensch in der ganzen Welt, große Anschläge zu schmieden, mit Belahheit auszuführen, und mit Muth zu unterstützen. Er war denen Dogia von Person feind, und sah mit äußerstem

Verdruß, daß sie in der Republic mit einem despotischen Zwang herrschten, und den Schein eines freyen States nur noch in ihren Unterbedienten auf eine schwache Art blitzen ließen. Der dritte war ein Genuesischer Bürger, Namens Johann Baptista Verina, ein gewaltsamer und hitziger Mann, der den Adel und vornemlich die Doria von Natur und entseztlich haßete, es sei nun, daß ihm von ihnen übel begegnet worden, oder daß er beim Umsturz des States Gelegenheit zu finden glaubte, sich zu einem bessern Glücke zu schwingen. Da derselbe das Haupt einer zahlreichen Familie, und ein Mann von Verstand und Entschlossenheit war, auch beständig über die Regierung polterte; so hatte er sich einen starken Anhang von seines gleichen Leuten gemacht, die viele andere ihrer Art an sich zuehen, und bei Gelegenheit den ganzen Pöbel in Harnisch iagen konnten. Und dieses letztere war dem Graven Fieschi am meisten nöthig.

Wiewohl diese drei Männer in Ansehung der Erfüllung des Tractats, wobei sie vielleicht ihre Rechnung nicht fanden, oder andere Ursachen hatten, die sie nicht vor nöthig erachteten dem Publico mitzutheilen, anfänglich nicht einerlei Meinung waren; so vereinigten sie sich doch zuletzt dahin, daß der Fall des Doria kein so wichtiger Gegenstand wäre, der Gefahr werth zu sein, der sich ihr Herr  
 aus

ansetzen wolte. Es würde vor ihm zu wenig sein, das Haupt einer Republic zu werden, worinne ihn der Adel niemals mit günstigen Augen ansehen, und ohne Unterlaß suchen würde, es ihm so zu machen, wie ers mit denen Doria vorhätte; es wäre besser nach der Alleinherrschaft zu streben, das Volk würde ihn mit Vergnügen auf dem Thron sehen, und darauf erhalten, und lieber einen König zum Oberhaupt haben, als so wie bisher von einer Menge Tyrannen, worans der Rath bestünde, geschoren werden.

Man kan leicht denken, daß sie nicht vergaßen, in diesem iungen Graven allen Ehrgeiz zu erregen, wo von er ohnehin nur allzusehr entzündet war. Sie machten ihm einen erstaunlichen Anhang unter dem Volke, und da sie beständig sich stellten, keine andere Absicht als die mit den Bündsgenossen festgesetzte, zu haben, also leiteten sie die Sachen so ein, daß er fast an den Thron kam, worauf er Plaz nehmen wolte.

Diesen großen Entwurf auszuführen, wurde die Nacht des ersten auf den zweiten Jenner des Jahres 1547. auserlesen. Der Grav Johann Luz Dering fand einen Vorwand durch ein Abendessen, den ganzen iungen Adel der Stadt zu sich zu bringen. So bald er dieselben in seinem Pallast hatte, dessen Thore so wohl bewachtet wurden, daß niemand hinaus konte, erklärte er ihnen, man müste die Republic in Freiheit setzen, und von der Tyranei der Doria,

und berer so nach ihren Willen schalteten, entloffen. Da er beredt war, so hatte er diese jungen Leute bald eingenommen. Man reichte ihnen Waffen; sie nahmen sie an, und als die Stunde erschienen, marschirten sie mit ihm aus.

Anfangs begleitete sie das Glück. Sie eroberten die Pforten des Hafens, drangen in die Darse, worinnen die Galeren des Doria und der Republic waren, und erklärten sich in einem Augenblick vor den Graven.

Als Jannetin Doria vernommen, daß es auf den Galeren Lermen gäbe, so gieng er mit zwei Bedienten dahin, Rath zu schaffen. Da ihn die Wachten, so der Grav an das Thor postiret hatte, um seinen Namen befragten, so hatte er solchen kaum genennet, als er erschossen wurde. Der Grav wolte sich eben der St. Thomaspforten und des Palastes des Doria bemächtigen, wo der alte Doria, den das Podagra nagte, ohne Widerstand wäre ums Leben gekommen, als er indem er über die Bretter aus einer Galere gieng, ins Meer fiel, ohne daß es seine Leute sahen, und wegen seiner schwachen Rüstung ersof.

Raum wurde sein Tod bekant, als sein ganzer Anhang auseinander lief. Seine vornehmsten Helfers-  
helfer stiegen auf eine Galere, und entflohen nach Frankreich; Die Republic aber stülte durch ihre  
Klug-



Stadt heißet Sestri di Levante, zum Unterschied eines andern Sestri, so man Sestri di Ponente nennet, welche sechs Meilen von Genua zu Abend lieget. Ehedem war diese Stadt wichtiger als heut zu Tag. Dennoch ist sie die Residenz des Bischofs von Brignano, der den Anschein nach in seiner Heimat eine schlechte Wohnung haben mus, weil er genöthiget ist, sich in einen so kleinen Ort zu begeben.

Unser Orden hat ein Kloster alda, so in Wahrheit klein, aber sehr schön und sehr nett ist. Wir wurden da unvergleichlich wohl empfangen. Es befand sich ein Religiose aus Flandern daselbst, welcher in Frankreich gewohnet hatte, und alles that, uns Proben seiner Gewogenheit und seines guten Herzens zu geben. Als ich ums Kloster herum spazieren gieng, so ganz vom Meer umgeben ist, fand ich ein kleines Wasser worin ich mich badete. Mein Kerl fiel auf den Gedanken, meine Haugmatte in dem Bette auszubreiten, so man mir bestimt hatte. Die Keuschheit des Bettes zog alle Religiosen dahin; alle wolten sich darein legen, und alle fielen nach einander heraus. Ich musste mich in ihrem Beisein hinein legen und ihnen zeigen, wie sie damit umspringen solten, ingleichen auch die Gefälligkeit haben, daß sie meine Anweisung probirten, weswegen dasienige Bette, so man zu meiner Gemächlichkeit vor mich machte, Ursache war, daß ich einen guten Theil der Nacht nicht schlief. Des andern

andern Tages las ich Messe, und wir wurden zu Abend mit der nemlichen Höflichkeit als zu Mittag bewirtheet. Worauf ich das Ansehen unsers ehrlichen Fländerischen Religiosen, dergleichen er hier und zu Genia selbst viel hatte, anwenden mußte, damit wir unsere Felouque fort brachten, weil der Patron und die ganze Mannschaft von diesem Ort waren, und gerne den ganzen Tag da geblieben wären; inzwischen mußten sie wandern. Unsere Väter waren so gütig uns bis an das Wasser zu begleiten, wo wir Lebensmittel fanden, die uns der ehrliche Flauländer zu unserm Mittagessen hatte bringen lassen.

Indem wir vor einer Ecke vorbei kamen, hatten wir einen Schrecken anzusehen. Wir wurden in der Mitte der Bucht einer Barken ansichtig, die wir anfänglich vor eine Barke aus der Barbarei hielten. Ich sagte zu dem Patron, sich ans Ufer zu halten, welches er that, daher wir ganz nahe an das Land kamen, in der Absicht darauf zu springen, wo wir verfolgt werden sollten. Die Barke wurde unsers Irthums gewahr, und steckte eine Genuesische Flagge auf, da mir aber solches zweidentig vorkam, so wolte ich unsere Felouque nicht weiter zusegeln lassen. Am Ende erkante und näherte man sich, und redete zusammen, wobei uns der Patron der Barke versicherte, daß die Küste rein, d. i. darinne nichts zu besorgen wäre, und wir in halben einer Tartane, deren Patron er uns nannte, begegnen würden.

Wie

Mit so guten Neuigkeiten setzten wir unsern Weg wieder fort. Wir begegneten der Tartane, die sich so nah um uns umseh, daß sie beynabe über uns hinüber gefegelt wäre. Nachdem wir dieser bedeu Gefahr entgangen, bewogen wir unsere Fuhrleute, uns auf einem Fels in der Mitte einer Bucht, welche eine hohe Bucht deckte, uns aber beschattete und erfrischte, abzuladen, alwo wir mit mehrerm Vergnügen, als in unserer Felouque, das Mittagessen einnahmen. Wir reiseten davon gegen 3. Uhr ab, und langten, da wir guten Wind und Weg hatten, frühzeitig genug zu Porte Beneve an, welches etwan 25. Meilen von Gestradi Levante lieget. Es ist ein Markflecken der die Ehre hat, eine Stadt zu heißen, welche Stadt aber klein, schlecht gebauet, arm, und auf der Abendseite des Meerbusens de la Specia, oder Spezza lieget. Dieselbe hat einige Überbleibsel von alten Manern über dem Ufer des Meeres, nebst einer Thüre die man, wie sie noch Flügel hatte, zuschloße. Vielleicht wurden sie bei meiner Durchreise ausgebessert. Sie lieget an einer Höhe deren Gipfel mit einer Art Nests besetzt ist, an dessen Fuß man die Pfarckirche bauete, deren Thür über eine Esplanade gieng, welche eine sehr schöne Aussicht über das Meer, über die Insel Palmgria, oder Palmacia, die gegen über lieget, und den ganzen Meerbusen hat. Es ist alda ein kleines Kloster der Zocolanti, oder Recollecten außer der Stadts Mauer,

Mäuer, worinne wir Messe lasen. Wir kehrten in dem besten Wirthshause in der Stadt ein, welches nicht so gut war als die schlechteste Schenke in dem schlechtesten französischen Dorfe; und dennoch wurden wir alda ausgeschelet. Meine Reisegefährten wurden fast von den Wanzen und Flöhen aufgefressen. Meine Handmatten that mir gute Dienste; ich war ohnbeschwehrt, zahlte aber das vor mich bestimmte Bette, weil der Wirth ausserdem nicht vergnügt gewesen wäre.

Der Meerbusen de la Spezia bestehet aus der Spitze worauf die Stadt Porto Venere lieget, und aus einem andern Eck, welches etwas mehr als das erstere ins Meer reicht, und Capo di Corvo, oder das Raubenvorgebirg genennet wird. Der Raum zwischen diesen beiden Ecken beträgt ohngefehr vier Meilen. Zwischen beiden, jedoch der von Porto Venere etwas näher als der von Corvo, liegt die Insel Palmaria, welche ohngefehr eine halbe Meile breit und drei Meilen lang, vortreflich angebauet ist. Der Sage nach siehet man noch daselbst den Schutt vom Kloster des S. Venerii, welcher, wie der Abt Baudrand dafür hält, der Stadt den Namen gegeben; er ist aber unrecht daran, man würde sie tenen Fals Porto-Venereo, und nicht Porto-Venere, genennet haben, welches letztere einen Hafen der Venus bedeutet.

Diese

Diese kleine Insel bedeckt eines Theils den Eingang in den Meerbusen, welcher der schönste und sicherste Hafen im mitländischen Meere wäre, wosfern man auf dem Vorgebirg eine Beste unten auf der Ecke von Corto, eine auf der Ecke gegen Nordosten von Palmaria, und eine dritte gegen Südwesten der nemlichen Insel, anlegte. Man siehet daselbst einen großen Fels, oder kleine Insel auf der Nordostseite, worauf ein alter Thurm stehet, der von den Teufeln bewohnet gewesen, und folgar vor das Spaziergehen unsicher sein soll. Ich rede nur vom Hörensagen hiervon, ob ich gleich bei einer anderweiten Reise alles mögliche gethan, ein Licht deshalb zu bekommen; ich konte aber niemals einen Botsknecht bewegen, mich dahin zu begleiten, so feste bilden sie sich ein, daß der Teufel da wohne, und keine Besuche annehmen wolle.

Der Meerbusen von Specia ist acht bis 9 Meilen tief. Mitten darinne ist die kleine Stadt, wovon er den Namen führet, welche gar nichts merkwürdiges enthält, inzwischen aber auf einem ziemlich guten Boden lieget, welches in dem Genuessischen Gebiete eine seltene Sache ist.

Verion ist ein anderer Fleken, oder kleine Stadt, auf der Seite gegen Morgen des nemlichen Meerbusens. Vor der Stadt ist eine Höle, welche nebst einem alten kleinen Schlosse vor einen selbst gemachten Hafen

Hafen gilt, alwo einige Canonen sind, Vermischüsse zu thun, und den Seeräubern der Barbarei, die daselbst zusprechen, verstehen zu geben, daß man auf seiner Hut sei.

Sarzane lieget 3. Meilen gegen Morgen von Lesion, und eben so weit vom Mund des Flusses Magra, an welchem sie lieget. Dieses Bisthum gehöret noch zur Republic Genua, Es soll eine Festung da sein, und zwar von Rechtswegen, denn sie ist eine Gränzstadt, und gehörte ehedessen zum Toscanischen Gebiet, und ist von dem Großherzog den Genuesern vor Livorno abgetreten worden. Ich glaube, daß sie solches sehr bereuen dürfen.

Wir verliesen Porto Venere um acht Uhr des Morgens; und langten bei guter Zeit zu Via Regia an, so sonstin Via Regi hieß, und ein Dorf von zwanzig bis dreißig Haushalten, und unter der Republic Luca ist. Dieses ist der einzige Seehafen derselben, wenn man den Mund von zwei kleinen Flüssen, welche sich eine halbe Meile oberhalb des Dorfes vereinigen, also nennen kan. Dennoch ist in diesem Nest ein Zollamt mit recht abgefäumten Bedienten, ein Gesundheitsamt, und ein Wirthshaus. Nachdem wir unser Abendessen bestellet hatten, giengen wir längst des Flusses spazieren, wo große Bäume stehen, und denienigen einen anmuthigen Spaziergang machen, welche  
die

die Stiche der Schnacken ausstehen können, welche uns bald von ihrer Wohnung verjaget hätten. Wir kehrten in unser Wirthshaus zurück, wo wir sehr schlecht speiseten, und da ich mir nichts Gutes vorstellen konnte, so nahm ich ein Zimmer vor mich und vor meinen Bedienten, lies darinne meine Hagmatte zu recht machen, und legte mich, nachdem ich Papier und Stroh angezündet hatte, die Schnacken zu entfernen, ins Bette, schließ auch recht wohl. Meine Reisegefährten waren nicht so glücklich. Die Schnacken vereinigten sich mit den Wanzen und Flöhen, womit ihre Betten angefüllt waren, und liesen sie keinen Augenblick ruhen. Sie brachten die ganze Nacht mit Geschrei und Klagen, der Wirth aber mit Schwören zu. Zum Glück hatte ich zu Abend schon meine Zeche bezahlt; denn der Wirth schickte meine Reisegefährten übel heim, und lies sie, ich weis nicht wie viel, vor die verbrannten Lichter, und den gemachten Lärm bezahlen. Er wäre gewis noch weiter gegangen, wenn er wahrgenommen hätte, daß sie ihre Betttücher so zugerichtet, daß sie einer guten Lauge sehr benöthiget waren.

Unterdessen that dieser Lärm eine gute Wirkung; es weckte nemlich unser Wirth die Gesundheits-Bedienten, damit wir Pässe bekamen, und zwang unsere Fuhrleute, eine Stunde vor Tag eher abzureisen.

Dies

Niemals habe ich einen Mann gesehen, der seiner Gäste lieber los gewesen wäre. Wir reiseten ab, und hielten uns aus Furcht vor Ungelegenheiten, so nahe als uns möglich war ans Land, langten auch Donnerstag Vormittags den 6. Mai 1706. zu Livorno an. Von Porto Venero rechnet man sechzig Meilen nach Livorno, welches ich aber vor zu viel halte. Meine Reisegefährten machten eine noch stärkere Rechnung, und zwar mit Recht, weil sie unterwegs recht lange Weile gehabt.

Hier war der Ort unserer Trennung. Alles gieng nach Rom, ich allein reisete nach Bononien. Daher mußten wir scheiden. Des andern Tages begaben sie sich schon nach Pisa auf den Weg, ich aber konnte erst den 8ten abkommen. Ich fand sie noch in iener Stadt, wo wir uns das letzte lebwohl sagten.

Von einem zweitägigen Aufenthalt in einer Stadt wie Livorno, wo ich Geld zu erheben, und Briefe zu schreiben hatte, darf man nichts großes erwarten; ich bin aber mehrmalen da gewesen, und ziemlich lange geblieben. Deswegen will ich hier alles miteinander vorbringen, was in verschiedenen Orten meines Tagbuchs zerstreuet vorkommt.

II. Theil.

H

Das

## Viertes Capitel.

Beschreibung von Livorno, Pisa und dem Lano  
de bis nach Florenz.

Livorno ist eine neue und so junge Stadt, daß das Alter ihren Gebäuden noch nicht die mindeste Falte beigebracht hat. Vor dem gehörte sie den Genuesern. Cosmus erster Gros Herzog von Toscana bekam solche durch einen Tausch vor Sarzana, so er ihnen abtrat. Als der Handel geschlossen war, fand ledermann seine Rechnung dabei, nun aber haben sich die Sachen geändert. Die Genueser sehen es ein, und bereuen es, aber vergebens.

Ehemals wolte diese Stadt gar wenig sagen, oder besser zu reden, bedeute sie nichts, und war höchstens ein schlechter Flecken in der Mitte eines ungesund und stinkenden Morasts, welcher ohne der Arzte und ihrer Helfers Helfer benöthiget zu seyn, so viele Leute tödete, als es Narren gab, die sich daselbst eine Zeitlang aufhielten. Cosmus I. trat den Genuesern eine Bischöfliche und an und vor sich ziemlich ansehnliche Stadt wodurch er einen Paß in ihr Land bekam, nicht diesem Ort zu Liebe ab, sondern sah auf den guten Hafen, und daß man in Zukunft den besten Handelsplatz in Italien daraus machen könnte, und ist solches die wahre Bewegungssache gewesen, einen Handel einzugehen, bei dem aller Vortheil

theil auf der Genueser Seite zu sein schien. Er  
 fieng bald dasjenige Werk an, so seine Nachfolger  
 vollendeten, nemlich den Umfang vor eine ansehnliche  
 Stadt, und einen doppelten Damm nebst einem  
 Gegendam (Retour) welcher mehr als funfzehnen  
 hundert Schritte lang ist, und zwei Häfen ausma-  
 chet. Der äussere Theil ist sehr gros, und machet  
 beinahe ein Viereck aus. Der innere Theil, die  
 Darce genannt, wird mit einer Kette an eine dreieckigte  
 Feste angeschlossen, wovon zwei Bastieen gegen das  
 Meer, den grosen Hafen und die Keede die  
 dritte aber gegen die Stadt gehen. Das andere  
 Ende hänget an das aufferste des innern Dams nechst  
 an einem Wachthause so mit guten doppelten Schran-  
 ken verwahret ist, und daneben ist das Gesundheits-  
 und Zollamt. In dieser Darce sind die Galeren  
 des Stats, deren der Gros Herzog gemeiniglich vier-  
 te, und zuweilen fünf unterhält. Die St. Ste-  
 phansritter bemannen diese Galeren, und thun ihre  
 Probzüge darauf, haben auch schöne Thaten damit  
 gethan, welche zu Pisa in ihrem Ordenshaus und in  
 ihrer Kirche nebst den Flaggen, so sie den Unglaubi-  
 gen abgenommen, abgemalet sind. Sie haben zwar  
 allerdings vor geraumen Jahren sich in einem Ges-  
 fechte, wobei sie viel Ehre, und einen wichtigen  
 Vorthell erhalten, ihre Reale nehmen lassen, durch  
 diesen Verlust aber wurde tenes sehr versalzen, das  
 H 2 her

her die Galere, so man jetzt vor die Keale gebraucht, noch heut zu Tage die Halbtrauer (Petit deuil) hat. Man saget, es wäre das Hintertheil derselben viele Jahre ganz schwarz gemalt gewesen. Dermalen ist nur ein großer schwarzer Strich darauf gemacht, den sie so lange haben wird, bis die Ritter so glücklich sind, den Ungläubigen eine andre Keale abzunehmen. Diese Darce ist mehr läng als breit, und gleichwie es beschwerlich wäre, um selbige zu dem Stadthore zu gehen, so hat man sie mittelst eines doppelten Dammes durchschnitten, welcher keinen breiteren Paß hat, als so viel vor eine Galere ohne Ruder nöthig ist, und über solchen Paß ist eine Fähre, die ein Slav von einem Rande zum andern bringet, damit man darüber kommen kan.

Neben der Fähre ist ein Brunnen, der dem Seewesen sehr dienlich sein würde, wenn das Wasser besser wär. So ist aber kein gutes Wasser zu Livorno, weswegen vermögliche Leute solches von Pisa, wo es recht gut ist, kommen lassen. Inzwischen gewohnet man das Wasser des Landes, und wenn man es nur allein aufs Essen trincket, so thut es keinen großen Schaden.

Am nemlichen Orte ist eine Fußsäule des Großherzogs Ferdinands I. welche über die Größe des Urbilds reichet aber vollkommen wohl gemacht ist

ist. Sie ruhet auf einem marmornen Piedestal und ist mit vier metallenen Figuren umgeben, welche noch etmal so gros als das Urbild sind, und vier Türkische Sklaven vorstellen, den Vatter nemlich mit seinen drei Kindern, welche die Kühnheit hatten, eine Galere zu ihrer Entweichung zu rauben, aber wieder ertappet wurden, weil eine andere Galere ihnen mit Rudern und Segeln nachsetzte, und sie leichtlich einholte. So lautet das Märchen, der Wohlstand erfordert, daß wir nichts davon glauben. Diejenigen so wissen, was um eine Galere ist, wissen, daß solche, wenn sie segelfertig ist, auch eine Ruderbank, Officers und Soldaten, d. i. mehr als vier hundert Mann habe. Wie können aber vier Menschen, wenn wir auch solche vor vier Hercules halten wollten, mit so viel Leuten fertig werden? Man mus also voraus setzen, daß sie sich selbst so feind, oder dermassen verhetet gewesen, daß sie sich todschlagen, oder ins Meer werfen, oder in die Gefangenschaft der Unglaubigen schleppen lassen solten. Will man annehmen daß sie bewafnet gewesen, wie hat sie denn durch diejenige, welche sie mit Segeln und Rudern verfolgte, erobert werden können? Indem sie in dem Falle den nemlichen Vortheil gehabt. So sind aber die Leute geartet, sie wollen Wunder haben, ohne zu fragen, ob solche wahrscheinlich sind.

Ich habe gesagt, das äussere des Hafens, d. i. dasienige so zwischen den drei Aesten des Dammes ist, wäre sehr gros, er hat aber einen Mangel, wogegen man bisher kein Hülfsmittel ausfindig machen können. In der Mitte ist er voll Erdhöhen (Hauts fonds) welche zwar die Barken nicht hindern durchzukommen, aber die Schiffe, die es wagten darüber zu gehen, zu Grund richten würden. Die Schiffe und Galeren so nicht in die Darce einlaufen, legen sich hinter dem äussern Arm des Dammes sicher vor Anker. Das Wasser ist darinnen tief, der Grund ist rein, und über dem Hasen stehen kleine Säulen, in der Mauer aber eiserne Ringe, die Schiffe daran zu binden. Der ganze Damm ist mit grossen gleichen und wohlbevestigten Steinen gepflastert; die Mauern sind von Backsteinen mit Einfassungen von Quatersteinen. Diese Backsteine werden besonders gemacht, Sie sind zwölf Schuhe lang und breit, so bald auch einige darunter luter werden, so sind die Pächter äusserst besorget einen andern an dessen Stelle zu thun, und wird vorher der verbrochene Stein mit einem Meissel und Hammer zer schlagen. Ich habe keine Mauer und kein Pflaster gesehen, welches besser wäre unterhalten worden, und man kan über den Dämmen und in den Gassen spazieren gehen, ohne zu befürchten kothigte zu werden.

Der

Der Umfang der Stadt bestehet aus Bastelen und Cortinen, mit Vormauern und Ehicanen, mitten im Graben, welcher breit und immer voll Wasser ist. Die bedekten Wege sind sehr schön und wohl unterhalten. Die Pallisaden werden durch eine Mauern mit hohen Fußwegen von Backsteinen unterstützt. Fast allenthalben lieget vor dem Aeußersten des Glacis ein Graben.

Die Bastelen, welche gegen das Feld zu gehen, haben in der Mitte Schießplätze und sind stark mit Canonen versehen. Die Stadt hat nur zwei Thore, das Seethor so auf die Darce gehet, und das Land, oder sogenannte Königsthor. Dieses letztere ist sehr schön, und mit einem großen gewölbten Flügel versehen, wo die Wachthäuser und Nebengebäude mit den Casernen sind. Alles ist recht wohl gebauet, zeigt großen Geschmak an, ist sehr niedlich, und wird recht gut im Stand erhalten.

Ausser der dreieckigten Beste, so am Eingang der von mir erwehnten Darce lieget, ist eine Ellipsoide zur rechten Seite des Landthores, welche aus zwei Bastelen von dem Umfang der Stadt, und drei ganz regelmäßigen Bastelen, nebst einem Halbmond, und einem Graben, der voll Wasser und gegen die Stadt zu ist. Man begreift leichtlich, daß dieses Werk blos dahin zielet, im Nothfall einem Aufruhr der Einwohner zu begegnen, und die

Stadt mit Canonen und Bomben zu Grund zu richten.

Ingleichen lieget auf der Morgenseite des Hafens etne andere Art Vestung, worein ich nicht habe kommen können. Wie mich dünket, ist die vornemste Absicht derselben, den Ort zu decken, worinnen man die Leute und Kaufmansgüter, welche aus verdächtigen Landen anlangen, vierzig Tage lang einschlieset, damit solche gelüftet, und ehe man sie in die Stadt läset, geräuchert werden.

Dieses Lazaret ist gros. Es sind Wohnungen, Höfe und Stände, worunter man die Kaufmanswaren feil bletet, darlunen. Man beobachtet eine sehr grose Ordnung, und strenge Aufsicht über dieienlge alda, welche darein eingeschlossen sind, indem die Wohlfarth des Stats und des ganzen übrigen Europa davon abhanget.

Die Stadt ist gros und sehr regelmäsig gebauet. In der Mitte stehet ein überaus großer viereckigter und langer Platz, wovon man mitten das Land und Seethor wahrnehmen kan. Das Ende gegen Morgen wird von der Facade der Pfarrkirche, welche die vornemste in der Stadt, schön und wohl ausgeschmüket ist, eingenommen, und solche verdiente wohl eine Hauptkirche zu sein. An der äussersten Ecke gegen über sind drei sehr schöne und überein gebauete Häuser, welche Englische Kauf-

Kaufleute anlegen lassen. Der Pallast, worinnen der Groscherzog bei seiner Anwesenheit in Livorno wohnet, nimt einen grossen Theil der langen Seite gegen das Seethor ein. Dieses Gebäude ist von einem Türkischen Herrn, der sich nach Livorno begeben, aufgeführt worden, und war noch völlig nach dem Geschmak der Morgenländer, als er dem Groscherzog ein Geschenk damit machte. Seit seinem Tode hat man einige Veränderungen daran gemacht, wodurch es auf unsere Weise eingerichtet worden. Dieses Haus ist sehr schön, und wenn der Prinz sich daselbst befindet, reichlich mit Hausrath versehen. Die andere Seite, wie auch alles übrige, ist voll sehr schöner Häuser, welche zwar nicht alle überein, jedoch aber schön sind, und recht gut ins Gesicht fallen.

Alle Strassen dieser Stadt, drei oder vier ausgenommen, sind nach der Schnur abgemessen, und von einer hinlänglichen Breite. Die meisten Häuser, und vornemlich diejenigen, die von dem Markt an bis in die Gegend des Landthores liegen, sind insgesamt schön, und von Backsteinen mit Ketten, Gittern, Tafelwerk, und Eränzen von gehauenen Steinen, ja sogar von Marmor, gebauet. Die Thore sind ausgeschmücket, das inwendige davon ist recht schön, und allenthalben siehet man den guten Geschmak und die Pracht hervorschimern.

Die Gassen sind bis zum Entzücken rein, und mit großen Steinen, oder Backsteinen dazwischen gepflastert. Das ganze Viertel der Stadt vom Markt an bis zum Ende der Stadt gegen Abend, heißet Kleinvenedig, weil in der Mitte einer jeden Gasse ein Canal fließet, welcher mit prächtigen Gäßchen umgeben ist, die von einer Strecke zur andern Brücken, entweder ganz oder zum Theil marmore haben. Diese Canäle sind überaus bequem. Die Chaluppen bringen die Kaufmansgüter bis zu den Thüren der Vorrathshäuser. Diejenigen, welche von der Masse verdorben werden könnten, leget man in Keller, welche an den Mauern der Gäßchen liegen, in einer Höhe, wohin die Fluth gewis nicht dringen kan. Diese Bequemlichkeit die Kaufmansgüter einzubringen, verursachet noch eine andere, sie befreiet nemlich die Stadt von Pferden und Karren, welche viel Geräusch machen, und vielen Roth mitbringen würden. Man siehet höchstens Schleisfen alda an denjenigen Orten wo keine Canäle sind, wie von der hintern Seite des Marktes gegen Morgen, und andern zwischen dem Markt dem Hafen und der Judenstrasse zu sagen ist.

Dennoch giebt es Kutschen und sehr niedliche zweirädige Kollwägen, (Chaises roulantes) wenn man aber gesund ist, so ergözet es, in so schönen und reinlichen Gassen zu Fulse zu gehen.

Der

Der inwendige Spaziergang zu Livorno ist der Damm. Die Damen finden sich da in Kutschen, oder Wägen ein, kommen leicht herum, und haben das Vergnügen, die Schiffe im Hafen und auf der Rede zu sehen. Der Spaziergang, welchen ich den auswendigen nennen will, ist ausserhalb der Stadt am Ufer des Meeres, wo man einen ebenen und sehr angenehmen Weg hat, oder an der Seite des Canals, der nach Pisa gehet, wo man einen Plan von Bäumen angefangen hat.

Die Rede ist schön und sicher, und man kan von einer halben Meile bis zu zwei Meilen in der Breite recht wohl ankern. Die grossen Schiffe, und vornemlich die Seeräuber halten sich da auf, damit sie im Nothfall sicher sind.

Der Herr von Laigle, ein Capern von Marseille, welcher sich in dem letzten Kriege als ein tapferer und ehrlicher Mann so viel Ruhm erworben, wurde, da er eines Tages eine wichtige Prelese zu Livorno aufbrachte, von zwei Englischen Capern entdeket und erkant, die auf der grossen Rede sich vor Anker geleet und den Entschluß genommen hatten, ihm entgegen zu gehen, und ehe er noch auf der Rede wär, wegzuzischen. Sobald die Befehlshaber in der Weste, und in der Leuchtschanze ihre Absicht merkten, liesen sie einige Canonschüsse auf sie thun, damit sie nicht die Anker lichten konnten,

ten, indem es einen Mißbrauch der von dem Fürsten ihnen verstatteten Freiheit nach sich zog, solchergestalt auf die in den Hafen gehende Schiffe zu lauern. Des Canonkreuzs ohngeachtet lichtereten sie die Anker und segelten ab. Der Herr von Laigle, den die Canonschüsse aus der Stadt die Absicht dieser zwei Schiffe hinlänglich entdeket hatten, zog sie zu erwarten seine Segel ein, und lies sie bis auf einen halben Flintenschuß, ohne eine einzige Salve zu geben, und ohngeachtet die Engländer ein großes Feuer machten, anrücken. Als er sie aber in dieser Entfernung hatte, überfiel er das erste von 50. Canonen, auf eine so stürmische und lebhafteste Art, daß er nach seiner ersten sehr tödlichen Lage, selbiges in weniger als einer Viertelstunde im Überspringen eroberte. Das zweite Schiff, so 40. Stücke führte, und sich der Pirate genähert hatte, um ihm solche wieder abzunehmen, wolte nach der Rede zu. Der Herr von Laigle aber schnitte ihm den Weg ab, sprang ohne einen einzigen Schuß zu thun über, und brachte beide Schiffe nach Verfluß von zwei Stunden an demjenigen Ort wieder zurück, wovon sie, obwohl unter einer andern Flagge, abgeseget waren. Die Gewohnheit dieses Capers, welcher sechzig Canonen auf zwei Batterien hatte, war, wenig Canonschüssen und zwar sehr nahe zu thun. Insgemein  
that

hat er vor das erste Feuer eine doppelte Ladung Pulver in seine Canonen, nebst einer gewöhnlichen Kugel, und über diese wurden so viel Pfund sie wog, so viel einpfündige Kugeln gethan. Das war ein sicheres Mittel, und so ihm nie fehlge schlagen, das Schiff so er angrif oder von dem er angegriffen worden, zu erobern.

Der Hafen zu Livorno ist offen und sowohl als die Stadt frei. Jedermann ist alda willkommen. Obgleich nur die Römisch-Catholische Religion daselbst öffentlich geübet wird, so läßt man doch jedem seine Freiheit, woserne man nur in den gehörigen Schranken bleibet, und unsere heilige Geheimnisse und die Diener derselben nicht verunehret. Alle Arten Glaubensgenossen werden dort geduldet, und genießen einer festen Ruhe. Die Griechen haben eine Kirche, darinnen sie den Gottesdienst nach ihrer Weise verrichten. Die Juden besitzen eine Synagoge, wovon wir unten reden werden, und obgleich ein Inquisitionsgewichte da geheget wird, so giebt sich doch dasselbe mit keinen andern Sachen ab, als welche die in der Stadt ansässige Catholicken betreffen.

Eine Probe von der Freiheit des Hafens sind die wenigen Abgaben, die der Großherzog von den in die Stadt einführenden Kaufmanswaren erhält. Solche werden niemals durchgesuchet, und man  
zahlet

zahlet nach der Zahl der Ballen und Einschläge, ohne sich um das was darinnen ist zu bekümmern. Vor den Ballen giebt man zwei Piasters Einfuhrgeld, er mag nun Seide, oder Papier, enthalten, hundert Pfund oder anderthalb tausend wiegen, so wird doch nicht mehr oder weniger gegeben. Deswegen sind in diesem Land die großen Ballen recht Mode. Die Kaufleute sind so achtsam daß sie am Bord gehen, wo sie aus zwei, drei und vier Ballen einen machen. Auf dem Zollamt werden sie im Vorbeiführen gezehlet, und ohne daß man sie wieget, und dasienige was innen ist, schätzt, auch ohne jene rauhe Durchsuchungen, die in andern Orten nur alzufehr im Schwang gehen, weiß man zuverlässig, was man zu zahlen hat, und ist, wenn solches geschehen, quitt.

Nichts ist hurtiger und besser eingerichtet, als die Justiz vor die Kaufleute, wenn es einige Irrung bei ihnen giebt. Die Fürstlichen Bedienten wenden eine erstaunliche Aufmerksamkeit auf die kurze Abthnung der Sachen, damit die Handlung nicht gehemmet werde. Sie haben solches auf den allerbesten Fuß gesetzt, und die Negocianten von allerley Völkerschaften haben das Vergnügen und den Vortheil der Handlung dieser Stadt so wohl geschmecket, daß die zu Genua sehr in Verfall gerathen ist, und Livorno von Tag zu Tag der reichste und blühendste Handelsplatz von der ganzen mitländischen See wird. Die Großherzoge

herzoglichen Thaler, Livornier genant, haben auf einer Seite das Brustbild des Prinzen, und auf der andern den Hafen von Livorno, und eine Gegend der Stadt mit diesen Worten, Et patet et fauet, anzuzeigen, daß derselbe, so wie der Schutz des Fürsten, offen stehet.

Die Stadt ist sehr volkreich, und es kan nicht anders sein, da alle Augenblicke Fremde anlangen, und der Handel eine große Menge Leute allerlei Art herbeizieheth, welche sich daselbst niederlassen. Ich habe niemals die Zahl der Einwohner zuverlässig erfahren können, einige rechneten deren funfzig tausend, andere mehr oder weniger. Das gewisseste ist, daß im Jahr 1710. zwei und zwanzig tausend Juden daselbst gewesen. Diese Leute sehen Livorno und die übrigen Staten des Großherzogs wie ein neues Land der Verheißung an. Sie sind auch in der That daselbst frei, und haben kein Merkzeichen wodurch sie von den Christen unterschieden würden. Sie werden nicht in ihre Stadt eingeschlossen, sind reich, und treiben einen weitläuftigen Handel, indem sie fast die alleinigen Pächter des Fürsten sind, und dermassen geschätzt worden, daß es im Toscanischen ein Sprüchwort ist, es wäre besser, den Großherzog als einen Juden zu schlagen. Eben deswegen werden sie von jederman noch mehr gehasset, worüber sie aber scherzen, denn es ist meines Erachtens kein Ort auf der Welt, wo dieselben hochmüthiger und troziger sind.

Ihr

Ihr Viertel begreift drei Gassen. Die Häuser darinnen sind schöne, aber die Gassen sind die unsaubersten in der ganzen Stadt. Es scheint die Unreinigkeit sei das Lob dieses unglücklichen Volkes. In ihren Häusern riechet man einen närrischen und unangenehmen Geruch, und ob gleich die meisten mit recht gutem Geräthe versehen sind, so hat man doch nicht nöthig beim Eingang zu fragen, ob Juden darinne wohnen, der Geruch verräth solches hinlänglich. Ich hab oft über die Ursache streiten hören, warum diese Leute so ansteckend sind. Einige sagen, ihre allgemeine Armuth und Noth, ihre schlechte Speise, und hässliches Fleisch so sie essen, ihre ungemeyne Enge in ihren Häusern, wo oft ein elendes Loch eine recht starke Familie in sich begreift, brächten die nothwendige Folge mit sich, daß die Luft unrein wird, und also und dergestalt den Gestank ganz an sich ziehet, welchen die Unreinigkeit allemal verursacht. Diese Ursache aber möchte schwerlich in Livorno eintreffen, denn sie wohnen so geräumig als es ihnen beliebt, und erweitern ihre Stadt nach Gutdünken. Im Jahr 1716 da ich durch die Stadt kam, beschwehrte man sich, daß sie zusehends überhand nähmen, und Häuser mietheten, welche lediglich von Christen bewohnt worden wären, daher sie, wenn der Fürst nicht Vorsehung thät, gar bald die ganze Stadt anfüllen würden. Außerdem sind sie insgesammt, oder fast sämtlich, reich und wohl-

wohlgekleidet. Wenn sie schlecht essen und trinken, so ist es ihr Fehler, ich aber bin disfalls nicht unterrichtet. Woher kommt denn nun dieser übele Geruch? Viele Leute glauben, er wäre ihren Leibern eigen, und einige behaupten, er sei ein Theil der Strafe, die sie durch den verfluchten Mord des Heilandes, worüber sie bis auf den heutigen Tag noch keine Reue bezeugen, verschuldet haben. Ich entscheide niemals gerne, und es ist genug, das ich dasienige beigebracht, was ich hierüber habe sagen hören. Ich stelle dem Publico anheim, davon nach Belieben zu urtheilen.

Die Portugiesische Sprache ist unter ihnen sehr gewöhnlich. Sie halten Schulen, wo sie ihre Kinder solche lernen lassen. Wie sie denn auch diese Sprache in ihrer Handlung miteinander gebrauchen, ihre Bücher darinne halten, und ihre Schreiberei darinne führen. Wie mich dünket macht dieses dem Portugiesischen Volke keine Ehre, und der Fürst, welcher über dasselbe herrschet, und in allen vier Theilen so mächtig und auf den Ruhm seiner Unterthanen so eifersüchtig ist, sollte alles anwenden, damit dieselbe sich nicht dieser Sprache bedienen, noch sich an allen Orten vor Portugiesen ausgeben, wo sie nicht die Freiheit haben, unter den Namen der Juden zu bleiben. Diese Dultung bringet einem Christlichen Volke keine Ehre, welches nichts unterläßt, die Religion in aller ihrer Reinigkeit unter sich zu erhalten.

II. Theil.

J

Hinc

Hingegen ist das Hebräische bei ihnen nicht sonderlich gebräuchlich. Die Rabinen und eine ziemlich geringe Zahl anderer ausgenommen, verstehen es wenige, ob sie es gleich fast alle lesen können, welches, weil ihre Gebete Hebräisch abgefasst sind, nöthig ist. Ob dieses das wahre Hebräische sei, so wie man solches zu den Zeiten Davids und Salomons redete, kan ich eben nicht sagen. Man verneinet solches mit Grund, weil von der Zeit Jesu Christi an, die Hebräische Sprache beinahe vergessen, und dergleichen verdorben worden, daß daraus ein bloßer Mischmasch vom Syrischen und Chaldäischen entstanden. Sie haben Schulen, wo die Kinder Hebräisch lesen, und in solcher Sprache beten lernen.

Was die Handlung anlanget, so lernen die Väter solche den Kindern selbst. Sie thun wohl daran, denn wo würden sie verständigere, schelmischere, und mehr abgeführte Lehrer finden können? und alles dieses ist bei ihrer Handelschaft nöthig. Man sagt, es würde einer der ältesten Teufel über dreißig Jahre bei einem Juden in die Schule gehen, und dabei seine Zeit nicht unnütze hinbringen. Ich bin oftmals auf der Gasse, welche zur Börse dienet, wo sich alle Negocianten um 10. Uhr Morgens versamen, spazieren gegangen, das Vergnügen zu haben, zu sehen, wie die Juden ihre Kinder unterweisen, und zu der Handelschaft abrichten. Wenn man ihnen einen Wechsel-

brief

brief einhändigte, so zeigten sie solchen ihrem Sohn, der ihn prüfen, und auf Befragen entscheiden mußte, ob er anzunehmen sei, und ob es in ihren Mächten, oder Belieben stünde, demjenigen der den Brief behändigte, einigen Abzug zu machen. Wenn etwas von Juwelen zu verkaufen war, liesen sie es durch diese junge Leute prüfen, zeigten ihnen das mangelhafte daran, und so verfahren sie in Ansehung der ganzen Handelsellschaft, wovon sie tenen dem Anschein nach zu Hause einen ausführlicheren Unterricht gaben, und sie anwiessen, solchen auf der Börse zu verüben.

Sie haben eine sehr schöne Synagoge. Wie mich dünket so ist das untere Stokwerk, das keine Defnung auf der Gasse hat, zu den gesellschaftlichen Reunigungen bestimmt, wozu sie verbunden sind. Die Synagoge ist eben, und ist ein großer viereckigter Saal der auf zwei Säulen mit zwei Flügeln ruhet; das Dach ist schön und sehr erhaben. Der ganze Tenne ist voll Bänke ohne Lehnen, welche gar schlecht und derraassen enge an einander sind, daß man nur zur Noth vorbei schlüpfen kan, und in der Mitte der vier Seiten einett Weg ohngefehr sechs Schuhe breit hat. Am Dache, welches so weiß als die Mauer ist, sind verschiedene sehr schön angemachte ersthällene Hanglenchter, worauf die, so es verstehen, einige Schriftstellen in Hebräischer Sprache lesen. Mitten in einer von den vier Seiten ist eine mit einem schönen Geländer so bis zum Elens

bogen reichet eingefasste Tafel, und auf der Tafel eine Art eines Schautisches, oder mit Vorhängen von rothen Damast bedekten Schrankes, worinne die Geseztafeln verwahret werden. Sie nennen diesen Ort Mose; am Sabattage wird solcher Schrank geöfnet, und werden die Geseztafeln ieder man öffentlich zur Schau aufgestellt. Der Rabbiner träget sie in Proceßion um die Synagoge herum, und dabei werden ihnen zuweilen tiefe Verbeugungen gemacht, wobei man aber das Haupt immer bedekt behält.

Der Rabbiner, sein Helfer, und vier Sänger, begeben sich in einen bedekten Stand, welcher ohngefehr fünf Schuhe höher als der Fußboden ist, und von vier Säulen gehalten wird. Der Rabbiner stellet sich zur rechten Hand in eine Ecke, hat einen langen rothen Kof an, nebst einem Zefel von Leinwand mit Gold auf den Schultern, und eine Müze von nemlichen Zeug auf dem Kopfe und so gemacht, wie sie die Präsidenten tragen. Sein Helfer, oder Verweser, trägt einen Kof und Zefel von nemlicher Art, aber er hat keine Müze und seinen Zefel über dem Hute. Vorne an dem Stande ist ein Pult, vor welchem die vier Sänger singen, und wechselweise, auch zuweilen alle viere miteinander lesen. Ihr Gesang ist unangenehm; sie reden aus der Nase, und singen fast so wie die  
Vet.

Bettelleute, welche mit ihrer Nase die Orgeln nachahmen wollen.

Wie ich das erstemal in diese Synagoge kam, hielt ich den Rabiner vor eine Bildsäule, so unbeweglich stand er da. Endlich redete er, und alle dielenigen, so auf den Bänken saßen, antworteten ihm fünf und zwanzig oder dreißig Worte, ohne einen einzigen richtigen Ton zu beobachten, wobei sie sitzen und bedekt blieben, auch nicht die mindeste Aufmerksamkeit blitzen ließen. Dieses Gewäsche gieng während meines Dortseins neun oder zehnmal, und jedesmal auf eine gleich unanständige Art an. So bald sie aufgehört hatten mit Gott, oder dem Rabiner, zu reden, fiengen sie das unterbrochene Gespräch mit ihren Nachbarn wieder an, wie sie denn und zwar sehr laut zusammen redeten. Ich habe mich allezeit darüber geärgert. Sie sind bedekt und tragen insgesamt einen Zefel, d. i. ein Stück Seidenzeug, oder Leinwand, ohngefähr eine halbe Elle breit, und über eine Elle lang. Die Pletisten und dielenigen, welche davor angelesen werden wollen, tragen den Zefel auf dem Hut, und lassen einen Theil davon ins Gesicht herabhängen, gleichsam als ob sie sich verhüllen wollten, indem sie dasienige was vor ihren Augen geschiehet, nicht sehen mögen.

Die Weiber und Manspersonen sind nicht beisammen. Jene haben ihre Stände in Galerien, so mit vermachten Läden verschlossen, und über den Flügeln sind, deren ich oben erwehnt habe. Ich habe die Juden und Jüdinnen oftmals aus der Schule gehen sehen. Gemeintlich sind letztere Französisch und schwarz gekleidet und haben Perlen schnüre und viele Edelgesteine. Die Manspersonen tragen schwarze Kleider nach Florentiner oder Genueser Mode, d. i. sie haben einen Rock, eine Weste, einen Mantel und eine Perrücke.

Der Handel und ihr karges Leben machen sie sehr reich. Dennoch wollen sie sich, und vornemlich bei ihren Hochzeiten sehen lassen. Einer der reichsten von Livorno, der des Fürsten Pächter war, hat den Grosherzog und sein ganzes Haus, die Hochzeit seines Sohns mit seiner Gegenwart zu begnadigen. Der Grosherzog hatte seine Ursachen dabei nicht zu erscheinen, aber er erlaubte dem Prinzen von Toscana, seinem ältesten Sohn, daselbst zu sein. Der Prinz wolte nicht, that aber den Neuverlobten die Ehre an, dem Tanze beizuwohnen, der auf das Essen gehalten wurde. Derselbe gerieth, wie sein ganzer Hofstat, über die Pracht an damastenen und samtenen Tapeten, an herrlichen und insgesamt gestikten Betten, an Silbergeräthe, und an Teppichen, und vor allem darüber in Verwundung

wänderung, als man ihm zeigte, daß das Zimmer und Vorzimmer der Verlobten, wie auch der große Saal, worinnen man tanzte, mit silbernen Platten einen Zoll dicke gepflastert wären, welche des Bräutigams Vatter aus eigenem Antriebe hatte machen, und an die Stelle des irdenen Pflasters, womit diese Orte vor der Hochzeit versehen waren, setzen lassen.

Das ist nun eine Probe von dem Reichthume und dem Hochmuth dieses Volkes.

Ich habe Juden gesehen welche Buse thaten oder im Bann waren. Sie verweilten sich auf der Treppe der Synagoge, ohne sich zu unterstehen dahinein zu treten, und schienen mit mehr Andacht und Aufmerksamkeit zu beten, als diejenigen, so in der Schule waren. Ich weis nicht, ob ein schmutziges Hemd und zerrissene Kleider zu dem Wesentlichen ihrer Buse gehören, oder ob die Bettel Leute allein zur öffentlichen Buse verbunden sind, inzwischen aber waren alle Büssende, so ich gesehen, sehr unordentlich und sehr schlecht angezogen.

Die Griechen haben eine Kirche zu Ivorno. Selbige ist nicht sonderlich gros, und ihre Anzahl belauft sich auch nicht hoch, sie ist aber sehr schön, auf ihre Art gebauet, und zu dem Gottesdienste nach ihrer Weise eingerichtet.

Es giebt auch Franciscaner albort, deren Kirche ziemlich gros sehr artig und stark besuchet wird, in zwischen ist mir die Kirche der Trinitarien Barfüßer schöner vorgekommen. Dieselbe lieget in klein Venedig und ist von einem rechtschaffenen Manne, welcher mit den Galeren des Gros. Herzogs zu thun gehabt hatte, erbauet, ausgeschmücket bereichert und gestiftet worden. Als ich dieses Gebäude sah konte ich nicht unterlassen, den H. Erren zu preisen, daß es in Italien so wohl als in Frankreich Midors giebt, deren Name in einer Satyre des Boileau in folgender Stelle berühme ist;

Man fragt aus welchem geheimem Grunde  
Midor durch sein Geld ein Kloster hat gebaut,  
Midor sagt ein Schelm, (wir beide sind ver-  
traut.)

Ward Schreiber, da er vor, auf einer Kutschen  
stunde,

Er ist ein frommer Mann führt ein gottselig  
Leben,

Und will was er der Welt geraubt, dem Himmel  
wieder geben.

Die ehelichen Trinitarien erzählten uns die Geschichte ihres Gutthäters, sein Geschlechtsregister, und welchergestalten er die Güter so er durch seinen Fleiß erworben, auf gute Werke verwendete. Sie hüteten sich zu bekennen, daß ihre Kirche und  
Kloster

Kloster ein Ersaz war, den ihr Stifter dem Publico that. Sie würden auch nicht wohl gethan haben. Kan man aber den Boileau gelesenen haben, und anderer Meinung als derselbe sein, wenn man bei zwei Personen so viele Aehnlichkeit findet?

Ubrigens hat dieser Mann klug gehandelt, daß er bei seinem Leben noch sein Vermögen hingeben, in dem das Almosen, oder der Ersaz Gott angenehmer ist, wenn man solche lebend giebet, als wenn man erst auf dem Todtbette daran gedenket, und den Erben überläßt. So hat man noch das Vergnügen, seinen Willen erfüllen zu sehen, und ist vor der Gefahr, daß er möchte umgestossen werden, sicher.

Dieser Unfall ist einer andern Privatperson zu Livorno wiederfahren, einem Aldor seines Handwerks, wie der erst erwehnte. Er verlies eine große Summe, damit man ein Nonnenkloster bauen und stifften konnte, worinnen man wie andern Klöstern in Italien, lediges Frauenzimmer aus der Stadt unterweisen und erziehen sollte. Die Stadt war dieser Stiftung um so mehr benöthiget, weil es viel lediges Frauenzimmer daselbst giebt, welche ihre Eltern lieber im Orte wolten erziehen, als deswegen in andere Städte gehen lassen.

So bald der Erblasser unter der Erde war, wurde Hand ans Werk geleyet, und das Kloster

mit ziemlichen Fleiße erbauet. Wie aber die dazu ernante Nonnen sich Besitz zu nehmen meldeten, wurde ihnen im Namen des Gros-herzogs angedeutet, es hätten Seine Königliche Hoheit wahrgenommen, daß dieser Ort dem Fischmarke alzunahе wäre, und daß sie ohne Unterlaß tausend Possen hören würden, die ihre keusche Ohren ärgern müßten, weswegen der Fürst bei solcher Gelegenheit daslenige thun würde, was der Verstorbene gethan hätte, wofern er diesen Ubelstand wahrgenommen, und demnach aus Landesherrlicher Gewalt eine Aenderung dalsals vornahme, und die Kirche und das Kloster nebst den dazu gehörigen Einkünften den Jesuiten gäbe, welche alda ihr Collegium haben und die Knaben unterrichten solten, die dessen eben so sehr als die Mädchen benöthiget wären, und weniger als Nonnen in Gefahr stünden, von dem Geräusche und hässlichen Reden die auf dem Fischmarke fallen, geärgert zu werden.

Und damit das Misvergnügen, welches diese Veränderung bei den Nonnen und Verwandten des Erblassers erwekte ein wenig gestillet würde, so versprach man denselben insgesamt, woferne sich in Zukunft ein anderer Misdor dergleichen Vorhaben einfallen liße, der Gros-herzog dem guten Werke die Hände leiten, und das Kloster in seinen besondern Schutz nehmen würde.

Die

Die barmherzigen Brüder haben ein Spital und Kloster in der Stadt, welches auch eines der nützlichsten Dinge daselbst ist. Ausser daß man ihrer wegen der zahlreichen Besatzung in der Stadt nöthig hat, nehmen sie auch die Botknechte von allen Völkerschaften, und überhaupt alle die sich zeigen auf, wenigstens so weit die Betten dieser ehrlichen Religiosen zureichen.

Die Brudermönche, welche in Frankreich Jacobiner heißen sind im Jahr 1704. zu Livorno ansässig worden. Der Gros Herzog gab denen Vätern von der reformirten Congregation des H. MARCUS nechst der Königspforte einen Platz, daselbst eine Kirche und Kloster zu bauen. Von der Freigebigkeit des Fürsten und der Hülfe anderer Klöster ihrer Congregation unterstützt, hatten sie im Jahr 1706. als ich das erste mal da gewesen, einen Flügel ihres Klosters gebauet. Nachmals sind sie mit so gutem Erfolg fortgefahren, daß 1716. das Kloster fast ausgebauet, und die Kirche angefangen war. Wir wurden von diesen guten Religiosen mit einer ganz besondern Liebe aufgenommen. Der Prior war aus einem vornehmen Hause von Florenz, und hatte einige Jahre in unserm Kloster in der St. Honorius Strasse zu Paris gewohnet. Dieses so wohl als sein gewöhnlich Geschliffenheit, bewog ihn, mir so viel Güte zu erweisen, daß ich ihn mein Leben

Lebenslang verbunden sein werde. So oft ich durch Livorno gekommen bin, war er allezeit der nemliche. Die Armuth dieses neuen Hauses veranlaßte den General des Ordens zu der Verordnung, daß alle Religiosen vor die Wohnung darinnen zwei Jullos zahlen sollten, welches eine tägliche Ausgab von erwan 15. Sous war. Wiewohl dieses in einer Stadt, wo die Lebensmittel so theuer sind, wenig sagen will, so nöthigte sie doch niemand zum zahlen, oder ihren Stab weiter zu rücken, wenn sie sie außer Stand sahen ihre Kost zu zahlen, oder wahrzunehmen, daß sie von selbst dazu keine Lust hatten.

Zu ihrem Lob und der Wahrheit zu Steuer mus ich bekennen, daß sie in der ganzen Stadt, und so gar von den uncatholischen Völkern, geschätzt werden. Ihr ordentliches Leben ist durchaus exemplarisch, und ihre Liebe womit sie den Kranken Tag und Nacht beistehen, wie auch ihre Uneigennützigkeit und ihre Gelehrten und beliebten Predigten, mit einem Worte ihr Betragen, so mit ihrer Regel und der Absicht unsers H. Stifters gänzlich übereinstimmet, sezet sie bei jedermann in Liebe, Achtung und Respect. Ich sagte ihnen zuweilen lachend, daß sie einen Stifter wie Midor nöthig hätten, worauf der Prior versetzte, daß sie so lange keinen Mangel befürchteten, als sie beflissen sein würden, Gott wohl zu dienen, und daß die Armuth Bettelwünschen

chen besser als der Reichthum anstehe, und sie mehr in den Schranken ihrer Verbindlichkeit erhielt.

Die Gefangenen von den Galeren des Großherzogs befinden sich nur darauf wenn solche bewafnet sind. So bald der Kriegszug geendigt ist, und die Galeren entwafnet worden sind, werden die Slaven, oder die wegen ihrer Verbrechen auf die Galeren verurtheilte Christen, oder diejenigen so sich mit gutem Willen dahin begeben, und die auf der See gefangene Türken in ein Ort eingeschlossen, welche man nach der Türken Weise *Bague* nennet, die die Gefängnisse der Christen Slaven also heißen.

Der *Bague* ist zu Livorno ein großes Gebäude, so ganz abgesondert lieget, und mit hohen und starken Mauern umgeben ist. In der Mitte desselben ist der vornemste und mit Gebäuden wie mit Galerien, umfangene Hof, wo auf der einen Seite die Ubelthäter, auf der andern die *Bonavogles*, und in einem besondern Orte die Türken ihre Betten haben. An einem andern Orte will ich die Erläuterung von denjenigen geben, welche sich aus eigenem Antrieb auf die Galeren legen, und deswegen *Bonavogles* gemenget werden. Erwähnte Betten sind auf einander sechs Schuhe hoch gemacht, und stehen ohngefähr fünf Schuhe voneinander auf Brettern, welche über die in der Mauer festgemachte Pforten geleet sind. Zu diesen verschied-

denen

denen Stokwerken gehet man an einer Leiter vor  
 Striken; solchergestalt sind die Mißethäter von  
 einander abgesondert, und würden sich nicht getrauet  
 in einem Bette zu seyn, weil eine lämmerliche Prü-  
 gelsuppe darauf gesezet ist. Alle Nächte werden in  
 diesen Galerien Lampen angezündet, und es gehet  
 Aufseher darinnen herum, welche also acht haben,  
 damit kein Lärm, noch Zank und Unordnung ensste-  
 hen möge. Inwendig sind Seile, welche an den  
 Glocken im Hofe hängen, und dazu dienen, die  
 Wacht von aussen herzurufen, in so ferne die Auf-  
 seher von innen deren Hülfe nöthig haben, den Aus-  
 schweifungen der Mißethäter Einhalt zu thun. In  
 dem nemlichen Bezirk ist eine Kapelle vor die Chris-  
 ten, wie auch eine Krankenstube vor die Kranken,  
 Brunnen, Waschbeken, und mit einem Worte al-  
 les was zu dem zeitlichen und geistlichen Wohl dies-  
 ser Elenden gerechet. Die Türken und Christen  
 sind nicht beisammen. Man ist äusserst besorget,  
 daß alle diese Orte recht reinlich sind. Man wäschet  
 und kehret alle Tage darinne, und räuchert sie alle  
 Wochen mit Essig, den man in glühende eiserne  
 Pfannen schüttet, welcher Rauch zu Verjagung der  
 unreinen Luft vortreflich ist. Alle Mißethäter wel-  
 che Handwerker verstehen, dürfen solche in der Stadt  
 treiben, ledoch also, daß diejenige bei denen sie ar-  
 belten ziemlich vor sie hasten, und vermittelst einer  
 Kleinen

kleinen Erkantlichkeit vor die Argoussitts welche sie des Morgens zur Arbeit begleiten, und Abends davon abholen und in den Vague einschließen; denn sie dürfen nicht in der Stadt übernachten.

Die Missethäter rühmten die Milde des Gross Herzogs sehr, welche durch dessen Verfügung den gesunden und Kranken wiederfähret, wie auch das Recht, so man ihnen, wenn sie über ihre Vorgesetzte mit Zug klagen, erthellet. Sobald als die Zeit ihrer Verurtheilung abgelaufen ist, so haben sie keiner Patronen, oder Birschriften nöthig ihre Freiheit zu erlangen. Sie müssen sich lediglich an den Oberschreiber wenden, und ihm einige Tage zuvor davon behelligen. Derselbe schläget sein Register auf, thut den Obhern und andern Bedienten dieser Baltei die Anzeige, und so bald der Termin erschienen ist, nimmt man ihnen das Fueseisen ab, und öfnet ihnen die Thüre nebst Ertheilung eines Zeugnisses, daß sie die Zeit ihrer Strafe erstanden, und wieder alda aufgenommen werden solten, wenn sie vor gut befinden würden, sich wieder dahin schicken zu lassen. Es ist auch was seltenes, daß dergleichen Art Leute nicht zum zweiten male dahin kommen.

Zu Livorno langten so viele Leute aus der Levante an, und es sind daselbst so viel Leute gewesen, die sich dort angewöhnet haben, die Bäder und das Schwitzen nach Türkischer Art zu  
ger

gebrauchen, daß dieser Gebrauch dorten wie in Marseille eingeführet worden. Wenn ich also das Schwitzen und die Bäder zu Livorno beschreibe, so erspare ich mir die Mühe zu zeigen, wie es damit zu Marseille beschaffen sei, indem sie an beiden Orten auf die nemliche Art gebräulich sind.

Das vornemste Stück dieser Bäder ist die Badstube, solches ist eine viereckigte Kammer von zehn bis zwölf Schuhen wie ein Dam gewölbet, nebst kleinen zugemachten Oefnungen so mit Schellen von grossen gedoppelten Glas verwahret sind, die das nöthige Licht alda verschaffen. Der Fussboden dieser Kammer ruhet auf einem Gewölbe, wo die Oefen sind, die die Wärme hineinbringen, wie denn auch diese nemliche Oefen die Wasserbehältnisse heizen, deren Röhren in das Schwizbad gehen, welche da sie mehr oder weniger vom Feuer entfernt sind, heisses, laulichtes, oder abgeschlagenes Wasser, so wie man dessen benöthiget ist, liefern.

Um das Schwizbad herum sind drei oder vier kleine Cabineten, wovon jedes zwei Röhren mit warmen oder laulichtem Wasser hat, und ausser diesen Cabineten sind Kammern mit einem oder zwei Betten.

In diesen Kammern entkleidet man sich völlig. Man leget auf die Lenden ein grosses Stück Leinentuch, wie ein gedoppeltes Salvat, auf die Achseln, thut

thut man einen Schlafrok, und an die Füße hölzerne Schuhe.

Bei der Thüre des Cabinets leget man den Schlafrok ab, und in selbiges gehet man mit einem Badknecht, welches gemeinlich ein Türk ist, indem diese Leute geschickter und hiezu besser abgerichtet sind, als die Christen. Alda läßt man sich auf alle Orte, wo man das Har wegbringen will, einen gewissen Zelt legen, welcher in weniger als einer halben Viertelstunde machet, daß das Har ausfällt. Man wäschet sich selbst, oder läset erwehnte Orte mit laulichem oder etwas heißem Wasser waschen, worauf man sein Leinentuch wieder auf die Lenden thut, und in das Bad sich begiebt.

Alles daseibstige Geräthe bestehet in Brettern, welche auf hölzerne Stangen von zwei bis drei Zoll breit genagelt sind, und aus kleinen hölzernen Stühlen sieben bis acht Zoll hoch, worauf man sich sezet, wenn man nicht auf den Brettern liegen will, denn der Fußboden ist zu heiß, als daß man sich dahin sezen könnte, und eben deswegen hat man hölzerne Schuhe.

Der Türk gehet weg mit dem Vermelden, daß er sich im Nothfall nicht von der Thüre entfernen werde, und daß man ihn nur rufen dürfe. Es ist auch diese Vorsicht nicht ohne Nutzen, weil die Hitze, wenn man ihrer nicht gewohnt ist, eine Ohn-

II. Theil.

R

macht

macht nach sich ziehen könnte. Jener komt dann und wann zu sehen, wie man sich befindet, und wo er bemerket, daß die Hitze des Schwizbades einen überflüssigen Schweiß ausgetrieben, und eine gute Viertelstunde angehalten hat, so leget er einen auf ein Bret, den Bauch in die Höhe, und reibet mit seiner in einem kleinen Sak oder bercanener Tasche habender Hand vom Halse an bis zur Fussole dermassen, daß der Leib in einem Augenblick mit einem dichten Schaum, als wie mit Seifenwasser bedeket wird. Nichts in der Welt öfnet die durch die Hitze bereits ausgedehnte Schweißlöcher so sehr, als dieses Reiben. Der erste Schaume ist dicke und braun, riechet auch ziemlich übel. Der Türk nimt von Zeit zu Zeit warmes Wasser mit einer hölzern Schauffel, und gieset es auf die geriebene Theile des Leibes, reibet auch aufs neue so lange fort, bis der Schaum weiß, hell und wenig zäh wird. Hierauf leget er einen auf den Rücken und reibet den vordern Theil des Leibes, gleichwie er den hintern Theil gerieben hat. Alsdenn wäschet er einen mit so heißem Wasser ab, als man vertragen kan, und läßet ihn einige Augenblicke ruhen, damit die Hitze noch mehr Schweiß auslage, und einen neuen Schaum her austreibe. Sind ihrer mehrere beisammen, so reibet der Türk, während der erste ausruhet, einen andern, worauf er wieder an den ersten

sten komt und aufs neue seinen Bauch und Rücken reibet, und dessen Arme und Beine also zurück wendet, als wenn er ihn wippen wolte, wobei das wunderbarste ist, daß die Gelenke so biegsam werden, daß man alle diese Bewegungen, welche man zuvor nicht ohne große Schmerzen hätte ausstehen können, gleichsam nicht bemerket. Er läßt einen aufstehen und den Leib dergestalt biegen, daß die Stirne die Zehen berührt, und fast auf nemliche Art leget er ihn rückwärts. Diese Bewegungen erwärmen die Gelenke, vertreiben die Blähungen und sind unfehlbare Mittel wider den Schnuppen, Erkältungen, Spannen der Nerven, und Erstarrung.

Wenn obige Ceremonien vorüber sind, nimt der Türk Neapolitanische Seife in die Hand, und reibet damit den ganzen Leib sachte, welchen er sodann mit einem Stücke Voi oder Tuch, einseifet, worauf er einen recht rüchtig abwäschet. Hernach streuet er allenthalben Bohnenmehl auf einen, damit er vollends sauber wird, und wenn er ihn das letztemal abgewaschen hat, so sprengt er über den ganzen Leib Brandewein, oder Ungarisch Wasser, ziehet einem den Schlafrock an, und reichet ihm die Hand, damit er ihn in die Kleiderkammer führet, in welcher ein recht küssenreiches Bette ist, auf welches er einen leget, und mit drei oder vier De-

fen zudeket. Alsdann entstehet der allerschönste Schweiß, worauf man, wenn solcher ein gute Stunde gedauert hat, die Matraze, auf der man gelegen ist, auf eine gute Art wegnimt, und dafür eine andere nebst einem trokenen Bettüche findet. Man verändert auch das obere Zeilach, und die Oberdecke, und nimt von den übrigen einige weg. Diejenigen welche sich hiebei der förmlichen Zärtlichkeit bedienen wollen, welche die Franzosen der platten Weise der Türken beizusetzen beliebet, nehmen alsdann eine Brühe; andere begnügen sich mit einem Gläschen Katafia. Wenn der Schweiß abnimt, so schneidet ein Türk die Nägel an den Zeihen ab, und schaffet die harte Haut, und Hünerausgen weg, wenn man dergleichen hat. Er reibet einen mit einem in Brandewein eingetauchten Schwamm, wornach man aufstehet, und sich anfleidet. Da es aber gefährlich wäre, mit noch offenen Schweißlöchern in die Luft zu gehen, so spazieret man einige Zeit ehe man fortgehet im Galherum, oder läffet sich in einem zugemachten Wagen nach Hause liefern.

Diejenigen Leute, welche die Gelegenheit haben, lassen sich die nötige Wäsche und Decken nachtragen. Der ganze Handel dauert ohngefehr 4 Stunden, und kostet 50. Sous vor den Herrn des Schwitze

Schwizbades, und zehen Sous vor den Türken, welcher dabel gedienet hat.

Wenn man aus diesem Orte herauskomt, so ist man so leicht, daß es scheint, man habe seinen Leib in dem Schwizbade gelassen, und wäre ganz Geist geworden. Mich wundert, daß diese Art des Schwizens zu Paris noch nicht eingeführt worden, oder daß es dergleichen Bäder nicht so viel giebt, daß jedermann damit bedienet werden kan. Freilich würde solches den Aerzten viele Mühe ersparen, da gewis ist, daß unsere meiste Krankheiten davon herrühren, weil die Canäle der Ausdünstung versperrt sind; der Reinigkeit nicht zu gedenken, die dieser Gebrauch verschaffet, würde man vielen Krankheiten und vielleicht vielen plötzlichen Todesfällen zuvorkommen, welche dermalen so sehr Mode, und die traurigen Folgen des Abgangs der Ausdünstung sind. Die, so am Podagra leiden, würden gewis dadurch sehr große Erleichterung finden, gesetzt auch, daß sie nicht gänzlich genesen würden, wie man doch vernünftiger Weise von einem Mittel hoffen kan, welches die scharfen und wässertigten Feuchtheiten, als die Quellen dieser schmerzhaften Krankheit, verlaget.

Die Harfsalbe, welcher ich erwähnte, wird aus zwei Theilen ungelöschten und zu Pulver gemachten Sandes, dann einem Theile gelber Farbe

gemachet, die man so viel im Wasser einnezet, als es nöthig ist, bedien Materien die Festigkeit einer Pappe, und des Pechs zu geben. Man mus besorgt sein von Zeit zu Zeit das Har anzurühren, worauf man den Teig geleyet hat, und mit warmem Wasser den Ort zu waschen, sobald das Har anfangt wegzugehen, denn wo der Teich zu lang darauf bliebe, könnte er die Haut verbrennen und wegreißen.

Uvorno hanget in geistlichen Dingen vom Erzbischoffen von Pisa ab. Dieser Prälat hat einen Oberverweser, der in der Stadt wohnet, auch andere Bedienten, welche zu einem geistlichen Rath nöthig sind. Denn in Italien haben alle Bischöffe eine Gerichtsbarkeit, worunter viele Leute stehen. Dergleichen sind die verheiratheten Geistlichen, die Bedienten der geistlichen Gerichte, wie auch die Kirchen- und Klosterbeamten, und andere.

Dieser Oberverweser hielt vor einigen Jahren vor diensam, bei seinem Prälaten um eine außerordentliche Sendung einzukommen, vermög deren das Volk zu Uvorno zur Buse und zu bessern Sitten, welche der beständige Umgang mit Leuten von verschiedener Religion ungemein verdorben hatte, möchten bewogen werden. Der Prälat sprach mit dem Grossherzog aus der Sache, und dieser vor das Heil seiner Untertanen allezeit sehr besorgte Fürst,

Fürst, ernante alsobald einen Jesuiten, der ein berühmter Prediger war, zum Vorsteher dieser Sendung. Derselbe wählte Leute aus, die er bei diesem wichtigen Amte nöthig zu haben glaubte, und verfügte sich mit selbigen nach Livorno. Der Grosherzog kam mit seinem Bruder, dem Cardinal von Medici, und dem Erzbischof von Pisa ebenfalls dahin, damit er den Predigten des geistlichen Redners desto mehr Gewicht geben möchte. Gleichwie solcher sehr geschickt und ausnehmend beredt war, also war die große Kirche bald vor die erstaunliche Menge Zuhörer zu klein, welche hinein liefen. Die Predigten mußten demnach auf dem großen Plaze vor der Kirche gehalten werden. Man richtete Stangen auf, an denen man die Tücher, womit man die Helfte deckte, befestigte, und man schlug in einer schicklichen Entfernung von der Kirchthüre eine Bühne mit Tuch gedeckt, auf, nebst einem Lehnstuhl und einem großen Crucifix an der Seite. Auf diesem Stuhle donnerte der Prediger wider die Laster. Der Grosherzog, der Cardinal sein Bruder, der Erzbischof von Pisa, und der ganze Hof des Herrn, waren ordentlich bei allen Predigten, auch sogar bei den Unterredungen und dem vertrauten Unterrichte zugegen, welche täglich in verschiedenen Stunden vorkamen. Diese beständige Anwesenheit des Fürsten, nebst dem persönl-

chen Verdienst des Predigers, vermochte jedermann  
 zu den Übungen der Andacht, und man wurde schon  
 einer starken Veränderung in der Stadt gewahr,  
 als derselbe sich den unschicklichen Gedanken beige-  
 hen lies, jedermann zu verdammen, drei Personen  
 ausgenommen, die, wie er zuverlässig versicherte,  
 von seinen Zuhörern allein selig werden würden.  
 Ich weis, daß dieser Gedanke nicht neu ist, und  
 daß ihn andere vor ihm gebraucht haben, die Sün-  
 der zu schrecken, aber sie haben sich dessen niemals  
 auf eine so unbefangene und entscheidende Art be-  
 dienenet, als wenn er ein unvorderrusslicher Schluß  
 vom Himmel wär. Jedermann wurde bestürzt.  
 Wie so? hies es. Wer sind diese drei Glückseli-  
 gen? Hoffentlich ist er kein so großer Narr, daß er  
 sich selbst verdamt, und er ist zu schlau, den Groß-  
 herzog, und seinen Bruder den Cardinal, als so  
 fromme und weise Fürsten, zu verdammen. Dem-  
 nach wird ohnstreitig der Erzbischof vor der Spitze  
 seiner Clerikal und Herde zum Teufel gehen müssen.  
 Dieses raubt uns alle Hoffnung. Es nahm auch  
 von dieser unseligen Predigt an die Zahl seiner Zu-  
 hörer täglich so sehr ab, daß man ihn lediglich noch  
 aus Ehrerbietigkeit gegen den Fürsten anhörte, und  
 in einem Augenblick das traurige Ende einer Sache  
 sah, welche zu Anfang eine so angenehme Hoffnung  
 eines glücklichen Erfolges gab. Die Italienischen  
 Pres

Prediger fallen leichtlich in einen ausschweifenden Eifer, wodurch sie gemeiniglich die ganze Frucht ihrer Predigten vereiteln.

Ich werde Gelegenheit haben, von dieser Art Sendungen weisläufiger zu reden, indem ich an Orten gewesen, wo dergleichen waren, und eine besondere Ränntnis davon erlanget habe.

Ich gieng den 8. Mai 1706. gegen Mittag von Livorno in einem bedekten Schiffe, die man Navicelles nennet, ab. Selbige gehen nach Pisa auf einem der Canäle, die man die Maräste auszutrocknen, so um Livorno sind, angeleget hat, und die Luft daselbst so ungesund machen.

Ich fand in dem Schiffe, worauf ich mich nebst meinem Bedienten und Gepäke begab, neun Manspersonen von ziemlich böser Mine, wovon acht mit Flinten und Pistoleten bewafnet waren. Dieselben grüßten mich höflich, und der vornemste unter ihnen machte mir neben sich Platz, wo ich mich auch hinsetzte, und mich mit ihm in Gespräch einlies, weil er Französisch mit mir redete. Das Schiff gieng erst nach einigem Verweilen ab, wo bei ich wahrnahm, daß unterschiedliche Personen, welche damit abfahren wolten, als sie die Reisegesellschaft sahen, andern Sinnes wurden.

Endlich redete derienige mit dem ich mich unterhielt, in einem herrlichen Tone mit dem Schiffer,

worauf wir alsobald abreiseten. Hernach bemerkte ich, daß einer dieser Leute eiserne Handfessel, unter seinem Röcke hatte. Ich fiel auf die Gedanken, daß es Wächter wären, die man dort zu Lande Schizzen nennet, und sagte solches zu erfahren, meinem Bedienten, sich beim Schiffer zu erkundigen. Er gehorchte, und vernahm, daß iener Mann der Bazzigel, oder Gewaltiger von Pisa mit sieben Häschern war, welche den Bonat, oder Henker dieser Stadt, der in Livorno einen aufgeknußet hatte, nach Hause zurück begleiteten. Nun sah ich die Ursache ein, warum niemand mit uns reisen wollen.

Von der Stadt Livorno nach Pisa sind funfzehn bis sechzehn Meilen. Der Canal ist schön, das Fuhrwerk bequem, und an ienes beiden Seiten siehet man ein ebenes gebautes Land, mit schönen Bäumen, welche längst des Weges stehen.

Um 6. Uhr Abends langten wir zu Pisa an. Die Zolbediente konnten sich nicht enthalten zu lachen, als sie mich in so guter Gesellschaft aus dem Schiffe steigen sahen. Ich lies Saquini oder Sakträger kommen, mein Gepäcke wegzubringen, und erkundigte mich, ob das Kloster meines Ordens weit entlegen wär. Der Bazzigel erbot sich, mich dahin zu begleiten, und war so artig, mich mit dem Hut in den Händen bis an die Pforte des Klosters zu führen, wo er mich mit tiefen Verbeugungen

gen verlies. Ich blieb nur einen Tag zu Pisa, und eben deswegen würde ich wenig von dieser Stadt zu sagen haben, wofern ich nicht mehrmalen da gewesen wäre, wodurch ich Gelegenheit bekommen, diese große und ehemals so berühmte Stadt wohl kennen zu lernen. Daher werde ich vor sie das thun, was ich vor Genua und Livorno gethan, und hier so gleich alles anbringen, was ich dorten bemerkt habe.

Diese Stadt ist sehr alt. Sie war die Hauptstadt einer Republic, welche sich durch ihre Eroberungen in Africa und in dem Mittelländischen Meere, als wo sie den Sarazenen die Balearischen Inseln, wie auch die Inseln Corsica und Sardinien abgenommen, berühmt gemacht hat. Ihr Meerhafen, welcher zwei Meilen von dem Mund des Flusses Arno lieget, war ein rechter Handelsplatz. Die Republic hat gegen fünfzig Galeren unterhalten; als aber ihre Bürgerkriege, und innerliche Trennungen sie am Ende äusserst geschwächt hatten, so belagerten die Florentiner die Stadt, und eroberten solche 1406. nach einer langwüthigen Belagerung, machten auch diese vormals freie Stadt zu einer Landstadt, welche sie dormalen demüthigten, daß sie sich niemals hat wieder erhohlen können.

Heu

Heutiges Tages ist dieselbe noch sehr entvölkert, und ob sich gleich der Grosherzog Mühe giebt, die Zahl ihrer Einwohner zu vermehren, so sind doch ihre schöne fast alle nach der Schmur gezogene, und mit sehr schönen Häusern besetzte Strassen, wie eine Wiese mit Gras bewachsen.

In solcher Absicht, Leute dahin zu locken, hat der Fürst alda ein Magazin zu Ausrüstung der Garulieren anlegen lassen, und den Vorsteher des Ritterordens vom S. Stephan dahin gesezet, wie auch die Zahl der Professoren bei der Universität vermehret, und sparet nichts, geschickte Leute und noch mehrere Studierende dahin zu ziehen. Es hat auch diese Aufmerksamkeit des Herzogs schon angefangen, Leute dahin zu bringen, gestalten man im Jahr 1715. ohngefähr 15. bis 18000. Selen alda zählte. Was ist aber das vor eine Stadt, welche hunderttausend Selen nicht hinlänglich ausfüllen würden?

Die Cathedralkirche, oder der Dom, ist recht schön, ob sie gleich in Gothischem Geschmak, der in Italien der Deutsche heisset, gebauet worden. Ihre Verhältnisse sind so richtig, sie ist so hell, ihre Zierraten sind auf eine so schickliche Art angebracht, sie ist so niedlich und wird so sorgfältig im Stand erhalten, daß ich allezeit, so oft ich in Pisa gewesen, ein unendliches Vergnügen gefunden,  
lange

lange mich darinnen aufzuhalten. Ihre Thüren sind mit metallenen Bas Reliefs bedeckt, welche verschiedene Geschichte des alten und neuen Testaments in einem auserlesenen Geschmact vorstellen. Das Pflaster ist von untermengten Marmor verschiedentlichlicher Farben. Auf demselben sind einige herrliche Gräber, Bildsäulen, Malereien von den besten Meistern, nebst einer grossen Anzahl marmorner Säulen, welche das große Schiff von den niedern Seiten scheiden, die, wie die Kirche, mit Marmor eingefasset sind. Ich sage dieses als ein Augenzeuge, aber ich glaube nicht, wie die Einwohner des Landes sagen, daß die Mauern ganz von Marmor sein sollten.

Man saget, daß die Domherren ehedessen wie die Cardinäle roth gekleidet waren, ich selbst aber habe sie nie anders als violettblau gesehen. Das ist auch ganz artig, und kommt mir demüthiger vor.

Auf der rechten Seite des Chors dieser Kirche, und außer derselben, ist der berühmte Kirchen- oder hangende runde Thurm, den alle Reisende so erheben. Er ist von Marmor, nebst einer Schnecken- oder Schneckentreppe so in der Mauer angeleget ist, und auf der man zur Laube gehet. Viele Leute bilden sich ein, daß ein Zufall, oder die Nachlässigkeit in Ansehung einer festen Grundlegung dieses Gebäudes die Ursache sei, daß er so sehr auf eine Seite überhanget. Wöserne dem also wäre, würde das ganze Gebäude überhängen, und den

dennoch merket man nur an der Seite die gegen die Stadt ist, diesen Fehler. Die Seite gegen die Kirche ist senkrecht, der lere Raum an der Mitte, der einem Schöpfbrunnen gleich siehet, ist allenthalben senkrecht, daher man den Baumeister weder der Unwissenheit noch Nachlässigkeit beschuldigen kan, sondern bekennen mus, daß er dadurch eine Probe seiner Geschicklichkeit ablegen, und zeigen wollen, wie er ein Gebäude außser der Bleiwage, ohne daß es eingestürzet, machen könne. Auch das ist nicht so schwehr als man denket, insonderheit wenn man sich Steine von hinreichender Länge, so wie ich die meisten in diesem Thurm gesehen, bedienet, und solche darnach richtet. Denn wo man, wie ein neuer Schriftsteller sagen will, daß die runde Figur den Einsturz verhindere, so ist es so viel, als über das Weltgebäude lachen. Wie viele runde Thürme sind eingefallen, ob sie gleich senkrecht waren? und warum fällt der runde Thurm zu Bononien, Carisenda genant, nicht ein, der doch viereckigt, ziemlich klein, und größer als der zu Pisa, auch wenigstens eben so krumm ist.

Der Kirchhof der ganzen Stadt ist am Ende der Kirche, welchen Platz man, wie in ganz Italien, Campo Sancto nennet. Es ist solcher ein großes geviertes Feld, mit bedeckten Gängen wie ein Closter umgeben, und mit marmornen Säulen gestützt, auch mit Blei gedecket, wobei die Mauern von geschickten

Ma

Malern mit Wasserfarben gemallet sind. In diesen  
Elausen siehet man sowohl von aussen als von innen,  
wo man die Toden verscharrt, viele Grabschriften  
Aufschriften, und Gemälde, auch andere Alterthümer,  
worüber man ein Buch machen könnte. Es wird be-  
hauptet, daß funfzig Galeren aus Pisa, welche dem  
Kaiser Friederich dem Rothbart ins gelobte  
Land zu Hülfe geschickt worden wären, ausluden, und  
sich auf ihrer Zurückreise von Jerusalem mit Erde von  
Jerusalem beladen, welche Erde in das Feld des Campo  
Saneto geschüttet worden, und die Eigenschaft hätte,  
den Leichnam, so man da hinein legte, in 24. Stun-  
den gänzlich zu verzehren. Ich trage Bedenken, diese  
weggeführte Erde durch die Galeren in Zweifel zu  
ziehen; es behaupten solches alzuviel Leute, und über-  
das mus man eine Stadt welche schon verschiedene  
Jahrhunderte im Kummer schwebet, durch eine vielleicht  
sehr gründliche Critic nicht betrüben. Allem Anse-  
hen nach waren die Leute zu iener Zeit von Andachten  
eingenommen, die zu ieziger Zeit nimmer Mode sind,  
und konten ihre Schiffe mit nichts besserm beladen.  
Inzwischen hat diese heilige Erde die Eigenschaft, die  
Leichname zu verzehren, die sie vor dem gehabt haben  
soll, nicht mehr, und man kan ihr solche nicht wieder  
geben. Solches rühret vielmehr von dem vielen un-  
seltschten Kalch her, den man mit dergleichen Erde  
vermischt. — Dieselbe hat nothwendiger Weise diese  
Wit-

Wirkung hervorgebracht, und zwar so lange als der Kalch seine Kraft gehabt hat, aber nach der Masgabe als solche geschwächt, gemindert und endlich vernichtet worden ist, hat auch die Wirkung leiden müssen, und am Ende selbiger nicht mehr, als die gewöhnliche Erde vermocht, die Leichname zu verzehren. Man muß nur neuen wohlgemachten Kalch von guter Art, wie den von Marmor und Leim nehmen, und sodann wird der Gottesacker von Pisa aufs neue die Leichname in 24. Stunden aufzehren. Wozu dienet aber eine so unnütze Ausgabe? Das Campo Sancto ist sehr groß, die Stadt ist noch dazu wenig volkreich, und wenn auch ihre Einwohner in einem Jahre verstarben, so würde man übrig Platz finden, sie zu begraben. Ich wolte den Groscherzog gerne rathen 5. oder 6000. Schweizerische Familien, oder Teutsche dahin zu berufen; diese Leute hecken stark; sie würden gerne da wohnen, weil das Land fruchtbar ist, und Wein in Überflus hervorbringet. Die dicke urd rauhe Luft schickt sich unvergleichlich zu ihrem Temperament, und in wenig Zeit würde Pisa wieder bevölkert, und der Staat mit guten Soldaten versehen sein.

Der Arno, ein ansehnlicher Fluß, fließet durch die Mitte der Stadt, und theilet solche in zwei fast gleiche Theile, welche durch drei Brücken zusammengehen, wovon die größte von weißem Marmor ist.

Auf dieser Brücke wird alle Jahre das Kolbenge-  
richt zwischen den Leuten dies- und jenseits des Flusses  
gehalten. Solches ist ein sehr altes Herkommen in  
der Stadt, dessen wahren Ursprung man nicht leicht  
ausmachen kan, weil man solchen auf verschiedene Art  
zu weit herleitet. Vielleicht ist es eine Nachahmung  
des Gefechtes, welches zu Venedig auf der Brücke  
von Rialto zwischen den *Dicoletti* und den *San Marco*  
vorfällt. Dem sei wie ihm wolle, das Gefechte zu  
Pisa ist mehr ernsthaft, und hat oft betrübte Folgen,  
welche die Großherzoge, und selbst die Republik, nicht  
haben hintertreiben können, oder mögen, wovon man  
aber die Ursachen nicht untersuchen darf.

Die Streitende sind mit guten Harnischen nebst  
Arms- und Brustbedeckungen bewafnet, haben den  
Helm auf dem Kopf, und das Visir unterwärts.  
Ihre Waffen sind große Kolben von sehr hartem  
Holz, und überdis mit Eisen beschlagen. Sie ha-  
ben solche zwischen den Armen, und dürfen sie bet-  
schwehret Strafe nicht mit den Händen anfassen.  
In diesem Aufzug nähern sie sich einander unter  
Trompeten- und Paukenschall, stoßen hart auf einan-  
der, und schlagen sich mit ihren Keulen auf den Kopf,  
suchen auch den Gegentheil zurückzutagen, und die  
Brücke zu erobern. Die Erbitterung ist auf beiden  
Seiten so groß, daß sich auch die Weibspersonen dar-  
ein mischen. Sie ermahnen ihre Männer und Kin-

II. Theil.

L

de

der sich wohl zu halten, und ihrer Partei Ehre zu machen. Sie stossen Schmähdungen wider den Gegentheil aus, und oft verleitet sie die Wuth so weit, daß sie einander anfallen, und sich mit den Nägeln und Zähnen herumreißen. Dieses geschieht allemal, wenn ihren Angehörigen, der Kopf, oder die Arme eingeschlagen werden, denn ohngeacht der Helme und Armdecken, und der gezwungenen Art, womit sie sich ihrer Keule bedienen müssen, ist die Schwehre derselben so gros, und die Hiebe die sie damit führen, so wirthend, daß sie sich den Kopf und die Arme einschlagen, und oftmals auf beeden Seiten einige getödtet werden. Am Ende muß die schwächste Parthei nachgeben; die Sieger behaupten die Brücke, setzen Wachten darauf, und die Besiegte müssen sich mit ihnen abfinden, damit sie darüber gehen dürfen.

Ich bin der Meinung, dieser Streit sei ein Ueberbleibsel derienigen Gefechte, die die Bürger dieser unglücklichen Stadt, als sie in wehrerlei Rotten zertrunnet worden, besonders aber alsdenn miteinander hielten, als ein Theil sich auf des Pabstes und der andere auf des Kaisers Seite geschlagen, und sich den Namen Welfen und Gubellinen gegeben hatte. Ihre Erbitterung war so gros, daß sie endlich ihre Republic umstürzten, und die Beute der Florentiner wurden, die schwächer als sie, damals aber einiger waren.

Man

Man giebt vor, der Baumeister ihres hangenden Thurms hätte solches mit Bedacht gethan, damit zu verstehen zu geben, daß ihre Republic eben so bereit sei wegen ihrer Trennungen zu fallen, als ein Haus, so sinket, dem Einfall nahe und im Begriff ist, die so daran stehen, oder nahe sind, umzuwerfen.

Die böse Luft, worüber man dormalen zu Pisa flaget, und die man vor die Hauptursache angiebt, warum die Stadt so wenig volkreich ist, ist blos eine Folge dieser Entvölkerung. Denn ob sie schon in einem ziemlich flachen und ebenen Lande ist, so ist solches doch nicht morastig. Die Moräste von Livorno sind weit davon entfernt; aber die Luft verdirbt alda, weil sie zu viel Ruhe hat, und in der Stadt wenig Feuer und Bewegung ist. Mit einem Worte, weil der größte Theil ihrer Häuser wenig oder gar nicht bewohnet ist, indem die Großen und der Pöbel dieser unglücklichen Republic, weil sie sich ihrer Freiheit beraubt sahen, lieber ihr Vaterland verlassen, als in der Dienstbarkeit sehen wolten. Dieselben begaben sich in alle benachbarte Länder, und sogar nach Spanien und Frankreich. Man kan diese Nachricht leichtlich durch die Grabschriften vom Campo Sancto bewähren, worauf man viele Namen von Familien die einzmals zu Pisa wohnten, findet, und welche dormalen zu Rom, Neapel, Genua, Turin, und Marseille, leben, also sie die nemlichen Wappen führen, deren man auf den Grabmalern im Campo Santo gewahr wird.

Die mehresten ansehnlichen Häuser zu Pisa haben Thürme; ein gleiches bemerket man an vielen andern Städten in Italien, so geringer als Pisa sind. Herr Misson, der uns eine so wohl geschriebene Reise nach Italien gellefert, ob er gleich solche auf der Post gerhan hat, irret sich, wenn er saget, daß die Thürme, die man in Italien an mehreren Orten sähe, Belohnungen wären, welche die Städte demienigen ihrer Bürger gäben, die sich durch einlgen ausgezeichneten Dienst, so sie ihrem Vaterlande erwiesen hatten, hervorgethan. Woferne dieser Schriftsteller sich lange im Lande aufgehalten, so würde er vernommen haben, daß die Städte ihren Bürgern dergleichen Thürme nicht erbauen liesen, sondern nur allein demienigen die ein obrigkeitlich Amt bekleidet haben, erlaubten solche auf ihrem Grunde und aus ihrem Beutel zu erbauen. Solches war ein Zeichen daß der Haus Herr wo ein Thurm war, ein Patricius, oder seine Vorfahren solches gewesen, desgleichen daß er vom Rath war und die Freiheiten und den Adel genossen, der mit dieser Würde verknüpft ist. In einigen Städten wie zu Cornetto, so zehn Meilen von Civita Vecchia lieget, konnten dieienigen, welche die Stelle eines Stadteinnehmers mit Ehre verwaltet hatten, nicht eher höhere Aemter verlangen als bis sie auf ihrem Boden einen Thurm hatten erbau-

erbauen lassen. In diesem Lande war der Thurm eine Anzeig, daß man nach Ehrenstellen trachte, gleichwie bei den Römern der weiße Kok anzeigte, daß man Burgermeister werden wolte. Ich habe nie gehört, daß man diejenigen, welche einen Thurm bauen lassen, genöthiget, solchen einzureisen, wenn sie nicht den ersten Posten erlanget haben. Solches würde diesen Bürgern, welche adelich werden wolten, mehr gekostet haben, als den Senatoren, die Burgermeister werden wolten, und wenn die Wahl geschehen war, lediglich ihren weißen Kok ablegen musten. Es ist aber zu vermuthen, daß diejenigen, welche Thürme erbauen lassen, schon vor solchem Bau eines guten Ausgangs ihres Unternehmens vergewissert waren.

Die Thürme der Privat Häuser dienen zu Pisa zur Zeit der Unruhen zu so viel Besten, wenn ihre Parthei nicht die stärkste war. Von diesen Thürmen schlugen sie sich mit Wirsen und Steinen. Dermalen dienen solche Lust zu schöpfen, und auf das herumliegende Land zu sehen, welches reich und wohl gebauet ist.

Die Stadt Pisa hat noch ihre alte Mauern, welche durch viele hohe und veste Thürme nebst einem Graben beschützet werden. Als die Florentiner solche eroberten, so entwafneten sie die Einwohner, nahmen viele Geißel, schleiften die Mauern an einigen Orten

und legten drei Besten an. Die vornemste die man als eine wichtige Citadelle ansehen kan, ist beinahe zu unserer Zeit durch den Julian von St. Gal einen vortreflichen Baumeister und mittelmäßigen Ingenieur, bevestiget worden. Sie lieget nechst der Pforten des H. Marcus, wo man nach Florenz gehet, die andere Beste, ist nechst dem Zeughaus, und die dritte am Rande des Flusses. Diese zwei letztern sind klein und bedeuten nicht viel.

Der Grossherzog hat zu Pisa das vornemste Ordenshaus der St Stephansritter angeleget; wo von er das Haupt ist. Diese Ritter tragen auf ihren Kleidern Kreuz von acht Eken und rothen Atlas, und ein kleines goldenes auf ihrer Brust. Sie sind nicht zum ehelosen Stande verbunden, noch weniger aber durch eine nothwendige Folge zur Armut. Sie haben kein Gelübde, als den Gehorsam, und den Krieg wider die Unglaubigen; und es giebt unter diesem Orden gute Comenthurelen. Diejenigen so nicht verheirathet sind, (deren Zahl geringer ist,) haben das Recht, in dem Pallaste des Ordens zu Pisa zu wohnen, wo sie eine prächtige Tafel und Wohnung haben. Sie legen ihre Ahnenprobe fast wie die Malteseritter ab, und müssen ihre Kriegszüge thun, ehe sie zu Comenthurelen gelangen können. In ihrer Kirche siehet man viele

Slage

viele Flaggen, so sie den Ungläubigen abgenommen haben. Nur müssen sie noch eine Königliche Galere wegnehmen, wenn sie von allem Vorwürfen frei sein wollen.

Die Universität Pisa ist ansehnlich. Die Professorstellen tragen viel ein, und solche Einkünfte werden ordentlich bezahlet. Anfänglich bekommen die Professoren insgemein nur 100. oder 120. Piastris Besoldung; solche wachsen alle Jahre, und endlich steigen sie bis auf 400. Piastris, welche die größte Besoldung ist, die Lehrstunden und die Wohnung im Collegio ungerechnet. Sie haben fünf Collegia. Das iuristische, und das Collegium Sapientiac sind die berühmtesten, und die Lehrämter werden alle von Herzog besetzt.

Den 10. Mai 1710. reifete ich ab, und hatte vor mich, meinen Bedienten und meine Waren eine Galee gemiethet, nachdem ich letztere etwas vermindert, und den größten Theil nach Rom, also ich Willens war, so bald ich dem Generalcapitel eines Ordens zu Bonnonien beigewohnet haben würde, mich einige Zeit aufzuhalten, geschicket hatte.

Nichts ist schöner als dieser Weg. Er begreiffet eine vollkommen wohl gebaute Ebene, welche von dem Flusse Arno durchschnitten wird, und mit Fleken und Dörfern, wie auch ungezählten Lust-

Häusern, worunter einige sehr schön sind, angefüllt ist.

Wir aßen zu San Miniato einer kleinen Bischoflichen Stadt, zwanzig Meilen von Pisa, und ohngefehr so weit von Florenz. Sie lieget auf einem Hügel, wodurch sie eine sehr weite Aussicht, und eine sehr reine Luft hat, aber der Weg von der Ebene dahin ist beschwehrlich und lang, wenigstens kam er mir so vor, weil ich solchen zu Fuß thun mußte, indem mein Fuhrmann, oder Postknecht, mir gefaget hat, daß die Gewohnheit wäre abzustiegen, massen er andernfalls nicht über den Berg kommen würde. Als ich damals wenig erfahren war, und die Schelmererei dieser Fuhrleute nicht kannte, welche die allerunwürdigsten Bernheuter auf dem ganzen Erdboden sind, so lies ich mich nicht lange bitten abzustiegen, hatte aber nachmals Ursache über meine Gefälligkeit böse zu werden. Denn als ich den Berg hinauf gieng traf ich Leute an, die in Carleschen hinauf fuhren und so mitleidig waren, daß sie mich beklagten, und mir den Rath gaben, ein andermal nicht sogut zu sein. Ich habe mir diese Lehre fest eingepräget, und da der Postknecht auf diesem nemlichen Wege bei einer andern Reise eben das von mir forderte, hob ich den Stok auf, und würde ihn entseßlich geprügelt haben, wenn er fort gefahren wäre, wegen des Absteigens in mich zu dringen.

Nach.

Nachmals zeigte ich diesen Schlingeln, daß ich sie den Berg hinauf bringen könnte. Nun will ich eine Begebenheit, die einem unserer Religiosen begegnet, und des Lesers Neubeglerde nicht unwürdig ist, erzählen.

Dieser Ordensmann hatte mit einem Fuhrmann von Verusa einen Handel geschlossen, daß er ihn nebst seinem Felleisen nach St. Marino, einer kleinen Republic im Kirchenstat ganz nahe bei Urbino liefern sollte. Diese Stadt lieget auf einem hohen und steilen Berge. Als der Fuhrmann am Fuße des Berges angelanget war, nöthigte er den Religiosen abzustiegen, und damit nicht vergnügt hand er sein Felleisen los, und legte es mit dem Anhang auf die Erde, daß er solches, wo er dessen in der Stadt benöthiget war, selbst tragen sollte. Der Religiose mochte ihn bitten, versprechen und drohen, alles machte keinen Eindruck bei diesem Flegel, er lies ihn sitzen, und gieng vollends unbekümmert den Berg hinauf, weil er voraus bezahlet worden war. Der Religios so sein Felleisen nicht tragen konnte, und solches nicht auf dem Wege lassen wolte, wo es hätte gestohlen werden können, wartete so lang bis jemand dahin kam und ihm helfen konnte. Am Ende kam ein Bauer mit einem Esel. Der Religiose machte mit ihm aus, daß er sein Felleisen fortliefere sollte, und kam endlich in die  
Stadt

Stadt ganz ermüdet und sehr unwillig über den Fuhrmann an, der ihm einen so schlechten Streich gespielt hatte, worüber er zu klagen feste entschlossen war. Er sah einen Seifensieder in seinem Laden arbeiten, und fragte denselben wo das Rathhaus wäre. Der Seifensieder erkundigte, sich um die Ursache, warum er dahin sich wenden wolte, und zeigte ihm, als er solche vernommen, ein großes Haus mit dem Vermelden, er solte nur an einer Glocke schellen, wozu er vor der Thüre das Seil finden würde, und er dürfte auf baldige Hülfe Rechnung machen. Der Religios dankte ihm, fand dieses Seil, klingelte, und setzte sich bis jemand kam, nieder. Die Zeit wurde ihm lang. Zwei Männer in blauen Röcken mit einigen seidnen Worten wiesen ihn in einen Saal, worinnen er den Seifensieder, mit dem er geredet hatte, in einem großen Roke von schwarzen Damast, mit einer schönen Perrücke, und eine Mütze von Samt auf einem Richterstuhl sitzen fand, welcher einen Stadtschreiber, oder wie sie ihn nennen Canzler, zwei Schreibe neben sich mit der Feder in der Hand, und einige Beamte hatte.

Diese Magistratsperson grüßete ihn höflich lies ihm einen Stuhl geben, und sagte ihm als er wahrnahm daß ihn ihre Verwandlung in Erstaunen setzte, daß er der Handwerksmann wäre, mit deme er bei seiner Ankunft in der Stadt gesprochen, und daß er nur seine Sa-  
che

the anbringen, und sich der rechtlichen Hülfe gewisshert halten könnte. Der Religios erzählte den ganzen Handel, und bat zu erkennen, daß der Fuhrmann schuldig sei, die Fracht vor sein Felleisen vom Fuße des Berges an, bis in die Stadt zu zahlen. Dieses Verlangen war bescheiden, und der Rathsmann sagte, daß er dadurch erbauet worden wäre, und befahl dem Barrigel, der zugegen war, in das Wirthshaus zu gehen, den Fuhrmann zu greiffen und herzuschaffen. Dieses war im Augenblick vollzogen. Der Fuhrmann konte des Religiosen Beschwerde nicht leugnen. Der Rathsmann beschloß sich ein wenig mit dem Stadtschreiber und that sodann den Ausspruch, der Fuhrmann sollte gehalten sein, dem Religiosen das Drittel der empfangenen Summe wieder zu geben, und tre trati di corda, d. i. drei Streiche zu leiden, die Kosten zu zahlen, und bis auf erfolgende Zahlung in Haft zu werden. Dieser Bescheld wurde also gleich vollzogen. Der Verurtheilte bekam die Streiche, mußte das Drittel vom empfangenen Gelde ersetzen, und die Gerichtskosten bezahlen. Man kan sich leicht einbilden, daß der Religios nicht ermangete, dem Magistrat vor eine so gute und schleunige Justiz zu danken daß die Republic St. Marino jedermann die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ob sie gleich arm, und heute ein armer Seiffensieder ihr Haupt ist.

Ich war fast so erzürnt als mein Ordensbruder bei seiner Ankunft zu St. Marien war, aber ich war nicht Willens einen Proceß anzufangen. Überdas saget man, daß man das Recht nicht allenthalben so genau, als in dieser kleinen Republic, pflege, und daß man solches zu Florenz auf einer sehr hohen Säule mit verbundenen Augen, und einer Wage in der Hand, wie auch die rechte Hand in einer Stellung zeige, welche auf etwas deutet, oder nach etwas fraget, wodurch nach der Italiäner Meinung angezeigt wird, daß die Justiz den Kleinen gänzlich verschlossen ist, und die Hand ausstreckt von beeden Parthien anzunehmen, auch daß sie, ohne zu sehen von wem das Geld sei, so in die Wagschale gethan wird, allezeit zu Gunsten entscheidet, der solche überwiegend macht.

Die Republic St. Marino ist sehr klein, und bestehet nur aus der Stadt dieses Namens, aus drei Schloßern, oder kleinen Festungen, welche innerhalb der Stadtmauern sind, und eben so viel Dörfern, welche etwas unten vom Berge weg liegen. Man saget, sie begreiffe nur acht bis zehn tausend Seelen. Sie stehet unter dem Schutze des Pabstes und Kaisers, wenn letzterer mächtiger in Italien als der Pabst ist. Sie rühmet sich, ihre Freiheit über tausend Jahre behauptet zu haben. Die wenige Handlung dieser Republicaner macht sie arm, dem ohngeacht bilden sie sich doch ein eben so große Herren als die Benediger und Genueser

meiner zu sein; es soll auch solche Republic die Venezianische in ihren Briefen Charissima Sorella, liebste Schwester, nennen.

Ich traf meinem Fuhrmann auf dem Plaze an der Thüre eines Wirthshauses an; er sagte mir, solches wäre das beste in der Stadt, und es gäbe vortreflichen Wein. Ich erfuhr, daß solches wahr gewesen, und es trug etwas bei, mir den Verdruß, daß ich zu Fuße über den Berg gegangen, vergessen zu machen.

Ich speisete mit denen Herren, welche ich unterwegs in Caleschen angetroffen, zu Mittag. Wir wurden sehr wohl bewirthet, welches drei Julios vor die Person kostete, nemlich ohngefähr 22. Sous sechs Deniers Französischen Gelds. Man sezet immer zwei Gattungen Wein auf, nemlich weissen und rothen der be-  
decker ist und Dele hat. Die Franzosen finden anfänglich keinen Geschmack daran, indem sie an scharfe Weine gewohnt sind, so bald sie aber solchen ein wenig getrunken haben, erkennen sie ihren Irrthum, und sehen ein, daß diese Weine vor die Brust vortreflich, und von einer sanften Annehmlichkeit sind, die man selbst bei den besten und ältesten Burgunder Weinen nicht findet. Die besten weissen Weine werden Grünspan genennet, auch haben sie wirklich eine gewisse Schärfe, wodurch sie sehr angenehm werden. Man kan sagen, daß es in Italien vortrefliche Weine giebt, und daß es nur an theils Orten an der Kunst feh-  
let,

let, solchen recht zuzubereiten, und bessern zu machen, als in irgend einem Theile in Europa.

In den Wirthshäusern mus man zur Regel beobachten, daß man da allezeit à pasto d. i. an des Wirths Tische speiset. Man wird gewis gut bewirthet, und wird nicht hart gehalten. Das Mittagessen kostet ordentlicher Weise drei Julios, und das Nachtmahl viere wegen des Bettes, wo hingegen, wenn man sich einfallen läßt, das Essen stückweise zu behandeln, oder auf Käufmans Art, solches allemal höher komt, und man mehr geschlechtet, und schlechter bedienet wird.

Der Weg von San Miniato bis Florenz ist recht schön. Man kommet durch viele wohl gebaute Flecken, und wird vieler sehr schönen Lusthäuser gewahr. Ich langte Nachmittags um fünf Uhr, d. i. ohngefähr um 22. Uhr welschen Zeigers zu Florenz an.

---

### Das V. Capitel.

Beschreibung von Florenz, und des Verfassers Reise bis nach Bononien.

Der Orden der Brudermönche hat zwei ansehnliche Klöster in dieser Stadt. Das älteste heißet St. Maria, das neue benante, weil daselbst vorher schon und ehe das Kloster gebauet worden, eine Kirche der S. Jungfrau gewesen.

Das zweite ist das Kloster des S. Marcus, welches durch die Freiheit Cosmi von Medicis, mit dem  
Zunas

Zunamen des Prächtigen, erbauet, oder ausges  
 bessert worden. Der Grund worauf es lieget, gehö  
 ret den Sylvestrinermonchen, denen man etwas an  
 ders dagegen gab. Dieses Kloster ist eine Pflanz  
 schule von heiligen und großen Männern gewesen.  
 Die regelmäßige Observanz, welche Hierony  
 mus Savonarella alda eingeführet hatte, ver  
 lorch durch den traurigen Tod nicht, welchen er darum,  
 weil er die Laster seiner Zeit mit einer apostolischen  
 Stärke angegriffen, ausstund, wobei er sogar des  
 Römischen Hofes nicht verschont, und vielleicht auch  
 wegen seiner Neigung vor die Französische Parthei  
 leiden mußte. Selbige dauerte aldort beinahe zwei  
 Jahrhunderte nach seinem Tode. Als sie endlich wie  
 der auflebte, wurde sie fast zu unsrer Zeit auf eine offen  
 bare Weise erneuert, und das Marcuskloster, ist das  
 vornemste Haus einer berühmten Congregation gewor  
 den, welche aus einigen alten Klöstern der Römischen  
 Provinz, und aus einigen neuerlich erbauten bestehet,  
 worinnen man den Eifer der regelmäßigen Observanz,  
 der mit einem erstaunlichen Fleiße im Studiren, ver  
 einet wird, bewunderet. Aus dieser berühmten  
 Congregation sind unglaublich viel große Männer  
 von allerlei Art gekommen.

Ich stieg in diesem Kloster ab, und wurde darin  
 nen mit derienigen Offenherzigkeit aufgenommen,  
 welche man nur in denen Häusern findet, wo die regel  
 mäßige

mäßige Observanz blühet. Ohngeachtet diese fromme Religiosen sich eben so gegen alle Ordensleute bezeigen, welche sie um die Gastfreiheit ansprechen, so bemerkte ich doch einigen Vorzug, als sie hörten, daß ich aus einem Kloster in der St. Honoriusstrasse zu Paris war, welches dem ihrigen wegen der eingeführten nemlichen Observanz sehr zugethan ist. Sie erlaubten durchaus nicht, daß mein Bedienter in der Stadt wohnte, und als sie sahen, daß dieser mehrere Aufwand mir beschwerlich fiel, und mich bewegen möchte, meine Reise eher als sie es wünschten, fortzusetzen, sagte mir der Prior, daß er mich nicht eher abreisen liesse, als bis ich mich gänzlich von den Beschwerlichkeiten einer so langwübrigen Reise erhohlet haben würde, und daß er es vor einen Schimpf ansehe, wenn ich vor meinen Bedienten zu zahlen gedächte. Inzwischen konte ich nicht länger als vier Tage bei diesen frommen Religiosen bleiben, weil ich einige Tage vor Eröffnung des Capitels zu Bononien anlangen mußte. Damit ich die Erlaubnis bekam abzureisen, mußte ich dem Prior versprechen über Florenz wieder zu kommen, und mich nach seinem Belieben im Kloster aufzuhalten. Ich konte jedoch mein Wort nicht halten, und mußte durch die Lombardie gehen, wie ich an einem andern Orte sagen werde. Aber ich habe mich bei meiner zweiten Reise nach Welschland lange genug in dieser schönen Stadt aufgehalten, und bei dieser anbern

bern Reise habe ich hauptsächlich die Anmerkungen gemacht, welche ich dem Publico mittheilen werde.

Die Stade Florenz ist wegen ihrer Größe, ihres Reichthums, ihrer vielen Einwohner, ihrer geistlichen und weltlichen Häuser, der großen Leute die alda geboren worden, ihrer Handlung, ihrer Manufacturen, wegen der Frömmigkeit und Milde, so täglich darinne geübet wird, wegen Dahinkunft aller gelehrigen Leute, und des Hoflagers des Herzogs, als in der Hauptstadt seiner Staaten, ansehnlich.

Meine Absicht ist nicht, eine ausführliche Beschreibung von dieser schönen Stadt zu machen; solche Arbeit wäre zu weitläufig, und ist vor mir von andern geleistet worden. Nun sind zwar alle die, welche solche unternommen haben, hierinn nicht glücklich gewesen; sie haben nicht alles gesehen, oder nicht so gut sehen können, als zu einer guten Nachricht nöthig war, weil es viele Zeit erfordert alles das, was eine so große Stadt enthält, so zu kennen, daß man andere davon unterrichten kan, und gar selten haben die Reisende so viel Zeit.

Aus Furcht, in diesen nemlichen Ubelstand zu gerathen, will ich hier nur dasjenige beibringen, welches meinen Vorgängern entwischet ist. Damit aber das Publicum die Ränntnis so viel schöner Dinge von dieser berühmten Stadt nicht entrathen darf, werde ich zu Ende gegenwärtiger Reisebeschreibung eine teutsche

II. Theil.

M

Ubers

Uebersetzung des Italiänischen Buches unterm Titel, Ristretto delle Cose notabili della Citta de Firenze &c. anfügen, wodurch man einen richtigen und vollständigen Bericht von allem was Florenz und dortige Gegend enthält, bekommen wird.

Ausser der grossen Anzahl Chorherren, Präbendärter, und Musicanten, welche zum Dienste der Cathedralkirche gehalten werden, sind auch noch viele kleine Kinder alda, die zum geistlichen Stande gewidmet, und von der Kirche Nahrung, Aufziehung und Unterricht bekommen. Diese Pflanzschule ist zahlreich, und es sind vortrefliche Leute darinnen gezogen worden. Sie wohnen ordentlicher Weise allen Kirchengebeten bei. Sie sitzen auf zwei Seiten des Chors auf Bänken unter den Ständen der Präbendärten und Sängern. Zu ihrem Unterhalt sind grosse Stiftungen vorhanden, und wenn sie zehn Jahre gedienet haben, und die geistlichen Orden empfangen wollen, so giebt ihnen die Kirche entweder an Pfründen, oder an einem jährlichen Gehalt der ordentlich bezahlet wird, in so lange eine Stelle, bis sie ein geistliches Amt erhalten. Ich habe dergleichen Leute einmal 180. gezehlet, und damals vernahm ich, daß ihrer eben zwei hundert wären, daß aber die so fehlten, entweder wegen Unpässlichkeit, oder aus rechtmässiger Behinderung, nicht erschienen. Denn sie werden in einer strengen Zucht gehalten. Sie tragen

gen einen Unterrof und einen Rok mit hängenden  
Ärmeln von violeten Tuche so lange, bis sie die  
geistlichen Orden erhalten haben.

Wenig Städte in der Welt kommen Florenz  
in Ausübung der Frömmigkeit und Milde bei.  
Das H. Buch wird alle Tage im Jahr in zwei Kir-  
chen ausgesetzt. Zu Anfang des Jahres theilt man  
ein Verzeichnis von den Kirchen, und Tagen des-  
ser Gotgefälligen Stationen mit, und wie das H.  
Buch mit anbrechendem Tag bis zur ersten Stunde  
ausgesetzt wird; also hat jederman Gelegenheit,  
alda sein Gebet in den bequemsten Stunden zu ver-  
richten.

Der Grossherzog, welcher mit einer großen  
Erleuchtung und mit allen andern königlichen Zu-  
gehenden eine wahre und aufrichtige Frömmigkeit ver-  
bindet, gleeht hierinnen seinem Volke ein seltenes  
Beispiel der Andacht. Derselbe mus krank seyn  
und nicht ausgehen können; ausserdem unterläßt er  
niemals, alle Tage die Kirche, worinnen das H.  
Buch ausgesetzt ist, die Kirche unsers St. Mar-  
cusflosters, wo der Leichnam des H. Antonini  
von unserm Orden, und gewesenen Erzbischofs von  
Florenz ruhet, wie auch eine andere nach seiner  
Andacht zu besuchen.

Ich habe ihn mehrmahlen bei diesen heiligen  
Übungen gesehen. Einige Religiösen empfiengen

ihn an der Kirchthüre, und der Superior reichte ihm das Weihwasser. Die Religiosen, welche auf beiden Seiten reihenweise stunden, grüßeten ihn, und Se. Königl. Hoheit dankte ihnen sehr gnädig. Dieselben unterhielten sich mit dem Superior, während das H. Sacrament nicht ausgestellt war, so lange, bis sie beim Vestuhle angelanget waren, der ihnen vor dem Altar, wo das H. Buch lieget, zubereitet worden. Man führte dieselben mit der nemlichen Ceremonie zurück, jedoch gab man ihnen kein Weihwasser, weil man in Itallen nicht gewohnt ist, dergleichen beim Herausgehen aus der Kirche zu nehmen. Diese Gewohnheit ist sehr vernünftig und gründet sich auf die Ursache, warum man im Hinelngehen solches nehmen mus.

Der Grossherzog kenneet wenigstens alle Religiosen vom St. Marcuskloster vom Ansehen, und fraget, wenn er einen unbekanten siehet, wer er ist. Solches traf auch mit meiner Person ein; er betrachtete mich aufmerksam, und da er aus meiner Kleidung und schwarzen Haut sah, daß ich ein Fremder war, erkündigte er sich beim P. Prior, wie ich hiesse, und woher ich käme. Und da er ersuhr, daß ich ein Franzose war, und aus America, woselbst ich lange Zeit gewesen, kam, befahl er, mich des andern Tages vor der Mittagstafel ins Schloß zu bringen.

Dies

Dieser Herr war von einem schönen und ziemlich vollen Wuchse, seine aufgeworfene Locke und sein Antlitz war nach Oesterreichischer Art, er hatte einen weissen und starken Spizbart. Seine Gesichtszüge zeigten viel Verstand, Hoheit und Gnade an; er hatte einen Rock von schwarzen Tuche, durchaus mit Knöpfen versehen, einen Halstragen etwas gefaltet, so eine Art einer gleichen Halsbinde ausmachte, einen ziemlich langen Degen, seidene Strümpfe, corduanene Schuhe, einen schwarz tuchenen Mantel, und eine grose Mütze, welcher seine weissen Haare bedeckte. Er hatte nur eine Wache von acht Bedienten zu Pferde, etwan eben so viel Bediente zu Fusz, vier kleine Edelknaben, und zwei Kutschen zu zwei Pferden. Die Bediente und Edelknaben zu Fusz, können leicht vor oder nach den Kutschen gehen, weil solche sehr stet fahren. Man rufet ihm kein Vivat zu, wenn er vorbeikommt, diejenigen aber, welche nicht weit von ihm fahren, steigen ab und grüßen ihn, und er dankt ihnen auf eine recht gnädige Art. Die Leute, so zu Fusz gehen, halten ebenfalls stille ihn zu grüßen, und wenn solches Geistliche, Religiösen oder Personen von einiger Auszeichnung sind, so unterläßt er niemals selbige zu grüßen. Die Damen bleiben in den Wagen sitzen, und grüßen ihn mit desto mehr Wucher. Man versicherte mich,

daß er vor alle seine Bedienten, und vornemlich vor seine Edelknaben, eine besondere Sorgfalt trage. Diese letztere sind von den vornemsten Häusern seiner Lande, auch sogar aus fremden Landen. Sie müssen von ihrem Studiren Rechenschaft ablegen, und oft ist der Großherzog bei ihren Leibesübungen gegenwärtig. Sie haben einen prächtigen Unterhalt, und er sparet nichts, ihnen vortrefliche Lehrer, und alle ihrer Herkunft gemäße Erziehung zu geben. Er nimt solche sehr lung an, und behält sie so lange, bis sie im Stande sind anständige Bedientungen zu übernehmen, wo er sie denn als ein großer Fürst belohnet. Wenn ihn zuweilen unterwegs ein Regen überfällt, so hat er die Gnade, dieselben Leute in seinen Wagen zu nehmen, und an den Schlag sitzen zu lassen.

Dieser Fürst hat bei seines Herrn Vatters Lebzeiten viel gereiset, und alle Höfe in Europa gesehen, und alle Sprachen erlernet, die man daselbst redet. Dadurch bekommen die Ausländer, so ihn aufwarten, einen Vorthell. Er empfängt sie nach dem Range, den sie in der Welt haben, und allezeit mit äußerster Artigkeit, spricht auch mit einer wunderbaren Leichtigkeit ihre Muttersprache. Er ist gelehrt und wissbegierig, liebet auch die Nachrichten von welt entfernten Landen, und weiß die guten von den mittelmäßigen vollkommen wohl zu unter-

unterscheiden. Er gleeht sehr gerne Gehör, man mus sich nur an seinen Cammermeister wenden, welcher ohngefehr das ist, was wir in Frankreich den ersten Cammerkunker nennen, und man wird zu diesem Prinzen mit vieler Höflichkeit geführt.

Das Herkommen des Landes bringt mit sich, daß man nicht unterwegs, oder in seinen Vorzimmern um Gehör anhält, oder ihm Witschriften überreicht. Hierzu ist eine gewisse Zeit ausgesetzt. Er siehet ungerne, wenn ihn etwas auf dem Wege aufhält, oder verhindert, dasienige was er sich vorgenommen zu thun. So bald als sein Cammermeister rufet, Il Servizio di Sua Altezza Reale d. i. der Wagen und das Gefolg Ihre Königlichen Hoheit, so begeben sich alsogleich alle Leute, so in den Vorzimmern sind, und den Prinzen nicht begleiten dürfen, weg. Dadurch weiset man also die Leute höflich ab, und es wäre wider die Ehre d. i. die Ehre, wenn man sich nicht darnach richtete.

Belegenheitlich bei dieser Gewohnheit lässet sich dasienige meines Erachtens erzehlen, was einem Toscanischen Bischof begegnete, auf dessen Rechnung man dem Großherzog unterschleibliche Beschwörden vorgetragen hat, ohngeachtet derselbe ein ehrlicher Mann und vor seine Herde sehr besorgt gewesen. Dieser hatte das Unglück, Neuerungen zu Heben, und statt der alten Sachen neue einzufüh-

zuführen, welche in der That gut, aber von Ienen unterschieden waren. Inzwischen waren es Neuerungen, und Italien nimt sich mehr als irgend ein Theil der Welt dafür in Acht. Der Grossherzog lies denselben nach Hof verschreiben, in der Absicht ihn ein wenig zu kränken, damit er ihm die alten Gebräuche lehren möchte. Und in der That war derselbe kaum in dem vornehmsten Vorgemache, als der Cammermeister ganz laut rief, Il servizio di sua Altezza Reale. Dieser höfliche Befehl, daß sich ledermann weg begeben solte, gieng auch den Bischof an. Es war kein anders Mittel übrig; man würde nicht zugegeben haben, daß jemand wer der auch sei, einen alten Gebrauch zuwider gehandelt hätte. Hiesel verblieb es gegen 6. Wochen. Am Ende da man glaubte, der Bischof würde wohl gelernet haben, daß man die alten Gebräuche heilig beobachten müse, stelte sich der Cammermeister, denselben das erstemal zu bemerken, gieng auf ihn zu, befragte sich um sein Wohlbesinden, um die Zeit seiner Ankunft, und warum er nach Hof gekommen war. Der Bischof erwiederte seine Höflichkeiten, und sagte ihm, daß er sich seit sechs Wochen auf Befehl Ihro Königl. Hohelt am Hofe befände, ohne die Ehre gehabt zu haben, Gehör zu finden. Das ist zu arg, sagte der Cammermeister, denn ich weis, wie sehr Se. Königl. Hohelt dieselben schä

schätzen, und daß sie ein ungemelnes Vergnügen haben werden, sie zu sehen. Verzeihen sie ein klein wenig, so werde ich sie hinführen. Einen Augenblick hernach ruste er auch dem Bischof, und führte ihn ins Zimmer. Der Grossherzog empfing ihn mit seiner gewöhnlichen Gnade, ja noch etwas gnädiger, und fragte ihn nach einiger Unterhaltung von gleichgültigen Dingen, ob er das Leben des H. Eligii gelesen? Der Bischof versetzte nach einigem Nachsinnen, er habe es nicht gelesen. Ich verwundere mich hierüber, sagte der Fürst, denn es stehen recht schöne Dinge in dem Leben dieses Heiligen, welcher, wie sie, Bischof, und über das ein Schmid war. Besonders wird an ihm bewundert, daß er niemals im Beschlagen ein Pferd vernagelte. Könnten sie mir nicht die Ursache hiervon sagen? Der Bischof, so nicht einsah, wo dieses Gespräche hinaus lauffen würde, antwortete, daß derselbe als ein geschickter Mann in seinem Handwerk, und weil er die Übung desselben mit den Einsichten seines Geistes, seinen Betrachtungen und der beständigen Übung, die er hatte, verknüpfte, gar leichtlich dieienigen Fehler hätte vermeiden können, welche man an Handwerksleuten bemerket, die nicht so witzig und geschickt sind. Das ist die Ursache nicht, war des Prinzen Gegenrede, ich will sie ihnen sagen, damit sie sich solches zu nutz machen;

den; es geschah deswegen, weil er allezeit die neuen Nägel in die alten Löcher that; durch solches Mittel konnte er nicht fehlen. Machen sie es eben so mein Herr, in ihrer Diöces, so wird ledermann zu Frieden sehn. Sie können nach Velleben wieder heim reisen.

Der Prior des Klosters unterlies nicht, mich des andern Tages zur bestimmten Stunde in das Schloß zu begleiten. Ich zog ihn über meinen Einfall zu Rath, ob ich nemlich Ihre Königl. Hoheit einige Arzneimittel von den Gewächsen aus America überreichen dürfte. Er billigte solches und gab mir eine sehr artige Büchse, worein ich sechs Stücke grüner Schildkröten, ein Duzent Schlangennüsse, und 50. Sapottenkerne thate. So bald wir in dem letzten Vorgemach waren, kamen wir vor. Der Großherzog grüßete und fragte mich, ob ich ganz America gesehen hätte? Ich theilte ihm eine genaue Nachricht von all denen Orten mit, die ich gesehen hatte, und da ich gewahr wurde, daß ihm meine Erzählung gefiel, so sagte ich ihm alles was mir am dienlichsten schien, seine Wissbegierde zu erregen, oder zu stillen. Er that viele Fragen an mich, worauf ich bestmöglichst antwortete. Am Ende bat ich unterthänigst, das geringe Geschenke, so ich mich unterstünde, ihm zu machen, gnädigst anzunehmen. Ich eröffnete die Büchse, und

und legte was darinnen war auf einen Tisch. Der Fürst nahm solches gnädig an, und erkundigte sich bei mir, um die Eigenschaften, und den Gebrauch dieser drei Sachen. Zu meinem Glücke waren sie ihm noch unbekant, und mithin desto angenehmer. Er trug mir auf, meine Erzählung schriftlich aufzusetzen, und wenn ich so schleunig abreisen müßte, daß ich ihn nicht noch einmal Bericht erstatten könnte, solche dem P. Prior zuzustellen. Ich gestehe, daß ich bei dieser Gelegenheit einen großen Fehler begieng; ich sollte nach dem Capitel nach Florenz zurückgehen, und mich daselbst aufhalten, ich würde auch dort mehr Vortheil, und weniger Ungemächlichkeit als in andern Ländern gefunden haben, wo ich nachmals gewesen bin, so aber kletterte mit die Erbsünde meines Volkes, die Liebe des Vaterlands, an. Der Grosherzog beurlaubte uns, nachdem wir bei anderthalb Stunden Gehör gehabt hatten. Er war sogar so gnädig mir zu sagen, daß er mich mit Vergnügen zu Florenz bei sich sehen würde. Als wir in die Vorzimmer gekommen waren, hatte man uns höflich begegnet, aber im Weggehen geschah es noch weit mehr. Diejenige so mich bei einer andern Gelegenheit vielleicht nicht angeschauet hätten, beugten sich tief vor mir, und hielten mich vor einen wichtigen Mann, weil uns der Prinz so lang Gehör gegeben hatte. Das ist nun die Art der Höfe.

Raum

Kaum war ich wieder im Kloster, als ich Proben von der Freigebigkeit des Fürstens erhielt. Solche waren ein reichliches Geschenk von Wein, Fischen und Chocolate, von Parmesankäs, Moradadellen, und einem Schränkchen von den herrlichsten Arzeneimitteln aus seiner Gießerei. Unsere Väter so sehr sie auch der Freigebigkeit Sr. Königl. Hohheit gewohnt sind, erstaunten über dieses Geschenk, welches mehr vor einen großen Herrn, als vor einen armen Mönch und fremden Missionar, zu gehören schien. Ich eilte dasienige aufzusuchen, was mir der Fürst anempfohlen hatte, und hatte die Ehre, ihm solches Abends zu überreichen, als er in unsere Kirche kam, sein Gebet zu verrichten.

Man versteht unter der Gießerei ein geräumiges und prächtiges Gebäude mit sehr schönen Gallerien, worinnen die schönsten Laboratoria von der Welt sind, in welchen die Großherzoge die vorzüglichsten Meister, so sie aus allerlei Ländern in ihre Dienste gebracht haben, arbeiten lassen. Sie arbeiten da in der Chemie, machen Oele, kostbaren Balsam, untrügliches Gegengift, Pulver, mit einem Worte, alles was man sich nur zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit vorstellen kan. Aus diesem Hause kommen unendlich viele der vollkommensten Arzeneien, womit der Fürst

Fürst dieienigen begnadiget, denen er eine Ehre erweisen will, und die er, wo man darum bittet, reichlich mittheilet.

Hierinnen aber bestehet die Pracht des Herrn nicht allein, er ist in allen herrlich, und solches allezeit gewesen, wovon folgendes ein Beweis ist.

Zur Zeit, als derselbe beim Leben seines Herrn Vatters des Großherzogs, die Europäischen Höfe besuchte, war er plötzlich zu London ohne Geld, es sei nun, daß er unglücklich gespielt, oder durch einen andern Zufall darum gekommen. Er mußte geschwind wieder Geld haben. Seine Leute sagten ihm, daß zu London ein Florenzer wohnte, der vor einen der reichsten Negocianten des Landes gehalten würde. Er lies selbigen zu sich rufen, er zehlte ihm seine Bedürfnis, und daß er nicht haben wolte, daß der Agent, welchen der Großherzog sein Herr Vater an diesem Hofe hielt, davon Wissenschaft hätte. Der Kaufmann bat ihn, sein Haus anzunehmen, und in dem er ihm den Schlüssel zu einer Kiste überreichte, ersuchte er denselben, nichts zu sparen was darinnen war, mit dem Vermelden, daß er, wo solches ausgeleret worden, schon andere Kisten finden würde. Der Prinz bediente sich nach seinen Umständen der Freigebigkeit seines Unterthanen, und lies, nachdem er einige Zeit darauf große Summen erhielt, dasienige was  
er

er aus der Kiste gethan, wieder hinein legen; und versprach dem grosnmüthigen Kaufmann bei seiner Abreise, daß er an ihn denken wolte. Er hielt seit Versprechen, und sobald er sich nach dem Tode seines Herrn Vatters auf dem Throne sah, schrieb er dem Kaufmann nach Florenz zurück zu kommen, und ihm, wenn er an den Grenzen seines Landes angekommen wäre, solches zu berichten und weiteren Befehl zu gewärtigen. Der Kaufmann vollstreckte den Befehl seines Landesherren pünctlich. Der Großherzog schickte ihm seinen Wagen, und lies ihn unterwegs auf seine Kosten herrlich bewirthen. Als er vor den Stadthoren anlangte, wurde ihm das Bürgerrecht ertheilet, ein wenig weiter bekam er einen Degen und Adelsbrief. Vor dem Rathhause mußte seine Kutsche halten, und man zeigte ihm an, daß ihn der Herzog zu einem Rathsglied gemacht hätte, und gab ihm das Patent und was dazu gehörte. Als er endlich im Schloshofe abstieg, erklärte ihm der Cammermeister des Großherzogs, daß ihn der Fürst zum Marquissen gemacht hätte, worüber er ihm das Patent einhändigte. Der Großherzog empfing ihn mit außerordentlicher Gnade, lies ihn einige Tage bei Hofe wohnen und spielen, und gab ihm am Ende ein sehr schönes Haus und Landguth, so zu einer Marquisat erhoben worden. Jederman wels, daß ich vom Marquis

rede; wiewohl ich ihn vorzu klug halte, daß es ihm wo er lebte, mißfallen sollte, daß ich hier seine Hero Kunst entdecke; so darf ich doch besorgen, es möchte das übele Beispiel unserer Americaner bei seinen Nachkommen einen Eindruck gemacht haben, und sie dürften wie jene böß werden, daß ich ihren Stand ans Licht gebracht, wobei ich jedoch keine andere Absicht hege, als die Tugend ihrer Väter zu erheben, und ihre Kinder oder andere ihres gleichen solchen schönen Mustern zu folgen anzureizen.

Die Luft zu Florenz ist ausnehmend rein und hellig. Man schreibet derselben mit Recht zu, daß sie die Ursache sei, warum die Florenter witzig sind, eine Sache leicht und lebhaft begreifen, und in allen ihren Unternehmungen unvergleichlich fortkommen. Ihre Sprache ist die reinste in ganz Welschland, aber schreiben müssen sie, denn sie haben eine Aussprache aus der Gurgel, welche dieselbe gänzlich verderbet, daher das Italienische Sprüchwort gekommen. *Lingua Toscana in bocca Romana* d. i. die Toscanische Sprache mus von einem Römischen Munde gesprochen werden.

Diese Sprache auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit, dessen eine lebendige Sprache fähig ist, zu treiben, hat man eine berühmte Academie errichter, welche mit den geschicktesten Leuten in den schönen und gründlichen Wissenschaften versehen ist,  
und

und den Namen della Crusca d. i. vom Schall, führet. • Geschiehet dieses aus Demuth? oder aus Eigensinn? Man kan es nicht leicht errathen. Wenn es Ihnen beliebt können sie uns aus dem Traum helfen. Inzwischen ist anzumerken, daß der Ort wo sie sich versamen, mit Bildhauer:Arbeit, welche die verschiedene Geräthschaften einer Bekerel vorstellet gezieret ist.

Ich stund lange Zeit in den Gedanken, daß der Endzweck dieser Academie dahin gienge, die Italiänische mit der Lateinischen Sprache zu verbinden, welche wie ich dachte, edeler und reicher als die welsche ist. Diese Herren behaupten, und man hat mir solches klar genug gezeiget, daß die Lateinische Sprache nur ein Faum von der Toscanischen war, und von Ienen Bauern, den erstern Sciftern von Rom herrühre, welche, da sie das Glück gehabt, sich über ihre Nachbarn zu schwingen, und am Ende die Überwinder von der halben Welt gewesen, ihre Sprache aller Orten eingeführet, und nach Möglichkeit die Sprachen anderer Völkerschaften, besonders aber die Toscanische verdrungen haben. Daher ist es Ihrer Meinung nach von größter Wichtigkeit, und der Ehre des Volkes und seines großen Fürsten gemäß, solche Sprache in all ihrer Keinigkeit wieder herzustellen, und von Barbarischen, d. i. Lateinischen Worten zu reinigen, welche

welche sich durch die unglücklichen Zeltten eingeschlossen haben. Nach diesem Zwecke arbeitet solche berühmte Gesellschaft mit einem wunderbaren Fortgang, wie man leicht aus dem berühmten Wörterbuche, welches den Namen ihrer Academie führet, und aus vielen vortreflichen Büchern schliesen kan, welche nach der Reinnigkeit der Sprache geschrieben worden, und worinne man die ausnehmende Sorgfalt der Glieder der Academie wahrnimmt, sich von der verdorbenen lateinischen Sprache, wie auch von dem gemeinen Itallienischen selbst, so aus dem lateinischen hergeleitet und mit einigen Toscanischen Worten ausgespiket wird, zu entfernen.

Es ist aber keine geringe Sache die Sprache della Crusca zu verstehen, oder zu reden. Es ist der Ausstich das allerfeinsten Korns. Ein recht großer Itallianischer Herr bei dem ich mich über die Schwierigkeiten beschwehrete diese Sprache verstehen zu können, antwortete mir also. Sie sind wohl zu beklagen, daß sie die Sprache della crusca nicht wohl verstehen und sprechen können, und ich als ein Itallener verstehe sie doch selbst nicht. Endlich habe ich mich doch daran gewöhnet, daß ich sie verstehe, und ich bemerke so vollkommene Schönheiten und Ausdrükungen daran, daß ich, wo ihr mein

II. Theil.

N

eins

eine Ehre daraus machen wolte, solchen zu ertheilen.

Ich habe gefaget, daß die Florenzer recht scharfsinnige Leute wären, hierzu mus man sezen, daß sie wohl gemacht, und die Frauenspersonen sehr schön sind. Die Fräuen sind witzig, munter und lieben die Freiheit. Vor einigen Jahren hatten sie in diesem Stücke ihre Sachen so weit gebracht, daß sie ihre Männer bald auf den Französischen Fuß gesetzt haben würden, wenn diese kluge Herren, welche ihre Vorthelle unvergleichlich kennen, nicht die gehörigen Mittel dagegen angewendet hätten.

So bald die Mädchen zehn oder elf Jahre haben, werden sie von aller andern Gesellschaft, als ihrer Mutter und Hofmeisterinnen ausgeschlossen, wenn sie anders vom Stande, oder so bemittelt sind, daß sie dergleichen halten können. Ihr Zimmer ist verschlossen, oft hat selbst die Hofmeisterin den Schlüssel dazu nicht. Wenn sie Brüder haben, so reden sie blos heimlich und durchs Schlüsselloch mit einander. Sie gehen nie aus dem Hause, alwo sie auch Messe hören, weswegen fast in allen Häusern Kapellen sind.

Der einzige grüne Donnerstag ist ein Tag der Freiheit vor diese arme Gefangene. Ich glaube, wenn es auf sie ankäme, würden wir in einem Jahr viele Charwochen bekommen. An dem Tage gehen sie

sie aus, und besuchen die Kirchen den Ablass der Stationen zu erlangen. Sie sind violet gekleidet, mit einem grossen Schleier von weissen feinen Zeug, der ihnen fast den ganzen Leib, und vornemlich das Gesicht bedeket. Wenn in einem Hause nur eins oder zwei Mädchen sind, so kommen die Verwandtinnen, oder Nachbarinnen gleichen Standes zusammen, damit sie diese fromme Wahlfarth in grösserer Gesellschaft thun. Sie gehen Paar und Paar; einer oder zwei Lakelen mit dem Hut unterm Arm gehen einlge Schritte voraus, ihnen den Weg zu zeigen. Hierauf folgen die Mütter, oder Hofmeisterinnen, und oft alle mit einander. Bei der Zurückkunft begeben sie sich in ihres Vatters und ihrer Mutter Zimmer, wünschen ihnen glückliche Ostern, küssen ihnen die Hände, und gehen sodann in ihre Stube.

Man giebet vor diese gezwungene Einsamkeit wäre Ursache, daß viele Mädchens ins Kloster gehen. Nun sind sie zwar darinnen wie zu Hause, eingesperrt, aber sie sehen doch Leute, ihre Sprachsäle werden ohne jemandes Widerrede besucht, und da es einmahl um die Freiheit geschehen ist, so ist ihnen doch der Zwang des Klosters lieber, wozu noch kommt, daß die Geistlichen und Keliglosen dieses Landes billiger als die Französischen sind, und ihnen auf eine sanftere und der Schwäche ihres Geschlechtes

schlechtes gemäßere Art begegnen, auch alle unschuldige Ergötzlichkeiten erlauben, die ihren Gelübden und den erwählten Ordensleben, vornemlich aber der Einschließung kein Nachtheil bringen können. Über diesem Articul wird fest gehalten, und man darf weder Bäder noch Wasser hoffen als solche die man im Kloster gebrauchen kan. Sie dürfen keine andere als solche Krankheiten haben, die man ohne aus dem Kloster zu gehen heilen kan. Sie sind daran sehr zu loben, daß sie sich einer Zucht unterwerfen, die den Bräuten Jesu Christi so wohl anstehet, und wovon das Gegentheil die Fremden, welche sich in Frankreich befinden, schröcklich ärgert, wenn sie sehen, daß Nonnen unter Vorschützung der Bäder und mineralischen Wasser, die nur darum gut sind, weil sie weit von ihrer Wohnung abliegen, und Gelegenheit geben, davon lange entfernt zu sein, ihre Klöster verlassen.

Der großen Anzahl Personen beiderlei Geschlechts welche den geistlichen oder Ordensstand annehmen, ohngeachtet, sind die Städte des Großherzogs sehr bevölkert. Einige schreiben dieses der durchaus guten Luft, die Welcher um Sienna angenommen, andere den verschiedenen Arbeiten zu, woran diese Unterthanen gewohnt sind. Ich glaube, daß eines wie das andere hiez zu etwas bestrage. Man muß den Florenzern zum Lobe nachsagen, daß sie

sie wenigstens eben so arbeitsam wie die Genueser sind, und das will viel heißen. Kein Land ist besser angebauet, als das Toscanische, ich glaube daß man da keinen Daumen breit ungebauet siehet. Das alte Sprüchwort, daß der Pabst das Fleisch von Italien und der Grossherzog die Zuweg habe, ist heut zu Tage sehr geändert worden, oder wenn es noch das nemliche ist, mus man gestehen, daß diese Weine dermalen sehr mit Fleisch bewachsen, und das Fleisch so dem Pabst gehöret, erschrecklich mager ist.

Die Unterthanen beschwehren sich über die allzuvielen Auflagen. Woserne dieses ein Ubel und gegründet ist, so hat es doch einen großen Vortheil nach sich gezogen, und sie arbeitsam und fleißig gemacht, daher sie den Abgaben eben so wie die Leute in Hochburg und Frankreich etwas zu danken haben, seitdem durch den verstorbenen König Ludwig den XIV. dieses Land erobert und damit vereiniget worden. Vor solcher Zeit waren sie Bettler und Lumpen, und hatten kaum ein Hemde und das liebe Brod, ohngeachtet sie dem Könige von Spanien ihren Landesherrn keinen Heller geben. Als sie einen andern Herrn erlegten, musie ihr Zustand verändert, und das nemliche was von andern Provinzen des Königreiches gezahlet wird, gezahlet werden. Solches hat ihren Verstand aufgeheltet, und ihre Hände

in Bewegung gebracht. Bei ihren wohlgearbeiteten Feldern fanden sie die Mittel solche Gefälle zu zahlen, und sich zu bereichern.

Man saget, der Großherzog wäre genöthiget, von seinen Unterthanen ziemlich oft grose Summen zu erheben, damit er sie von den Durchzügen und Winterquartieren der Kaiserlichen Kriegsvölker, wie auch von gewissen beschwehrliehen Schatzungen, Römermonate genant, die der Kaiser von denen unter ihm stehenden Landen fordert, frei machen möchte. Wenn es ein Unglück vor Unterthanen ist, außerordentlichen Steuern unterworfen zu sein, so ist es ein Glück vor sie, einen Fürsten zu haben, der alle erdenkliche Maßregeln nimt, solche möglichst zu erleichtern, der aber auch, wenn er störrische und ungehorsame Leute vor sich hat, solche zum Gehorsam bringen kan. Das gewöhnliche Mittel disfalls ist, die ausgeschriebene Summe zu verdoppeln, und nach Verlust einer billigmäßigen Frist abermals zu verdoppeln, und sodann wenn die Widersezlichkeit zu zahlen noch nicht gehoben worden, lässet man von den Gütern, so viel die Schuldbeträget, verkaufen.

Oben habe ich gesaget, es wären die meisten Pächte des Großherzogs in den Händen der Juden. Ich glaube es, weil mich Leute von Ansehen dessen versicherten. Da man aber die Juden durch keine äußerliche Zeichen von den Christen unterscheiden kan,

so

so kan ich nicht sagen, von was Religion die Bedienten sind, die sich an den Stadthoren und in den Amtshäusern befinden. So viel ich bemerket, sind sie gegen die Leute, vornemlich aber gegen Geistliche und Ordensmänner, sehr höflich. Man urtheile hievon aus nachfolgender Erzählung.

Ein Novizmeister von einem der berühmtesten Klöster in Florenz, welcher diese junge Religiosen in ein Landhaus begleitet hatte, sie Lust schöpfen zu lassen, kaufte eine grose Rolle Tabac, um geringern Preis als in der Stadt, weil man darinnen ansehnlichen Accise geben mus, und gab jedem seinen Religiosen einige Stücke davon, welche unter ihren Rocke solche um den Leib herum banden. Er selbst machte sich wie die andern einen solchen Gürtel, aber zum Unglück riß sein Trumm los, und wie er hinter seinen jungen Leuten, welche mit vieler Bescheidenheit paarweise giengen, in die Stadt kam, bemerkte ein solcher Bedienter, daß ein Ende vom Tabac auf der Erde schleifte. In jedem andern Lande würden diese Leute Verm geblasen haben, die Religiosen wären angehalten, und durchsuchet worden, man hätte den Tabac weggenommen, ein schriftliches Verfahren veranlasset, und das kleinste Ubel würde gewesen sein, daß man, solche Sache zu berichtigen, viel Freunde und Geld hätte anwenden müssen. In Florenz gieng es ganz anders her, der Christlich, oder Jüdische Commis, näherte

herte sich dem Novizmeister, und sagte ihm nebst einer ehrerbietigen Vorbengung, daß sein Strumpfband herunter auf die Erden hange; der Religios bückte sich, nachdem er ihn vor seine Nachricht gedanket, sein Strumpfband zurecht zu machen, und wunderte sich sehr, als er sah, daß es ein Stückende seines Tabacs wäre. Er wurde roth, der Zollbediente aber, der seine Höflichkeit aufs äußerste trieb, machte ihm noch eine Reverenz, und gieng in sein Zollhaus zurück, um ihm Zeit zu geben, weiter zu gehen, und nichts mehr zu besorgen. Denn in den Staaten des Großherzogs ist ein Gesetz, daß die Zollbediente an den Thoren nichts mehr fordern, oder wegnehmen können, wenn man ohne Widerstand über den Schlagbaum gekommen ist. Folgender Vorgang ist eine Probe hievon.

Es solte zu Florenz eine ansehnliche Hochzeit gehalten werden, wozu man in Livorno den erforderlichen Brautschmuck, der in Italien formimento di Spola heisset, erkauffet hatte. Gleichwie aber dergleichen Säwen stark verzollet werden, so war man bedacht, solches zu umgehen. Ein Franciscaner als Freund vom Hause gab sich an, und versprach die Wachsamkeit der Zollbedienten zu hintergehen. Bei einem ieden andern, als einem Franciscaner, würde man an dem guten Erfolg dieses Vorhabens gezweifelt haben, diese aber sind durchgehends Leute, welche Verstand, Behändigkeit und Hülfsmittel besitzen. Solchem

chem vertrauete man den Schmuck in einem Kästchen von rothen Corduan neun bis zehn Zoll lang, und gab ihm eine einspännige Kutsche, solchen nach Florenz zu liefern. Den Zollbedienten wurde von ihren Rundschaftern gesteckt, daß der Schmuck einem Franciscaner wäre gegeben worden, welcher in einer Calessche mit 2. Pferden von der und der Farbe käme, und von einem Postknecht geführt würde, den sie so gut als sich selbst kanten. Diesen Herren schien es unmöglich zu sein, daß der Schmuck unverzollt herein kommen könnte, wie iedennoch geschah. Als der Franciscaner eine Meile vor der Stadt war, machte er sein kostbares Kästchen an seinem Hosenknoyf fest, und that es immer hinein, worauf er abstieg und den Postknecht sagte, er möchte nur eine halbe Stunde warten, so würde er wieder da sein. Demnach begab er sich zu Fufe mit dem Stoc in der Hand und in langsamen Schritten, wie ein Mensch der von einem Spaziergang kommt vor das Thor. Als die Zollbedienten, die an dem Tage aufmerksamer als sonst waren, die Calessche so sie erwarteten nicht sahen, glaubten sie auch nicht, daß dieser Franciscaner zu Fufe der wäre, auf den sie lauschten. Wie inzwischen aber ihnen alle Franciscaner verdächtig waren, also hielten sie ihn an und fragten, ob er nichts zollbares bei sich hätte; ja, meine Herren war seine Antwort; und was denn? verfolgte der oberste Zollbediente. Der Franciscan

ner, welcher nunmehr seine Hand auf den Ort legte, wo das Kästchen angemachet war, sagte lachend zu ihm, un fornemento di Spola. Dieser ungebührliche Handgrif nebst den Worten, so man allerdings in einem sehr unzüchtigen Verstande nehmen mußte, ärgerten die keuschen Ohren dieser Herren, die mit Widerwillen zu ihm sagten, scher dich fort Schandensang, wir wollen es deinem Superior anzeigen. Der Franciscaner lies sich nicht zweimal sagen; er setzte seinen Weg fort, und da er über 20. bis 30. Schritte vom Packhause weg war, stund er stille, machte das Kästchen los, und wies es ihnen mit den Worten; Ecco Signor, no fou Busgiado. Sehen sie meine Herren, daß ich kein Lügner bin.

Der Großherzog welcher alles genau erfähret, was bei ihm vorgehet, wurde auch von diesem Auftritt unterrichtet, und unterlies nicht den Zollpachter desfalls zum Besten zu haben, wie er denn auch mit dem Novizmeister gescherzet, und ihm gesagt hatte, er möchte ein andersmal auf seine Strumpfbänder besser Acht geben.

Hiermit will ich, aus Vorsorge es zu vergessen, den Nutzen der Sachen anführen, welche ich die Ehre gehabt dem Großherzog zu überreichen.

Man nimt nur die Ruthen von freten und grünen Schildkröten zum Essen; und behauptet daß dieicnigen Ruthen von Schildkröten, die man Cars nennet,  
und

und der Enobannen ihre nicht gut sind. Ich will hierinne nichts entscheiden, man kan die einen so leicht als die andern bekommen. Wenn diese Ruthe getrocknet worden, so sind sie von einer Ochsensehne mittlerer Art nicht unterschieden. Gemeiniglich haben sie zwölf oder 14. Zoll in der Länge.

Es ist solches ein sicheres und bewährtes Mittel gegen die Harnstrenge, das äusserste der Ruthe, und 5. oder 6. Zolle darüber werden mehr als das übrige geachtet. Man schabet diese Ruthe wenn sie wohl durre ist, mit einem Stückchen Glase oder Cristal, und reibet dieses geschabte vollends zwischen den Fingern zu einem unmerklichen Pulver. Davon nimt man so viel, als man auf eine alte Münze von 15. Sous bringen kan, und schüttet es während zwei oder drei Stunden in ein Glas weissen Wein, den man nüchtern auf einmal, nemlich den Wein und das hineingekommene Pulver, nimt. Beinahe hat diese Arznei einen Geschmack wie Gift. Man kan sie von 12. zu 12. Stunden wieder nehmen; wenn man nur 4. Stunden nichts zu sich genommen hat. Wenn man keinen weissen Wein hat, kan man sich des ordentlichen Wassers mit einem Quintlein Brandewein bedienen.

Der Herr Richard Ligon, ein Engländer, der uns in seiner Sprache eine Geschichte der Insel Barbados 1657. geliefert, hat in Euroz

pa zum ersten die Tugend dieser Ruthen bekant gemacht, die Entdeckung aber rühret, wie er selbst gestehet, nicht von ihm her. Dis Mittel war vor ihm in Barbados bekant, und vermuthlich hat man es von den Cariben gelernet, die statt des weissen Weines, oder Brandeweins, die sie vor Ankunft der Europäer nicht kanten, und ietzt zu sehr kennen, sich des Wassers, oder Duceou, so damals ihr Getränke war, bedienten.

Wir nennen schlechtweg eine Schlangennuß was die Kräuterkenner unter einem andern, zwar allerdings gelehrtern Namen kennen, welcher aber die Eigenschaft dieser Frucht nicht besser ausdrücket. Ihrer Gestalt nach solte man sie eher eine Mandel als Nuß nennen. Man wird gleich sehen, ob ich Recht habe, oder nicht. In Martinique habe ich zwei oder drei von diesen Bäumen gesehen, welche die Frucht hatten, aber alda nicht gezogen worden waren. Die Natur hat alda noch andere Hausmittel wider den Biß der Schlangen im Lande, welche mit Erlaubnis gewisser Leute zu sagen, sie mögen es glauben oder nicht, wahrhafte Ottern, obwohl von einem riesenmäßigen Gewächse, in Vergleichung gegen die Europäischen, sind.

Dieser Baum ist ursprünglich aus dem Isthmo von Dorien im festen Lande von America. Das Land ist mit Klapperschlangen angefüllet, die wegen ihres Schwanzes so genennet werden, welcher aus verschiedenen kleinen vereinbarten und zusamgehenden Theilen

ten mit einer durchsichtigen, kleinen und trockenen Haut bestehet, worinnen einige harte kleine Körper sind, die gegen diese Haut anstosen, und wenn die Schlänge sich nur etwas reget, ein Geräusche machen, welches Geräusche verursachet, daß man sie entdeket, und vermeidet. Ihr Biß ist ungemeyn gefährlich, und man hat bisher kein anders Mittel, als diese Mandel dawider gefunden. Solche hat man den dasigen Indianern zu danken, welche aus Mißvergnügen über ihre sehr ungnädige Herren die Spanier, den Freibeutern, welche um in die Südsee zu kommen, diese Erdenge durchgegangen, das Geheimnis entdeket, und wär ohne dieses Mittel ein guter Theil derselben ums Leben gekommen, indem das Gift dieser Schlangen viel heftiger als der Ottern in Martinique ihres ist, und mus man, so bald man den Biß spühret, das Mittel anwenden. Der geringste Verzug ist tödlich.

Der Baum ist ohngefehr von der Größe und Dike unserer Abricosenbäume in Frankreich. Die Rinde ist grau und ziemlich lebendig. Das Holz, so viel ich beim Abhauen eines mittelmäßigen Astes wahrgenommen, hat mir von nemlicher Farbe, ziemlich weich, und mittelmäßig feucht zu sein geschlenen. Es ist sehr astig und blätterreich. Die Blätter sind wol längligt, zu äusserst gezaket und am Ende spizig, auch sind sie ziemlich dicke, fett, biegsam und schön grün. Wenn man sie zermalmet

met, geben sie einen fetten Saft von einem aromatischen und durchdringenden Geruch. In den zwei Jahreszeiten treibet der Baum kleine Zweige, welche röthlichte Blumen tragen, so aus fünf kleinen wolligten Blättern, nebst einigen Eraminen rings um einen kleinen grünen Knopf herum bestehen, der sich in eine Frucht von der Dike unserer schönsten Mandeln in Provence verwandelt. Er ist mit zwei Einschüssen bedeket; der erste ist grün anderthalb Ruthen dick, ziemlich stark, gehet leicht aus einander und verdürrt leicht, machet sich auch sobald vom andern los, sobald die Frucht vom Baum gekommen. Dieser erste Einschluß hat eine holzige und ovale Schale in sich, welche mehr platt als rund, an beiden Ende dünne und gespizt, und mit einem Risse gespalten ist, welcher den Ort anzeigt, wo man sie öffnen und der Länge nach oder im größten Durchschnitte in zwei Theile theilen soll. Dieser Strich ist zu geraden Winkeln durch einen andern weniger tiefen durchschnitten, welcher die Schale der Länge nach in zwei gleiche Theile vertheilet.

Diese Schale enthält eine Mandel von nemlicher Figur, mit einer grauen Haut bedeket. Solche ist weiß, und so fest als unsere ordentliche Mandeln, wiewohl von einen verschiedenen Geschmacke, indeme sie ausnehmende bitter ist, und viel Oele hat, welche zwei Stücke anzeigeln, daß sie ungemeyn hizzig ist. Sie mus auch sehr anziehend sein,  
wie

wie die Wirkung von ihr auf eine unzweifelhafte Art beweiset.

Sobald man einen Biß empfindet, mus man eine oder zwei von diesen Schalen zerbrechen, die Mandeln heraus nehmen, käuen, und wenn man die Orte, welche die Zähne der Schlangen aufgerissen, etwas leichte geschröpft hat, das Mark der gekäuten Mandel darauf thun, über dasselbe einen Pausch machen, und solchen mit einer Binde hinlänglich, aber nicht mehr, feste halten machen.

Nach Verfluß zweier Stunden nimt man diese Sachen weg, und thut ein neues an die Stelle wie das erste, alsdann, ia oft beim ersten Gegenmittel, siehet man, daß kleine Blasen voll röthlichten und hellen Wassers entstehen, welches das Gift ist, so durch den Biß der Schlangen in die Wunde gekommen. Man schneidet die Blasen auf, das Gift heraus zu bringen, und leget fernerweit neue Überschläge so lange auf, bis keine neue Blasen entstehen, oder bis keine giftige Materie mehr am Überschlage wahrzunehmen ist. Gemeinlich hat man nicht nöthig, zu einem dritten Verbinden zu schreiten, obwohlen man solches zu größerer Sicherheit thun kan. Auf die Schröpflöcher thut man ein Pflaster von Rosensalbe, oder Gottesalbe, und in deren Ermangelung ein Verband, so in Brandewaln getunket worden.

Ich habe die Probe, und den glüklichen Erfolg von diesem Mittel an einem von unsern Sklaven angesehen, welcher in Martinique von einer Otter gebissen worden; auch ist mir bewust, daß viele andere Leute das nemliche Mittel mit eben so guter Wirkung gebraucher haben.

Sobald als das Gift in einen Theil des Leibes hinein gekommen, es sei auch welcher es wolle, so rinnet das Blut zusammen, die Bewegung der Lebensgelster wird gehemmet, und die Person verfällt im Schlaf. Man mus diesen Schlaf nochwendiger Weise unterbrechen, welches oft schwehr hergeheth. Diese Mandeln, welche die Person, so gebissen worden, kauen mus, sind von der Eigenschaft, daß sie ein großes Stechen im Munde, nebst einer so starken Speichelung verursachen, daß dieselbe die Augen nicht zuschließen kan.

Die Sapotte ist die Frucht eines Baumes, den die Indianer von Neuspanien Cochez Zapotl nennen, und der uns in den Französichen Inseln in America unter dem Namen, Sapotier, oder Sapotiller bekant ist; von Sapotte ist Sapotille, oder kleine Sapotte, weil sie kleiner als jene ist.

Der Sapotier wächst in der Größe eines ordentlichen Drantenbaumes, seine Blätter sind den Drantenblättern ziemlich ähnlich, sie sind aber fetter,

ter, beugfamer, und wachsen allemal drei zu drei von einander entfernt. Der Stamin des Baumes ist auf einem bräunern Grunde mit weissen Spizen gezeichnet. Die Blüthe ist röth, und bestehet aus fünf Blättern die einen Ercels machen, in dessen Mitte eine runde und ovale Knospe, die zu Anfang mit einer grauen Haut überzogen ist, und nachmals mit einem runden Haupte roth und eine Frucht wird. Das Mark ist roth, zart wassericht, etwas von einem Honig, und Zukergeschmack, angenehm, und von gutem Gerüche.

Um den Mittelpunct herum findet man Behältnisse, worinnen Körner, oder Schalen sind, welche den Baum hervorbringen. Diese Kerne sind oval, und zuäusserst mehr platt, als in der Mitte. Eine von den Spizen ist gänzlich mit der Haut bedekt, die andere hat eine Narbe gleichsam als wenn sie an den Grund der Arsel wäre angemachet gewesen, und davon mit Gewalt losgerissen worden. Sie sind zehen bis zwölf Ruthen lang, ohne Gefehr 5. Ruthen höchstens breit, und in der Mitte zwei Ruthen dick. Sie sind mit einer braunen Haut überzogen, welche ein weisses Ding in sich hat, so eben so feste, stiel und öligt ist, als unsere gewöhnliche Mandeln, auch von einem Geschmack, der nichts unangenehmes als eine kleine bittere Schärfe hat.

II. Theil.

D

Ich

Ich weis nicht, wo Johann von Laet gelesen, daß diese Kerne, so er Nuskerne heisset, ein tödlich Gift wären, und doch saget er es in seiner Beschreibung von Westindien 5. B. Seite 192. und irret sehr. Er darf auf mein Wort dergleichen essen, und wird so wenig Unge-  
mächlichkeit, wie ich gehabt, davon haben, auch sodann ihnen eine Ehrenerklärung thun müssen.

Weit entfernt schädlich zu sein, sind sie eine unvergleichliches Mittel wider die Harnstrenge. Man nimt 6. Kerne, schälet ihre braune Haut ab, machet sie zu so feinem Pulver als möglich ist, läßt 3. Tage lang in ein Glas, weissen Wein darant thun, und dem Kranken den Saft und das Pulver verschlucken; wenn auch die erste Dosis die verhoffte Wirkung nicht thut, giebt man einige Stunden hernach dem Kranken eine andere ein. Selten kommt man zur dritten. Dieientgen, so diese Ungelegenheit ofte verspüren, dürfen nur dieses Mittel ein oder zweimal des Monaths einnehmen, sie werden dessen Güte durch eine große Erleichterung, und zuletzt durch eine gänzliche Genesung empfinden.

Schade ist's, daß der Herr Mißon, der seine Reise nach Welschland so wohl beschrieben hat, nicht länger in Florenz gewesen. Diese schöne Stadt verdiente es wohl, aber was läßt sich vom 17. bis zum 23. Mai des nemlichen Jahres sehen?

An

Anderer als dieser Schriftsteller würden wenig sehen, und fast nichts sagen, er aber hat ein anders Gesicht als andere Menschen; und siehet durch fremde Augen, und wenn er nur Gelegenheit hat, die Catholische Religion, ihre Geheimnisse und Diener anzutasten, so bräucht er weiter nichts mehr, seine schöne Briefe anzufüllen.

Den 5. Mai 1688. geht er von Rom weg, siehet Viterbo, zehlet die Thürme, welche die alten Einwohner in den Kriegen der Welfen und Weiblinger, nechst ihren Häusern baueten. Er schreibet Aufs. und Grabschriften ab, besiehet Malereien, und zeigt uns ihren Gegenstand ohne seine allerliebsten Betrachtungen dabei zu vergessen.

Er gehet durch Montefiascone und siehet die Grabschrift des Teutschen Edelmanns. Er schreibet sie richtig ab, und bemerket sein Wappen, da es ihm auch mehr Spas machet, wenn dieser Mann ein Geistlicher, der sich zu Tod gesoffen, gewesen, so machet er einen Abt, oder Bischof aus ihm, sezet ihn eine Bischofsmütze auf, und zwey Trinkgläser an die Seite.

Hernach beschreibet er uns den See Bolseno mit den darauf liegenden Inseln, die Histörchen, so da vorgefallen, die Versezung des dasigen Bischofums nach Orvietto, und das zu Castro noch Aquapendente, und wie viel In- und Grabschriften würd

de er nicht abgeschrieben haben, wenn ihn nicht ein ungestümmes Wetter genöthiget, zu Radicofant zu übernachten, und dem Ansehen nach am Spazieren gehen verhindert hätte?

Er langet zu Siena an, und giebt uns ohne zu sagen, wie lang er da gewesen, eine Nachricht von der Stadt und Cathedralkirche, als wenn er lange Zeit da gewesen wäre. Allerdings hat man Zeit nöthig, alle Köpfe der Päbste abzuzählen, welche in einem Gang dieser Kirche sind, und dabei, welche einen Bart haben, und dergleichen Klinderelen, anzumerken. Was ihn verdrüß ist, daß er den Kopf der Päbstin Johanna daselbst nicht angetroffen hat. Inzwischen sah er sich sorgfältig darnach um. Der Doctor Lannoi versicherte im Jahr 1634. daß solcher sich da befände. Wenn man dem Herrn Misson glaubet, so hat Baronius gesaget, daß er alda gewesen, aber weggenommen, und in Staub verwandelt worden. Der Prediger Blondel räumet die Sache ein, und der P. Mabillon hat die Umstände angegeben; er saget aber, daß man unter dem Pontificat Innocens des VIII. die Gesichtszüge und den Namen desselben änderte, und ihn Zacharias hies. Ja zum weitem Unglück dieses alten Sabelhansen, hat man, da die Kirche ausgebessert worden, entweder mit Vorbedacht, oder aus Unwissenheit

helt, alle diese Köpfe unter einander geworfen, und die Pabstin Johanna ist verlohren gegangen. Alles ist in Verwirrung. Welches Unheil? denn es lag ihm ungemein viel daran, diesen Kopf zu finden, und ein Märchen aufzuwärmen, worüber die angesehensten Prediger seiner Secte gespottet haben. Er darf nur das Buch lesen, welches der berühmte Prediger Blondel 1642. zu Amsterdamm beim Blaett drucken lies, so wird er sehen, daß die Pabstin Johanna das Werk eines Spasvogels, und eine Erfindung des Martinus Polonus und einiger anderer Schriftsteller von der Parthel des Kaisers ist, die den S. Stuhl zu entehren, solche Unwahrheiten ausgestreuet haben.

Der Herr Misson erinnere sich, daß der Prediger Blondel unter den Französischen Predigern nicht der einzige ist, welche die Römische Kirche gegen die Erfinder dieser Verleumdung vertheidiget. Die Herren Chamier, du Moulin und Bochart haben dergleichen gethan, und man mus erstaunen, daß ein so geschickter Mann, als Herr Misson, nicht bedacht habe, daß ihm solche Unwahrheiten Unehre brächten, und daß er sich selbst bei denienigen verächtlich machte, deren Hochachtung und Hülfe er durch seine Betrachtungen und Untersuchungen verdienen wolte,

die aber eines vernünftigen Mannes unwürdig sind, da derselbe wenigstens sich um den Schein einiger Ehrliebe und Redlichkeit bemühen soll, wenn er auch gar keine Religion hat.

Von der Päbstin Johanna kommt er auf die H. Catharina von Siena. Er theilet uns nach seiner Art die Ableitung ihres Namens mit, und beschreibet ihre Geschichte. Er hat ihr Zimmer, worinnen sie unser Heiland besuchte, und das Fenster, durch welches er gieng, wenn er nicht gesehen sein wolte, besichtigt. Es ist schade, daß dieses Zimmer, so nun seit langer Zeit eine Kapelle ist, keinen Camin gehabt, er würde den Heiland gewis dadurch haben erscheinen lassen, seine gottlose Erzählung mit was lächerlichen zu vermischen. Die Marter der H. Mutter Gottes komt in diesem Briefe bloß darum vor, damit das Buch dicker wird. Denn was könnte ein Helfender ohne solche frostige Spöttereien sagen, der fast immer auf der Post ist, gesetzt auch, daß er die Reise gethan hat, die er anders, als die Bücher seiner Vorgänger beschreibet.

Er mag uns nun immer so das Allegro Maggio der jungen Bauernmädchen um Siena und Pisa zurufen, und ihnen Wünsche thun lassen, welche ihrem Alter und den Grenzen ihres Verstandes gemäs sind, wer wird darüber lachen? Wenn ihn dies

selben gekant hätten, so würden sie gewünscht haben, daß der H. Anton von Padua, den man um die verlohrenen Sachen anrufet, ihm die gesunde Vernunft, welche in unendlich vielen Stellen seiner Briefe herumschwärmet, wieder finden liese. Was man zu seiner Entschuldigung anführen kan ist dieses, daß er als ein Flüchtling, der in einem fremden Lande in traurigen Umständen lebet, vor rathsam gefunden, sich die Freundschaft des gemelten Mannes zu erhalten, da er den Beifall rechtschaffener Leute nicht hoffen konte. Paupertas cogit ad turpia.

Die kleine Abhandlung, welche Herr Mistott über den Ursprung der Muscheln um Certaldo herum aufgesetzt, machet ihm Ehre, und wenn er immer dergleichen Ding geschrieben hätte, würde er mich nicht nöthigen ihn zu tadeln, wie ich in der Folge dieser Erzählung thun mus.

Lasset uns, wo wir können, dem schnellen Laufe dieses berühmten Reisenden nachfolgen. Schon ist er zu Pisa, und hat den Thurm, die Kirche und den Taufstein abgemessen, er hält sich aber da nicht lange auf, weil er nichts findet, so denienigen, vor welche er schreibet gefallen konte. Es ist daselbst keine Kapuz des H. Francisci, oder andere Kleinigkeiten, die er Reliquien nennet, und vor solche bei den Catholicken ausgeben will,

damit ein unwissender Pöbel, den er gebrauchen kan, lachen möge. Von Pisa gehet er nach Livorno, und von Livorno komt er nach Pisa zurük, damit er seinen Weg nach Florenz über Lucca fortsetzen kan, also er eine reichere Erndte von Dingen zur Critic findet; das Crucifix so man aldort verehret, das Bildnis unserer Frauen, die marmor e Tafel des H. Frediani, und die mit dem Flusse vorgegangene Veränderung ersetzen ihm die Unfruchtbarkeit von Pisa. Er spottet darüber als ein Freigeist, und endiget, nachdem er die Kirche zu Pistoja besichtigt, und wenigstens einen Theil von dem Gebete an den H. Jacob abgeschrieben hat, seinen Brief mit Wortableitungen, die denjenigen, so er damit besendet, keine große Ehre machen. Er langet zu Florenz an, und hat zuvor in eilf Tagen mehr als 230. Meilen gethan, so wenigstens sieben Tagreisen zu Galeschen, wie er den Weg angelebt, ausmachen. Das heißet viele Dinge in kurzer Zeit sehen, und noch dazu seine Anmerkungen darüber machen können.

Gleichwie der Herr Missori nur sechs Tage zu Florenz gewesen, also hat man sich nicht zu verwundern, wenn er nicht viel davon saget. Seine Erzählung ist schon lange im Druck heraus, ich könnte mehr als er davon melden, weil ich mehrmalen da gewesen, und lange geblieben, um inzwischen nicht

nicht in den Fehler zu fallen, den ich ihm vorrücke, will ich mich begnügen, ein kleines Itallensches Buch ins Teutsche zu übersetzen, welches die Beschreibung dieser schönen Stadt enthält. Hier aber will ich ohne Verschub dasienige beibringen, was ich angemercket habe, und weder beim Herrn Mission, noch bei andern Reisebeschreibern finde, die mir bekant worden sind.

Die Freigelister geben vor, daß man in Italien das läuderliche Weibsvolk dulde, und daß ihre Ausschweifungen dorten kein Aergernis erwecken, weil sie die Landesherrn als eine Sache ansehen, die ihren Statuten nöthig, und ihrem Vortheile gemäss ist. Es wird mir nicht schwer fallen, diese Verleumdung zu entblösen, und ich werde es an einem andern Orte sehr ausführlich thun. Unterdeß mus ich den Florenzern, und ihrem Landesfürsten, mit Recht nachsagen, daß sie alles in der Welt anwenden, dielenigen Weibsleute zu bessern, welche sich dem Laster ergeben haben. Ohne der Unehrlichkeit zu gedenken, womit sie besleket sind, und weswegen sie nicht an einem Orte, oder in einer Gesellschaft mit ehrliebenden Frauen sein können, und tausend andere noch schandbarere Sachen zu übergehen, werden sie angehalten, zu gewissen Zeiten den öffentlichen Ermahnungen beizuwohnen, wo die berühmtesten Prediger dringende Reden an sie halten,

damit sie bewogen werden mögen, Buße zu thun, und ihre böse Lebensart abzulegen. Der grüne Donnerstag ist der Vornemste dieser Tage. Man hält sie an, sich in einer bestimmten Kirche einzufinden, und der Prediger reicht allen, einer nach dem andern ein Crucifix, wenn er zuvor eine der lebhaftesten und rührendsten Ermahnungen an sie gethan hat. Diejenigen welche das Crucifix annehmen, erklären durch solche Handlung, daß sie bereit sind ihr Leben zu bessern, und gleichbalten führet man sie in ein Kloster, so bestimmt ist, solche Art Neuschwestern aufzunehmen. Darinnen werden sie lebenswüthig erhalten, und kommen nicht heraus, als wenn sich eine Gelegenheit zelget, sie ehrlich zu verheirathen, in welchem Falle man ihnen eine Summe Geldes statt eines Brautshazes giebt.

Eine der größten Andachten zu Florenz ist in der Kirche der Verkündigung, oder Nunciata, welche die Servitenmönche bedienen. Diese Kirche ist vollkommen schön, und sehr kostbar ausgezieret, welches vornemlich von der Kapelle zu sagen ist, worinnen sich das Bildnis der H. Jungfrau al Fresco gemalet befindet. In dieser Kirche ist ein recht großer Zulauf von Einwohnern und Fremden, und sie hat ein sehr besonderes Vorrecht in Ansehung der Zueignung der Messen, so alda gelesen werden. Nämlich alle Almosen, die man vor  
die

die Messen giebet, Kommen den Gebern sämlich zu statten, dergestalten, daß die an einem Tage gehaltene Messen, allen denen die ihre milde Hand ausgehan, ohne Unterschied, zu statten kommen, um vor alles was man an diesem Tage bekommen hat, Genugthuung leisten. Dieses Privilegium ist an demienigen Orte mit großen Buchstaben aufgeschrieben, welcher bestimmt ist, daß man die Gelder vor die Messen dahin leget. Ich wundere mich, daß Herr Niffon dessen nicht gewahr worden.

Ehe man in die Kirche komt, ist ein geblieter ziemlich großer und mit bedekten Gängen nach Art eines Klosters umgebener Hof. Die Mauern sind durch sehr gute Maler al Fresco gemahlet worden. Schade ist's, daß sie mit den Gelübden voll angeschrieben sind, so dielenige, welche von Gott durch die Vorbitte der H. Jungfrau, besondere Begnadigungen erhalten haben, dahin zu setzen pflegen. Diese Gelübde sind keine bloße Malereien, wie man an vielen Orten zu machen gewohnt ist. Sie sind große Figuren, wie das Holz oder Pappendekel von Natur aussehend, und stellen die Personen, und die Ungemächlichkeiten vor, wovon sie sind befreiet worden. Dielenigen, welche nicht gewohnt sind dergleichen Gelübde zu sehen, dürfen sich nur in die Kirche unserer L. Fr. zu Paris bemühen, woselbst sie die Bildsäule Philipps des Schönen auf einem

einem bewafneten und gezaumten Pferd, so wie solches den 18. August 1304. gewesen, als er die Flanderer schlug. Dieser Fürst lies solche Bildsäule als eine Probe seiner Erkänlichkeit gegen die H. Jungfrau daselbst aufrichten.

Ich reiste den 17. Mai 1706. von Florenz en cambiature ab, d. i. wir wechselten alle Posten, oder 8. Meilen, Pferde. Zu Florenz zahlte ich mein ganzes Fuhrgeld bis Bologna. Dafür bekam ich eine Quittung, und einen Zettel der an alle Postmeister gerichtet war, daß sie mir sollten 3. Pferde und einen Postknecht geben. Ohngeachtet dieser Vorsicht mußte ich die zwei letztern Posten zahlen; indem die Postmeister sagten, daß sie mit dem zu Florenz nicht in Rechnung stünden, und mir ohne Geld keine Pferde geben wolten. Nun würde ich zwar gegen diese Betrügerei Recht erhalten haben, wenn ich nach Florenz zurückgekehret wäre, wie ich Willens gewesen, da ich aber meine Rückreise durch die Lombardie thun mußte, so ist mein Geld verloren gegangen. Diejenigen so meine Nachrichten lesen werden mit meinem Schaden lernen, daß man niemals voraus sondern nur auf jeder Post zahlen soll.

Der Weg von Florenz nach Bologna ist rauh, weil man über die Appentinschen Gebürge muß, also man, wenn man in einer Calische fährt, ge  
nötiget

nöthiget wird, einen Theil des Weges zu Fuß zu machen. Ich hatte noch den Berg San Miniato auf dem Herzen, und solches hatte mich bewogen, lieber zu reiten, als in einer Calasche oder Sänfte zu reisen.

Ich langte des nemlichen Tages bei guter Zeit zu Fiorenuola an, welches meines Erachtens so viel als klein Florenz sagen will. Dieser Ort ist ein wenig mehr als Halbweg von Florenz nach Bologna an der Grenze der Gros Herzoglichen Staaten. Es ist ein Städtchen, so fast am Fuße eines Berges und an einem ganz geringen Flusse lieget. Ehedessen solles etwas bedeutet haben, dermalen aber will es fast gar nichts sagen. Es gieng mir sehr übel daselbst, weil der Procacciö d. i. der Fuhrmann in dem nemlichen Wirthshause eingekehret, und die besten Zimmer, und überhaupt das beste denen Leuten, so er führte gegeben wurde. Mein Glück war meine Handmatte, ausserdem würden mich die Flöhe und Wansen gefressen haben. Diese Stadt bestehet nur aus einer, doch ziemlich breiten und langen Gasse, in deren Mitte ein beinahe viereckiger Platz, eine ganz feine Pfarrkirche, und einige Quersässchen sind. Jedoch sind die Häuser in diesem kleinen Orte wohl gebauet; von aussen sind sie annehmlich, von dem Inwendigen kan ich nichts sagen. Die Messerhändler von Scageria, so zwischen die-

sen

sen beeden Städten Florenz lieget, sind noch zudringlicher als die von Blois und Chatelleraut, denn sie kamen bis nach Fiorensuola mich zu peinigen, und obwohl ich nichts nöthig hatte, mußte ich doch nur ihrer los zu werden von ihren Waaren kaufen.

Ich reisete mit dem Procaccio zu Anbruch des Tages von Fiorensuola ab, ich lies ihn aber bald zurück, weil, da ich bei ieder Post frische Pferde bekam, und nicht nöthig hatte, solche zu schonen, ich dieselben das Geld abverdienen lies, welches mir ihre Herren stahlen, daher ich denn des andern Tages nach meiner Abreise von Florenz um 3. Uhr Nachmittags zu Bologne anlangte.

## Sechstes Capitel.

Beschreibung der Stadt Bonmonien.

Die Franzosen sagen gemeiniglich Bologne, vor Bologna, sie haben aber unrecht, und unterschelden diese große Stadt nicht genugsam von einer andern viel kleinern, und weniger ansehnlichen Stadt an der Küste der Picardie, die man Bologna an der See nennet.

Bologna in Italien wird die Fette zubenammet, weil sie in einem ausnehmend fruchtbaren, und  
so

so wohl gebauten Lande, als die Staten des Gros Herzogs sind, lieget. Sie ist nach Rom die größte volkreichste und wichtigste Stadt im ganzen Kirchen Staat. Der Sage nach ist sie älter als Rom. Nach dem Verfall des Römischen Reiches hat sie viele Herren gehabt; endlich setzte sie sich in Freiheit, aber die innerlichen Kriege ihrer vornehmsten Bürger zerrütteten sie dergestalt, daß die klügsten unter ihnen, solche zu stillen und in Frieden zu leben vor das beste Mittel ansahen, sich den Pabst zu unterwerfen, welches sie 1278. unter vorthellhaften Bedingungen, die man heut zu Tage überaus heilig beobachtet, gethan haben. Einige davon sind, in der Nota oder dem Parlement zu Rom einen Auditor zu sezen, und an dem Hofe des Pabstes einen Gesandten zu halten, welches eine Art Gleichheit anzeiget.

Weil sie sich freiwillig der Herrschaft der Kirche unterworfen hat, so ist solches Ursache, daß sie mit keiner Citabelle versehen ist, welches Mittel gebräuchlich, dem Herkommen gemäs und fast immer nöthig ist, Städte in Gehorsam zu erhalten, welche im Verdacht sind, sich davon entfernen zu wollen. Sie ist lediglich mit Mauern umfungen, welche zwar in Wahrheit wohl unterhalten werden, aber ohne Gräben und andere Art Bevestigungs Werke sind.

Man glect vor, sie habe fünf Meilen im Umkreis; zwel Meilen in der Länge, wäre über eine Meile

Melle breyt, und enthalte bei 80000. Selen. Es ist schade, daß sie nicht an einem wichtigen Flusse lieget, sie würde eine der besten Handelsstädte in Welschland seyn, weil sie so gute Handlung treibet, ob sie gleich nur ein kleines Wasser, il Reno genant, hat. Zwar hat sie allen möglichen Nutzen davon, indem sie eine Menge allerhand Mühlen an seinem Rande bauen lassen.

Dieser kleine Fluß vereiniget sich fast an den Stadthoren mit einem andern Savona genant, und bede machen einen Canal der nach Ferrara gehet, und worauf man die Kaufmannsgeräthe bis in den Po bringet.

Der Dominicanerorden hat nur ein einziges Mannskloster in dieser Stadt, solches aber bedeutet gerne so viel als vier oder fünf andere. Es bestehet aus vier Clausuren, wovon eine sehr gros und recht prächtig, die andern aber ein wenig kleiner sind. Dieses machet einen großen Umfang aus, und wenn in diesem Lande die Gärten Mode wären, und solche nach Maßgabe der Gebäude und Leute so darinnen wohnen, eingerichtet werden solten, so müßten sie sehr gros seyn. So aber gehen die Italianischen Keltigiosen wenig spazieren, und sind wie die weltlichen gewohnet, nach Tische den sogenannten Nachmittag Schlaf zu thun, daher sie sich eine Viertel

Viertelstunde nach der Mahlzeit alle in ihren Zimmern befinden. Um 2. Uhr fangen sie an sich wieder sehen zu lassen, und alsdann ist etwas vorzunehmen, wo man mit ihnen zu thun hat.

Insgemein sind 150. Kellglosen in diesem Hause wovon mehr als die Helfte studiren, und ihre Jahre so lange erstehen, bis sie die Doctorwürde erhalten, welches nichts geringes ist. Ich wolte solche lieber zwei oder dreimal in der Sorbonne, als einmal in Bonnonien, annehmen. Auch ist ein Ordensmann, welcher im 17. oder 18. in der Absicht Doctor zu werden das Studiren anfangt glücklich, wenn er im 50. Jahre solche erreicht, und dabei mus ihm nichts in seinem Unternehmen hinderlich gewesen sein.

Ich glaube, daß in keiner Stadt auf Erden, schönere, größere, prächtigere, und mehr Klöster als in Bonnonien sind. Die Größe und Höhe der Klostergewölber, der Eingänge, Schlafgemächer sind reizend, die Treppen sind gros und sehr helle, die Stufen sehr nieder, und mithin leichte zu gehen. Allenthalben siehet man wohl angebrachte Zierraten und vor allen Dingen eine ausnehmende Keuschheit, es scheint aber, die Baumeister so diese Klöster, und vornemlich des H. Dominici seines gebauet haben vergessen, daß die Mönche Zimmer brauchen, und daß alle die von mir ersterwehnte Orte ungleich

II. Theil

P

wenig

weniger nöthig sind, als Zimmer, denn die meisten Stuben in diesem großen Kloster, und besonders die in der großen Clausur, sind klein, verbauet und fast ohne einige Gemächlichkeit, ob es gleich, wenn man ihre Thürm mit prächtigen Gebäuden nebst großen Medaillons, oder erhabenen Figuren darüber gezieret siehet, scheint, daß man in die schönsten Gemächern dadurch komme.

Jedoch sind diese Zimmer gemeintlich nur von studirenden Religiosen bewohnt, die keine größere nöthig haben, und ist eine gute Zahl anderer vorhanden, welche vollkommen schön, sehr bequem und so eingerichtet sind, daß man geräumige Gemächer von verschiedenen Abtheilungen daraus machen kan, wenn man Cardinäle, oder andere große Herren zu beherbergen hat, die bei ihren Durchreisen, oder wenn sie sich einige Zeit in der Stadt aufzuhalten haben, eher die Klöster, als Häuser ihrer Freunde wehlen.

Die Teutschen mögen ihre Keller und Fässer wie sie wollen rühmen, den Bolognesern müssen sie doch auf alle Weise den Vorzug lassen. Ich sahe die Keller unsers Klosters mit Erstaunen, und bewunderte die Größe, die Höhe, die Nettigkeit, das Licht, die Kälte derselben, wie auch die große Zahl außerordentlicher Fässer, die da waren, inzwischen sagte man mir doch, daß der Franciscaner ihre vorzügliche

züglicher wären. Zwei von unsern Vätern begleiteten mich dahin, und nachdem ich das sehr große und recht prächtige Kloster gesehen, führte man uns in die Keller, die in der That schöner und größer als die unserigen sind, und bewirthete uns darinnen reichlich, lies uns auch verschiedene Arten vorreflicher und sehr alter Weine kosten. Man gab uns einen 35. jährigen zu trinken, welcher in diesem Alter noch alle die Stärke und die Kraft eines jungen Weines nebst einer lebhaften Farbe und einen geschmackhaften Birnls hatte.

Dieser Wein war rein, und er mus es auch sein um, alle die Eigenschaften lange zu haben, deren erwehnet.

Vielleicht wundert man sich, daß ich diesen Wein vor rein angebe; es will das so viel sagen, daß man bei dessen Zubereitung kein Wasser darein gegossen, denn die Gewohnheit des Landes bringt mit sich, ein Drittel oder wenigstens ein Viertel in die Kelter zu giesen, worinne man die Trauben treten mus. Ohne solche Vorsicht würden die Weine zu hitzig und zu stark sein, und durch dieses Mittel ersparet man sich die Mühe, wenn man ihn trinke Wasser darein zu thun. Jederman trinke in diesem Lande Wein, Weiber und Kinder wie die Mannspersonen, und ob sie gleich mäßig sind, und man ihnen dlessals nichts zur Last legen kan, so können sie

sich dessen, doch nicht enthalten. Sie würden auch teutsch zu reden, Unrecht thun, wo sie sich hierinne zwängen. Die Weine sind vortreflich, die Weinberge sind ergiebtig, keine Auflagen vertheuern solthen, und warum soll man nicht trinken, wenn es geschehen kan, ohne seinen Beutel seiner Gesundheit und Ehre Schaden zu thun?

In allen Klöstern wird ein besonderer Wein vor das Mess-Opfer gemacht, worinnen kein Wasser ist. Die Küster haben solchen in Verwahrung, und da man immer mehr machet, als man in der Kirche brauchet, so schlagen sie den Religiösen, und insonderheit, den Fremden niemals einen Trunk ab. Wenn dieser Wein ganz trinkbar sein soll, mus er drei Jahre alt sein, vor solcher Zeit ist er äußerst toll.

In den Klöstern kommt kein Wasser auf den Tisch, und der Wein wird den Religiösen nicht zugemessen. Vor jedwedem stehet ein ziemlich großer und sehr netter Becher von Glas, welchen die Diener so oft man ihn auf den Tisch thut anfüllen, und solches hat mir sehr vernünftig geschienen, denn da vor jedem Religiösen das Maß gleich sein soll, so würde solches andernfalls fast vor die einen immer zu groß, und vor die andern zu gering sein. Erstere würden sie unvermerkt, oder damit es nicht sonderlich scheinet, ganz austrinken, und sich wehe thun

thun, und vielenige, welche nicht genug hätten, würd  
Durst leiden, damit sie die Mühe einen zu verlan  
gen, oder die Schande vermeiden, vor gröfere Trin  
ker als die andern gehalten zu werden.

Die Büchersammlung unsers Klosters ist eine  
der besten in der Stadt. Sie ist zahlreich, hat  
viel Licht, und die Gestelle worauf die Bücher ste  
hen sind von recht schöner Schreinarbeit, sie sind dop  
pelt, und haben die vordersten 9. bis 10. Schuhe  
in der Höhe, unterstützen auch einen Gang nach Art  
eines Erkers, worinnen andere etwas niedrigere  
Gestelle, als iene vorkommen. Was mir misfal  
len, sind die in Pergament gebundene Bücher, das  
sie carta pecora nennen. Sie behaupten, dieser  
Band erhalte die Bücher besser. Meines Erach  
tens irren sie sich. Hingegen ist solcher Band viel  
wohlfeiler und und leichter, daher sie in diesen bei  
den Puncten Recht haben. Es ist ein Cabinet von  
Handschriften dabel, worunter sehr alte und vornem  
lich eine Bibel befindlich, die, wie uns der Bücher  
aufseher versicherte, von dem ESDRA eigenhändig  
geschrieben worden.

Ehe man in dem Büchersal hineinkommt ist ein  
prächtigter Vorhof, welcher durch zwei Reihen sehr  
schöner Säulen in drei Theile vertheilt worden,  
welche über ihrer Tafelung eine sehr ausgeschmückte  
Decke haben. Die Fenster sind durch Pfeiler, ge  
rade

rade wie die Säulen, unterschrieben, und das Iere ist allemal mit Rahmen angefüllt, worauf Inschriften sind, welche die Stiftung dieses Klosters durch unsern H. Patriarchen Dominicus, und die großen Männer betreffen, so aus diesem berühmten Hause gekommen sind. Man kan sich leicht einbilden, daß der H. Pabst Pius V. nicht vergessen worden, welches ebenfalls von seiner Abstammung, und einer kurzen Geschichte seiner Familie und seines Pontificats zu sagen ist. Die Geschichtstafel unsers H. Patriarchen Dominici ist auch ziemlich ausführlich aldort. Was ich niemals in irgend einem Ordenshause gesehen, als in diesem, ist das Verzeichnis von allen ihren Einkünften und allen Gütern des Klosters, an Häusern, Landgütern und Gefällen, wie auch einen Zusammentrag der ärlichen Ausgab in den gewöhnlichen Jahren. Unter andern bemerkte ich einen Artikel, der mich sehr erbauete, daß nemlich das Kloster alle Jahr vor zwei und zwanzig Mädchen, welche unsern dritten Orden angenommen haben, Kost, Unterhalt und Wohnung zahlet. Selbige tragen öffentlich den Habit desselben, gehen in die Messe und in die Gebeter unserer Kirche. In diesem einzigen Punkte sind sie nicht eingesperret, indem sie sonst nirgends wo hindürfen, und wenn sie wieder zu Hause sind, mit niemand anders als durch ein Bitter, gleich denen

nen Nonnen so ordentliche Gelübde gethan haben, reden. Sie wohnen in einem großen Hause, welches dem Kloster gehört, und auf dem Platze, oder großen äußern Hof lieget, wodurch man zur Kirchen gehet. Vor dem war dieser weite Hof ein Gottesacker. Man siehet alda noch einige alte Gräber, worunter eines sehr prächtig ist. Die gute Mädchen besorgen den Kirchenschmuck, und die Wäsche, welches sie wohl verrichten.

Die Dominicanerkirche ist eine der größten in der Stadt. Sie ist im Gothischen, oder wie die Welschen sagen, im Teutschen Geschmak, gebaut und gewölbet, das Schiff ist mit zwei niedern Seiten und mit Kapellen versehen. Der Kreuzgang hat seine besondere Kapellen. In der Mitte desselben ist der Hochaltar, und hinter dem Altar, der marmore auf Römische Art und mit sehr vielen und reichem Silberwerk bezieret, oder vielmehr beladen ist, ist der Chor der Mönche, dessen Größe mehr als zwei hundert Religiösen fassen kan. Die Stände sind von vortrefflicher Schreinarbeit, und die Kisten derselben von einerlei Holz, welches denen Malereien von einerlei Farben so gleich kommet, daß Kaiser Carl V. die Wahrheit zu wissen, ein Stück mit der Spitze seines Dolches wegbrach. Man unterlies nicht, uns diesen Ort zu zeigen, welchen man zum Gedächtnis ienes Vorgangs unaus-

gebessert gelassen hat. Diese Gemälde stellen die Geschichte des alten und neuen Bundes vor. Zur Zeit da sie gemacht worden, sah man sie mit Recht vor Meisterstücke an. Jetzt sind sie in geringerm Werthe, weil diese Kunst, seit dem man das Geheimnis gefunden, dem Holze die nöthigen Farben und Wirtis zu geben, höher gestiegen ist. Die zwei schönsten und größten Kapellen in dieser Kirche sind die vom Rosenkranz und H. Dominico. Sie sind geräumig, wohl gewölbet, alle mit auserlesenen Marmor eingefasset, und mit Zierraten von vergoldetem Metalle, mit Malereien, Bas-Reliefs, und überhaupt allem versehen, was die Kunst, sie prächtig zu machen, hat erfinden können. Der Altar der Kapelle des H. Dominici lieget alleine, der Leichnam dieses H. Patriarchen ist in einem marmornen Grabe, welches zum Altar gehöret. Die Bas-Reliefs über dem Grabe werden bewundert, und Kenner sagen, daß nichts richtiger und ganz ausgeführter sei, auch daß sich das gelehrteste Alterthum aus diesem Werke eine Ehre machen würde.

Ich wels nicht, aus welchem wunderlichen Einfall unsere Küster an den Festtagen die kostbaren Mauern dieser Kapelle mit Tapeten behängen. Nun sind es zwar samtene und damastene Tapeten mit breiten goldenen Tressen nebst Franzen, und  
über

überaus reichen Dollen, aber die marmorne Einfassung, ihre schöne, ausgesucht und schicklich angebrachte Zierraten, scheinen mir ungleich tauglicher zu sein, als diese Tapeten. Ich nahm mir zuweilen die Freiheit, ihnen zu sagen, man müsste die Tapeten nur an den gewöhnlichen Tagen und darum aufhängen, damit der Staub so kostbare Schönheiten nicht verderben kan. Das eigene Silberwerk dieser Kapelle ist sehr reich, und man sezet keine Lampen hinein, aus Velsorge, es möchte der Rauch die Malereien und vergoldete Zierraten an dem Gewölbe verderben. Dieselben hängen vor der Kapelle und in dem untern Theil. Es sind viele, und zehlte ich eines Tages funfzehn, wovon die mittlere von einer auffserordentlichen Größe, und zu Mexico gemacht worden ist. Sie ist ein Geschenk, welches die Indianer der Kapelle unsers Patriarchen geschicket haben, damit vor die Mühe, die sich seine Schüler geben, sie in den Wahrheiten der Religion zu unterrichten, ihre Erkänlichkeit zu bezeigen. Ohne mein Erinnern wird man glauben, daß sie von Silber, und zwar vom feinsten sei. Man hat dieses Metall dabei nicht gespart, die Kette woran sie hanget ist silbern, und sehr dicke. Zuweilen hanget man an diese Hauptlampe acht andere Lampen, die einen starken Schuh im Durchschnitt haben, und in Vergleichung iener, woran sie sind, sehr klein heraus kommen.

Auf dem Altar wurde ich zwischen den Leuchtern vier silberne Figuren gewahr, in deren Grunde Reliquien waren. Diese Bildnisse sind gegen fünf Schuh hoch, und sollen massiv sein. Vormalß waren derselben zwölf, unsere Religiösen aber ließen achte zu einer Hungersnoth einschmelzen, und den Armen zu helfen, Geld daraus münzen. Diese Geldsorten waren ganze oder halbe Tuller, und hatten auf einer Seite einen St. Dominicus, mit dem Worte Bononia, und auf der andern diese Worte Pietas Fratrum Praedic. tempore famis, nebst der Jahreszahl. Diese Stücke sind dermalen ungemein selten. Ich habe deren zwei oder drei in dem Cabinet eines Liebhabers gesehen, welcher mir keines davon überlassen wolte.

Da sie sehr gewichtig und von sehr gutem Schrot und Korn waren, so haben sie die Juden sorgfältigst aufgesuchet, und den benachbarten Fürsten verkauft, welche sie haben unprägen lassen.

Die Kapelle des Rosencranzes ist der des S. Dominicus gegen über, auch so gros, und ohngefähr eben so ausgeschmücket wie dieselbe, dabei aber hat sie eine erstaunliche Menge Silbers zum Vorrath, welches Tag und Nacht offen stehet, ohne daß man, unter was Vorwand man auch wolle, dasselbe aus der Kapelle thun kan, auch nicht einmal in einer außerordentlichen Gelegenheit einen andern Altar

Altar ausschmücken zu helfen. Diese Clausul haben die Stifter in der Masse solchen Schenkungen angehänget, daß, so ferne man einige Stücke dieses zahlreichen Silberwerks, auch nur auf einige Stunden, in eine andere Kapelle brächte, alsdann gleich balden solche der Domkirche, welche substituirt worden, gehören solle. Es ist das ein sicheres Mittel zu hindern, daß das Geseze nicht übertreten wird, vermög dessen man keinen Altar entblößen soll, einen andern dadurch zu besetzen. Auch kan man sagen, daß das Palladium zu Rom nicht sorgfältiger verwahret wurde als das Silber dieser Kapelle. Ich habe es nicht abgewogen, noch beschrieben, inzwischen aber kan ich versichern, daß es sich auf sehr große Summen belaufe.

Zu Bononien werden bessere Silbersträusser, so den natürlichen überaus ähnlich sind, als in irgend einem andern Itallienischen Orte gemacht. Diese Sträusser dauern viel länger, als unsere Kunststräusser von Pergament, und man kan den Staub leichter davon herabbringen, ohne sie zu verderben. Nur können diese Sträusser ledigllch weiße Blumen, nemlich Lilien, Jasminen, Tuberosen und Orantenblüte vorstellen. Sie machen Etaminnen, und sowohl rosenrothe Knöpfchen, als Blätter.

Unsere

Unsere Küster haben mit der Aufsicht über dieses Silber viel zu schaffen, ohngeachtet die Kapelle mit einem starken eisernen Gitter zugeschlossen ist, und die Fenster mit Läden wohl versehen sind, die man inwendig sperret. Man mus große Vorsicht anwenden, daß dieser immer offene Schatz nicht gestohlen wird, welches keine ganz unmögliche Sache wär, weil die Kapelle und ein Theil der Kirche auf einem öffentlichen-Platz sind, und die Stadt Bononien mit verschlagenen und hurtigen Kunden angefüllet ist, welche ohne Unterlaß auf Mittel denken, ihre lüderliche Lebensart fortzusetzen. Und es ist auch Tag und Nacht ein Wächter in der Kirche, welcher auffer seinen Waffen bei Nacht drei oder vier Doggen hat, auch im Nothfall nur eine Gloke anzulehen darf, welche in die Zimmer gehet, worinnen die Küster schlafen. Die Fenster solcher Zimmer gehen in die Kirche, dieser reichen Kapelle gegen über, und die Hülfe bleibet nicht lang aussen.

Oben habe ich gedacht, daß der Leichnam unsers Patriarchen, des H. Dominici, in einem marmornen Grabe liege, so ein Stück vom Altar seiner Kapelle ist. Dieses Grab wird nie geöffnet, und ist, als man diese heiligen Gebeine dahin gethan hat, verschlossen, und die metallenen Schlüssel sind verkeltet worden; was das Haupt anlange, so ist es in einer Kapelle, welche hinter dem

Altar

Altar im Kreuzgang neben der Sacristel lieget. Durch ein Gitter wird man des Behältnisses zu diesem kostbaren Heiligthum gewahr, man wird aber selten und nicht wohl dazu gelassen. Die Kapelle wird mit viel Schlüsseln geschlossen, wovon der eine in den Händen des Cardinallegaten ist, welcher ein Regiment, oder in der Legation von Bononien, und dem dazu gehörigen Lande, allezeit des Pabsts Stelle vertritt. Den zweiten hat der Erzbischof, den dritten der Stadtrath, und den vierten der Prior im Kloster.

Gleichwie die Stadt den H. Dominicus vor einen ihrer Patronen erkennet, so kan man nicht aussprechen, wie vorsichtig man ist, diese kostbare Reliquie zu erhalten, und zu hindern, daß etwas davon wegkommen möge. Diese Herren übertreiben so gar ihr Mistrauen seitdem der Cardinal von Medicis, des Grossherzogs Bruder, als ihm die Kapelle gezeiget, und die Truhe eröffnet worden, den anwesenden Bedienten ein Päbstliches Breve zeigte, vermög dessen er einen Zahn hinwegnehmen durfte, solches allso gleich vollstreckte, und denselben ohngeachtet die Bediente der Legaten, der Erzbischof, der Rath, und die Mönche sich dagegen setzten, in eine goldene Büchse that, und unverweilt die Stadt verlies. Man sagte, er hätte weislich gehandelt, weil das Volk, da es den Vor-  
gang

gang erfahren, sich zusam rottirte, die Waffen ergrif, und ihn gezwungen haben würde, das weggenommene wieder herzugeben.

Obschon von Ordensgeistlichen, die wegen eines Generalcapitels zusammen gekommen, nichts zu befahren ist, so hatte man doch alle Mühe um die Erlaubnis anzuwenden, daß uns das Haupt unsers Vatters gezeiget wurde. Endlich erhielt man solche. Der Vicelegat schickte sechzig Schweizer, welche sich der Thorschlüssel des Klosters und der Kirche bemächtigten, und nur die Bediente derjenigen Herrschaften hinein ließen, welche die Schlüssel verwahren, wie auch die nöthige Handwerksleute. Diese Vorsicht war, wie wir gleich hören werden, nicht unnütze. Demnach öfnete man die Thüre der Kapelle, und sonach das Behältnis, darinne die Reliquie lieget, setzte auch ein Protocoll von dem Befund der Schösser auf. Man nahm das Heiligthum heraus, und erkante die Siegel so auf den Kiegeln waren, womit man die Capsel zumacher, und machte sich fertig, solche zu eröffnen. Deren waren acht, die fünf ersten gaben sich ungemein wohl, den sechsten verbrach der ungeschickte Schösser, und man müste das übrige mit Gewalt aufsprengen, wozu man gute Zeit brauchte. Endlich ward man fertig, das Behältnis würde aufgeschloß

schlossen, und die Reliquie in die Höhe gehoben, verges  
 stalten, daß sie über den Behältnis zu sein schien.

Dieses Schränkchen ist ein Thurm von Silber  
 und vergoldet, mit acht Winkeln, ohngefehr zwanzig  
 Schuhe hoch, und stehet darüber eine runde Pyramis  
 de einen Schuh, oder funfzehn Zoll hoch. Diese  
 Pyramide ist durch die Schrauben an den Thurm an-  
 gemachet, welche man, wenn man das Heiligthum zei-  
 gen will, in die Höhe thut. Thurm und Pyramide  
 sind von recht schöner Arbeit, und man hat daran we-  
 der Zierrathen von Gold, noch Edelsteine gesparet.  
 So bald man das Protocoll über die Erkennung der  
 Siegel verfertiget hatte, machten die Schweizer von  
 der Pforte der Kapelle bis vor einen Altar, wo alle  
 Ordensgeistliche versamlet waren, eine Reihe. Ein  
 Officier führte uns einen nach dem andern in die Ka-  
 pelle, woraus wir, so bald wir unsere Neugierde und  
 Andacht vergnüget hatten, giengen. In der Kapelle  
 befanden sich nur der Pater General, der Vicelegat,  
 ein Generalvicarius vom Erzbischof, drei Abgeordnete  
 vom Rath, drei Notarien, vier Schweizerofficier,  
 welche mit entblößtem Degen neben der Reliquie stan-  
 den, und der Prior vom Kloster mit zwei in Kirchen-  
 schmuck gekleideten Religiosen, die das Schränkchen  
 hielten.

Ich bemerkte, daß das Haupt unsers H. Patriar-  
 chen sehr klein war, woraus ich schlosse, daß die Ge-  
 mälde

mälbe, die ich von ihm zu Toulouse, in Spanien, und an andern Orten gesehen habe, ihm gar nicht gleichen. In der That ist das Bildnis, so man zu Bononien verwahret, ganz verschieden.

Diese Ceremonie dauerte lang. Es war schon mehr als Mitternacht, da die Protocolle fertig, und die Thore geschlossen wurden, worauf wir diesen Herren dankten, und sie in ihre Wagen zurück begleiteten.

Ich habe gesagt, die Dominicanerkirche wäre sehr gros, habe einen Erenzgang, zwei kleine Seiten, und sehr groses Chor. Man kan hieraus urtheilen, wie viel Tapeten nöthig sind, die Mauern eines so grosen Gebäudes zu bedecken. Inzwischen habe ich doch drei verschiedentliche Decken gesehen, eine von rothem und gelben Damast, eine andere von rothem Samt und Damast, und eine dritte von rothem Damast, der besonders dazu gemacht worden, und wovon alle Nähten mit sehr breiten goldenen Fressen, die Ende mit goldenen Franzen, nebst Dollen von nemlicher Materie, versehen sind. Diese letztere Decke lieget auf hölzernen Rahmen, und sind die Orte, worauf sie liegen sollen, dermassen zugeschnitten, daß diese immer ausgebreitete Tapeten sich nicht abtosen, wie es im Auf- und Abwickeln geschieheth. Alle diese Rahmen werden in einer recht trockenen Cammer aufbewahret, und mit eisernen Klammern an die Kirchsmauern angemachet.

Solche

Solche reiche Decke ist eine Schenkung eines Religiosen vom Kloster, welcher, da er seine Familie erbte, die beweglichen Güter, und die Einkünfte der unbeweglichen, anwendete, die Kirche auszuschnücken. Die Gewohnheit von Italien bringt mit sich, daß die Religiosen das Recht zu erben behalten, wofern sie anders solchem nicht vor Ablegung des Gelübdes durch eine besondere Urkunde entsaget haben. Jedoch erstreckt sich dieses Erbrecht nur auf den Nießbrauch von den Gütern, und auf das Eigenthum aller beweglichen Habschaften, welches mir sehr billig und recht vernünftig vorkommt.

Diesseits der Berge, d. i. in Frankreich, denket man anders; und es kommt nur darauf an, ob man besser denke, welches mir eben nicht so vorkommt; denn warum soll man einem Menschen dasjenige nehmen, was ihm die Natur giebet. Weil es, saget man, dem Gelübde der Armuth, so er gethan hat, entgegen ist. Ist dem also, so mus man die Ordenshäuser aller ihrer Güter berauben. Denn wenn das Kloster reich ist, sind es die Privatpersonen auch, ohne daß dieselben deswegen aufhören, ihre Gelübde der Armuth genau zu beobachten. Die Ordensarmuth bestehet nicht darin, daß man nichts hat, sondern nur, daß man ohne ausdrückliche Erlaubnis seiner Obern über nichts zu schalten hat. Daher mag einem Religiosen eine noch so reiche Erbschaft zufallen, so wird er dadurch weder

II. Theil.

A

reicher

reicher, noch ärmer, weil er eigentlich nicht, sondern das Kloster erbet, nach der Rechtsregel, daß alles was der Religios erringet, dem Kloster errungen wird. *Quidquid acquirit Monachus acquirit Monasterio.* Also ist derselbe nicht im Stande über etwas zu schalten, er ist über nichts Herr, und besitzt nur so viel davon, als ihm sein Superior zuläßet, mithin ist er arm.

Die Rücksicht, welche die Superioren zuweilen haben, wenn sie erlauben, daß die Errungenschaft eines Religiosen nach ihrem Gutdünken zu dieser oder jener Sache verwendet werden, macht den Religiosen zu keinem Eigenthümer. Sein Superior hat nur die Verwendung seines Erbes, so wie er sie vorgeschlagen, vor gut, nützlich und erlaubt angesehen. Daher ist die Verwendung nicht dem Religiosen, sondern dem Superior beizumessen, welches wohl hinreichet, daß der Religios in den genauesten Schranken seines Gelübdes der Armuth, bleibet. Eben so war es bei den alten Vätern in den Wüsten, herkömmlich, diesen Mustern der Armuth, und aller Ordens-tugenden. Sie erbten ihre Verwandten, theilten mit ihren Miterben, und schalteten mit ihrer Obern Genehmigung und Zufriedenheit über das so ihnen zugefallen war. Wer kan leugnen, daß sie arm, und Religiosen gewesen? Man könnte kein ungerechtes Urtheil fällen.

Gleich.

Gleichwie sich inzwischen begeben könnte, daß alle Güter eines Staats in die Hände der Religiosen kämen, so hat man mit so vieler Weisheit als Gerechtigkeit vestgesetzt, daß selbige nach dem Tode der Religiosen, an ihre Seitenverwande oder andere Erben fallen, welche, wo sie die Religiosen überlebet hätten, fähig gewesen wären, sie zu erben.

In der Mitte, einer Clausur dieses Klosters, siehet man einen Cypressenbaum, der, wie die beständige Überlieferung saget, von unserm H. Patriarchen Dominico selbst gepflanzt worden. Wo ihn der Herr Mission gesehen hätte, würde er gewis eine Reliquie, und Historie zum Vergnügen der Schiffer auf der Lemse gemacht haben. Hiebei mus ich dem Publico sagen, daß wir bei diesem Baume keine andere Rücksicht, als auf den Mann haben, der ihn gepflanzt hat, und von uns besonders verehret wird, wie auch, weil es wenig Bäume giebt, die gleich jenem fünf Jahrhunderte alt sind.

Ausser dem Cypressenbaum zeigt man noch das Zimmer, worinnen der H. Dominicus verstorben. Ich gedenke desienigen nicht, worinnen er bei seinem Leben wohnte, denn er hatte keines, statt dessen bediente er sich der Kirche, und wenn ihn eine dringende Noth zur Ruhe bewog, war der Fußschemel eines Altars sein Bette. Man hat aus diesem kleinen Zimmer eine Kapelle gemacht, woran die vornehmsten Maler der berühmtesten Schulen in Bononien,

um die Wette gearbeitet haben. Schade ist, daß diese vortreflichen Stücke nicht an einem hellern Orte sind.

Im Umfang des Klosters ist das Haus der Inquisition. Der Inquisitor ist ein Religios vom Orden, welcher nebst seinen nöthigsten Beamten darinne wohnet. Die Gefängnisse sind da neben einander, und weder finster, noch abscheulich wie es gewisse übelgesinnte, oder übelunterrichtete Personen verbreiten. Ich habe sie gesehen, und bin ein Zeuge von der grossen Ordnung, die alda in Ansehung der Milde und Gerechtigkeit gepflogen wird, gewesen. Alle Bösewichter wären glücklich, wenn sie in so mildthätige Hände, als die Bedienten des H. Officii haben, fielen. Man will alldort nicht den Tod des Sünders, sondern seine Besserung, und was auch der Betrüger Dellon in seiner Nachricht von der Inquisition zu Goa saget, so hoffe ich doch, dieses Gerichte vor klugen Personen in einem Werke, so diesem folgen wird, zu rechtfertigen, wenn mir Gott Leben und hinlängliche Gesundheit verleihet, solches zu vollenden.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich eine etwas ausführliche Beschreibung von diesem berühmten Kloster machen wolte. Man siehet daselbst Malereien von den vortreflichsten Meistern, und zwar recht viele. Die Kirche, der Speisesaal, die Säle,  
die

die Clausuren, die Schulen, alles ist voller Malereien aus dem berühmten Schulen der Caraccio Guido und Titian, und von vielen andern, welche sich um die Wette in dieser schönen Kunst hervorgethan haben. Vornehmlich konte ich nicht satt werden, das berühmte Bild des Guido, welches das Blutbad der unschuldigen Kinder vorstellte, zu betrachten. Es ist solches kein Gemälde, noch ein Stück von Bildhauerarbeit, sondern es sind lebendige und belebte Personen, die Leidenschaften reden, das Blut fließet, man höret das Geschrei der Kinder, alles lebet.

Die Florentiner berühmen sich, die Malerkunst wäre bei ihnen wieder auferstanden, und von ihren Landsmanne Cinabua aus dem Grabe hervorgezogen worden, worinnen sie die Unwissenheit, und die Rauheit der Barbaren, welche Italien überschwemet hatten, versenkte: Die Bononier aber machen ihnen diesen Ruhm stark strittig, und erproben durch nachdrückliche Zeugnisse, daß die Malerei bei ihnen geblühete, ehe Cinabua mit dem Pinsel umgehen können. Ich bin nicht im Stande, sie zu vergleichen, und wäre ich es auch, so würde ich mich wohl dafür hüten. Dergleichen Irrungen ziehen keine blutige Kriege nach sich, sie werden nicht vom Tode, dem Verderben, und der Verherung begleitet, und die Staaten haben so gar einen ansehnlichen Nutzen davon, indem sie einen Theil, die Ehre seiner Schulen zu erhalten, und den andern, solche zu übertreffen, anreizen.

Es ist aber die Malerei nicht das einzige, was die Stadt Bononien in guten Ruf bringet, ihre Universität ist in der ganzen Welt berühmt. Sie hat ihre Errichtung Carl dem Großen zu danken. Viele Schriftsteller behaupten, sie wär vom Kaiser Theodoros im Jahr 425. gestiftet worden, und vier hundert Jahre mehr oder weniger sind ein Gegenstand, den man nicht verachten kan. Die Kaiser, welche Carlu dem Großen folgten, machten sich eine Pflicht und eine Ehre daraus, diesem unvergleichlichen Fürsten nachzuahmen, und die Freiheiten dieser gelehrten hohen Schule zu handhaben, oder zu erhalten. Die Päbste haben alle ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, so lange sie Herren der Stadt sind, und es blühen schon so viele Jahrhunderte alle Wissenschaften alda, und werden von den größten Männern gelehret, daß diese Stadt nicht ohne Ursach sich vor eine Lehrerin aller Art Wissenschaften ausgiebt, und gewohnt ist, auf ihre silberne Münzen die Worte Bononia docet, d. i. Bononien die Lehrerin, zu setzen.

Ausser den besondern Lehrstunden, welche die Religiosen halten, und worein Weltliche gehen können, weil die ordentlichen Professoren die Doctorwürde auf der Universität haben müssen, sind verschiedene Collegia, darinnen die schönen Wissenschaften und die Weltweisheit gelehret werden. Diejenigen aber welche auf der Universität Doctoren werden wollen, müssen

ihr Studiren in dem großen Collegio der Universität,  
 so man le studio nennet, abwarten. Es ist dasselbe  
 ein prächtiges Gebäude, und von erstaunlicher Größe.  
 Man hat weder an dessen Ausschmückung, noch daran  
 etwas ermangeln lassen, was dasselbige zu den dasigen  
 Übungen tüchtig machen kan. Dieses Werk rühret  
 von den berühmten Baumeister Jacob Barocci,  
 mit den Zunamen Bignolla her, welches alles sa-  
 get, derselbe hat den H. Carolum Boromeum  
 damaligen Legaten von Bononien, und dessen Pabst  
 Pii IV. aus einem Stücke gehauen. Der Vorhof  
 ist geräumig, und hat sehr schöne marmorne Säulen,  
 auch stimmt die Haupttreppe mit der Größe und  
 Pracht des Vorhofes überein. Sie ist von den ge-  
 schicktesten Malern des XVI. Jahrhunderts al fresco  
 gemallet worden. Dabei hat mich sehr Wunder ge-  
 nommen, daß diese zu ieder Zeit einer großen Zahl  
 Studenten von allerlei Völkerschaften welche immer  
 da sind, offenstehende Malereien weder zerkraxet, noch  
 ausgelöschet worden. Aus solcher Mäßigung habe  
 ich den Schluß gezogen, daß auf dieser Universität nie-  
 mals ein Franzose gewesen, denn deren unveränder-  
 liche Gewohnheit ist, alle Orte die sie besuchen, zu vers-  
 derben, ihren Namen, ja oft andere noch unschickliche-  
 re Sachen dahin zu schreiben, mit einem Worte, vor  
 die Orte und ehrwürdigste Sachen nicht die mindeste  
 Ehrerbietigkeit zu haben.

Unmöglich kan man anderer Orten schönere und mehr ausgezierte Schulen, als in diesem weiten Collegio finden. Die Säle worinnen die öffentliche Handlungen vorgehen, sind mit Malereien al Fresco, und so gar mit kostbaren Gemälden geschmücket. Sie haben Professoren von der Rhetoric, Philosophie, den orientalischen Sprachen, der H. Schrift, der geist- und weltlichen Geschichte, der Gottesgelahrheit, Arzneikunst, Kräuterkunde, Anatomie, Geometrie, wie auch des bürgerlichen und canonischen Rechts, mit einem Wort Lehrer in allen Wissenschaften. Die Besoldungen der Professoren sind ansehnlich, und werden sehr richtig gezahlet. Einige derselben haben die Wohnung im Collegio.

Der Archidiaconus der Hauptkirche ertheilet denjenigen den Doctorhut, welche nach langwährihem Studieren, und sehr strengen Prüfungen, desselben würdig erachtet worden.

Der Archidiaconus hat auch die erste Stelle bei der Domkirche, welche den H. Peter geweiht ist. Dieselbe lieget fast im Mittelpuncte der Stadt, sie ist ziemlich groß, überaus alt, wohl gebauet, und mit einer Menge herrlicher Malereien, prächtiger Zierrathen, sehr reichem Silberwerk, und vielen kostbaren Heiligthümer angeschmücket. Das Capitel dieser Kirche ist zahlreich, und von großen Vermögen, bestehet auch allezeit aus Leuten von hoher Geburt. Das  
selbe

selbe hat viele Prälaten, Bischöffe, und Cardinäle geliefert. Man saget sogar, daß Gregorius XIII. aus dem Hause Von Compagno, und Innocens IX. aus der Familie Sachinetti, zu dieser berühmten Gesellschaft gehören haben.

Schon lange ist erwähnte Kirche im Besitze, nur durch Cardinäle regieret zu werden. Sie ist in der That auch ein fetter Bissen, und einer Eminens würdig, oder wie die Italiäner sagen, ein Boccone di Cardinale. Der Erzbischöfliche Pallast ist nächst am Dom; er ist wohl gebauet, prächtig, und so wie es einem zeitigen Inhaber beliebt, mit Geräthschaften versehen.

Ausser dem Domecapitel, sind noch zwei wichtige Collegialkirchen, Sancta Maria Maggiore und St. Petronius, und letztere als des H. Petronii Bischofs und Schutzheiligen der Stadt seine, ist die anscheinlichste davon. Solche Kirche wurde im Jahr 1222. vom Rath und Volke zu Bononien gestiftet, und ist dormalen die größte und prächtigste Kirche in der ganzen Stadt. Da die erste Kirche, so man diesem Heiligen zu Ehren erbauet hatte, nicht prächtig genug zu sein schiene, risse man sie nieder, und fieng 1290. eine andere, nemlichen die iczige an, an welcher man seit solcher Zeit immer gearbeitet, und die 1706. noch nicht ganz fertig war. Man mus auch gestehen, daß es ein großes Werk ist. Das Vordertheil ist ganz

ma. vorn mit Colossen der H. Jungfrau, des H. Petroni und H. Ambrosii. Diese Kirche begreift 24. Kapellen, alle gros und mit Marmor, Bildsäulen das Reliefs, und vielen vortreflichen Originalen der besten Maler, des Guido, der drel Caracchen, des Casta, Cacia, Proccacio, Sansonius, Albarese, Signagni, Parmesan, und vielen andern Helden in der Malerkunst ausgeschmücket, daher er scheint, als ob man diese verschiedene Stücke mit Bedacht an einem Orte zusammen gebracht, damit die Känner desto leichter von ihren Schönheiten, und von dem Verdienste derjenigen so sie hervorgebracht haben, ertheilen können.

In dieser Kirche gehen ausserordentliche Ceremonien vor die Domkirche ist zu klein, hingegen kan die große Weitschaft der H. Petroniuskirche gar leicht die Menge in sich fassen, welche die Neubegebirde, oder die Andacht, allemal an großen Festtagen dahin zu bringen pfleget.

Darinnen empfieng Carl der Fünfte im Jahr 1523. den 5. November von Clemens VII. die Reichskrone. Diese Ceremonie ist in der zehnten Kapelle von dem berühmten Mäer Brizio vorgestellt worden, und derselbe hat sich durch dieses unschätzbare Stücke verewiget Die Geschichte solcher Krönung ist auf einer großen Platte Kupfer, so auf dem Petroniusplatze vor dem Pallast des Papstes

lies

stes aufgemachet worden, beschrieben. Ich würde die Worte der Aufschrift beibringen, wofern sie nicht bereits andere Reisende bekant gemacht hätten.

Was die Kirche des H. Petronius ungemeyn schön machet, ist ihre Lage zwischen zwei großen Plätzen, der vornemste Platz ist vor derselben, und mehr lang als breit, auch ganz und gar überaus weit. In der Mitten desselben ist ein Brunnen von Marmor mit einer riesenmäßigen Bildsäule von Metall, so den Hercules vorstellet, um den vier Weibspersonen herum stehen, welche aus ihren Brüsten das Wasser ablassen.

Der Pallast des Pabstes ist diesem Brunnen gegen über. Derselbe nimmt die ganze rechte Seite des Platzes ein. Der Legat wohnet darinnen, der eine Wache von hundert Schweizern, und einer Compagnie leichter Reuterei hat. Er ist so weitläufig, daß der Stadtrath seine Säle oder Zimmer alda hat, wovon einige vor die Notarien, und andere vor die Bürgerschaft, das Polizeiwesen, und die verschiedene Gerichte sind. Der Legat hat dort selbst seine Winter- und Sommerstuben, wie auch seine Generalauditor, verschiedene seiner Unterbeamten und eigenen Diener, dann der Contalonier und die A. S. testen, die unter der Oberaufsicht des Legaten die Stadt regieren, und gleichsam, so wie der Hansgraw und die Schöppenn zu Paris, die Stadt beherrschen.

Diese

Diese fünf Herren bekommen von gemeiner Stadt freien Fisch so lange sie ihre Aemter bekleiden, und da sie die Ausgabe selbst bestimmen, so kan man sich vorstellen, daß selbiger gut und überflüßig sei. Überdas ist die Stadt reich und will in allen Stücken gros thun.

Kan man wohl daran zweifeln wenn man weiß, daß dieser so große und prächtige Pallast in der Absicht gebauet worden, daß König Heinrich von Corsica und Sardinien, Kaiser Heinrichs II. natürlicher Sohn darinne gefangen sein sollte, weil er, da ihn sein Vatter mit Truppen den Modenesern zu Hülfe geschicket, welche mit den Bononierern in Krieg stunden, das Unglück hatte, geschlagen, und bei der Brücke von St. Ambrosius gefangen genommen zu werden. Seine Überwinder die Bononierer begegneten ihm immer als einem König, wolten ihm aber niemals die Freiheit wiedergeben, so sehr sich auch sein Vatter deshalb bemühet. Unter andern versprach dieser Kaiser, die Stadt mit einem goldenen Creisse zu umfassen. So schwach er solchen auch hätte machen lassen mögen, so wäre doch immer viel Geld nöthig gewesen, eine Stadt, welche fünf Meilen im Umfang hat, zu umzingeln. Endlich starb dieser Fürst nach einer Gefangenschaft von 22. Jahren neun Monaten und 16. Tagen, wurde auch in der St. Domitiuskirche begraben, also die Bononierer ihm

ihm eine seinem Stande gemäße Leiche hielten, und eine Bildsäule und prächtiges Grab errichteten so den 14. Merz geschah, als Johann Franciscus Aldrovandus Dictator der Stadt war.

Diese Geschichte ist auf des Prinzen Grabe lateinisch beschrieben. Es schelnet, daß der Tisch dem die Stadt ihrem Gonfalonier und 4. Rächten frei giebt, der nemliche sei, welchen man dem König von Sardinien während seiner Gefangenschaft gegeben, und daß dieselbe die zu solcher Ausgabe bestimmte Einkünfte zu was anderen verwenden lassen wollen, wodurch man am Ende eine Sache, die ihr so viel Ehre machet, hätte vergessen können. Ich wolte, daß man ausser dem Grabe, Freitische, und der Grabchrift, ein lächelliches Amt und eine Leichenrede zur Ehre dieses vornehmen Gefangenen, gestiftet hätte.

Man zeigte mir auf der Façade des Pallastes ein Gemälde, wo König Franz I. von Frankreich vorgestellt wird, wie er die Kröpfe anrühret und hellet, so auf seiner Reise in diese Stadt geschehen, wo er das berühmte Concordat mit Leo X. errichtete. Er mus mit dem Pabst gut gestanden sein, weil dieser geschehen lies, daß er in seiner Gegenwart Wunder that.

Dieser Pallast ist mit vortreflichen Schildereien auf Holz und Leinwand gezieret, ohne die schönen  
Ge.

Gemälde al Fresco zu rechnen, die man allenthalben auf den Mauern sieht. Am Eingange sind zwei metallene Bildsäulen, eine von Bonifaz VII. die andere vom Gregorius XIII. Diese ist schäbbarer, als jene. Man siehet viele Brustbilder der Päbste und anderer grossen Männer darauf, und eine Bildsäule des Hercules von Erde und erstaunlicher Grösse, die man vor ein Meisterstück in der Art ansiehet.

Hiebei ist der berühmte Mittagscircel nicht zu vergessen, welchen der gelehrte Herr Cassini, Mitglied der Academie der Wissenschaften zu Paris, auf dem Fusboden der St. Petronskirche auf einer breiten messingnen Platte gemacht hat. Ein Sonnenstrahl, der durch ein Loch des Gewölbes fällt, bemerket die Wege des Gestirns, und die Trallenschen und Astronomischen Stunden, von der Sonnenwende im Sommer bis auf die im Winter. Die Gelehrten in Lande sagten, daß man an dieser Uhr einige Veränderungen bemerkte, waren aber wegen der Ursache derselben uneins. Dieser Punct erregte unter ihnen sehr hitzige Streitigkeiten. Diejenigen, welche es mit der neuen Lehrgebäuden hielten, versicherten, der Sonnenlauf habe sich verändert, und seine Directionslinie wäre ganz anders, gleichwie man seit einigen Jahren wahrgenommen, daß der Magnet die seinige geändert habe.

be. Diejenigen, so vors alte System eingenommen sind, versicherten, die Sonne habe ihren Weg nicht geändert, und stünde noch am alten Orte, diese Unordnung aber rühre von dem Wanken der Erde her, woran die Zitterhimmel cieux de trepidations darum Ursache wären, weil sie der Erdfugel dasienige mitgethellet hätten, was sie vor sich allein behalten solten. Dem sei wie ihm wolle, die Uhr gehet nicht mehr so richtig wie ehemalen, und ich denke, die Zitterhimmel sowohl als die Engen in Meer sind wunderschöne Hülfsmittel vor die Sternseher, und Schiffeute.

Ein anderer Sternkundiger hat in dem Nachbarhause einen Meridianum gemacht. Derselbe soll richtig sein, woran ich nicht zweifelse, da der Meister noch lebet, und gegenwärtig ist. Der von der Petronskirche würde unvergleichlich sein, wenn Herr Cassini immer zu Bononien gewohnet hätte, oder noch am Leben wär.

Unter den Völkerschaften, welche in dieser berühmten Universität Collegia vor ihre Landsleute haben, ist eines von den Spanier gestiftet worden. Wo ich mich nicht irre, hat der Cardinal Albornoz ihnen 12000. Thaler zum Unterhalt vor 5. Kapläne, vor 20. oder 25. Studenten, welche gebohrne Spanier, Doctoren des bürgerlichen und geistlichen Rechts, ehe sie in dieses Collegium als  
Stu-

Studenten aufgenommen, und zu denselben verwendet werden können, sind, alwo sie die Lehrstunden besuchen, und in dem Generalstudio ihre Felerlichkeiten beobachten müssen. In dieser berühmten Schule bringen es solche Spanische Doctoren in der Rechtswissenschaft weit, und machen sich tüchtig, die gerichtlichen Stellen in derselben Monarchie zu bekleiden. Auch haben die Spanischen Rathscollégia alle dielenigen Leute, deren sie zu ihren Gerichtshöfen benötigt sind, zu nehmen gepflogen. Wenn nun auch die Universität Bononien nicht als eine der berühmtesten in der Welt, vornehmlich in beeden Rechten, bekant wäre, so wäre ta hoffentlich ein so volgütiges Zeugnis genug, ihr Lob auf dem ganzen Erdboden auszubreiten. Denn was soll man nicht von einer hohen Schule halten, woselbst Spanische Doctoren sich als Schüler einfinden, und erst aufs neue lernen, da sie doch zuvor würdig erkläret worden, andere in ihrem Lande zu lehren.

Diese Herren halten auf alle ihre Landesgebräuche heilig, und niemals legen sie irgend etwas ab, woraus Fremde schliesen können, daß sie Spanier sind. Sie gehen immer schwarz, tragen platee und auf der Seite abgerheilte Hare, den Hut rund und mit einer grossen Einfassung, die Brillen auf die Nase geheftet, das Wams mit Schleißen

so

so über die Hüfte herabhängen, einen Knebelbart, eine Wolle, enge Hosen, seidene Strümpfe, plate und runde Schuhe, und vor allem einen Mantel, dieses wesentliche Stück der Spanischen Kleidung, und hauptsächlich bezeugen sie eine ungemeltn große Hoheit und überaus tiefen Troz. Das Collegium hält gemeiniglich zwei Kutschen, worinnen man alle Cardinäle, große Herren, Bischöffe und andere Standespersonen dieses Volkes abholet, welche nach Venedig kommen.

Ausser dem Spanischen Collegio sind auch andere sogenannte Nationalcollegia, weil sie vor gewisse Völkerschaften errichtet und gestiftet worden, dergleichen das vor die Mark, welches Sixt V. vor seine Landsleute aus der Anconitanischen Mark stiftete, eines vor die Piemonteser, ein anders vor die Teutschen, und noch andere. Diese Collegia und der Ruhm der Professoren ziehen eine große Menge Studenten dahin, deren man schon bis auf 10000. zählte. Und ohngeacht der elenden Zeiten, der Kriege, und der Welschen und Teutschen Uebernemmen, wo die Prinzen besorgt sind, vor treffliche Professoren zu haben, damit junge Leute dahin gehen, war dennoch die Universität 1706. als ich dort war, sehr zahlreich und in dem blühendsten Zustande.

Man mus auch bekennen, daß wenig Städte in der Welt zum Studiren so bequem sind, als diese. Die Luft ist alda rein, das Clima sanft, die Wasser sind leicht, der Wein ist vortreflich, wie auch die Früchte, das Getraide und das Fleisch. Es herrschet alda ein vollkommener Friede. Die Gaben so man der Herrschaft zahlen mus, fallen niemand zur Last, weil sie sehr gering sind, die Rechtspflege ist dort vortreflich, in allen Dingen siehet man auf die Wissenschaften, und auf dielenigen, welche sich darauf legen. Eine der vornehmsten Sorgen des Legaten, und der Rathspersonen ist, den Ueberfluß zu erhalten. Ich habe keine Stadt gesehen, darinne man köstlicher und wohlfeiler lebt, und so viel Verstand zeiget. Es schenket die Himmelsgegend theile dergleichen mit.

Ich habe nur gesaget, daß die Stadt groß sei, man mus hinzusetzen, daß sie auch sehr schön ist. Fast alle Gassen sind recht gerade, und ungemein gepflastert. Einige sind sehr breit, und sie würden es alle sein, wenn die bedekten Gänge auf beiden Seiten nicht einen Theil des Platzes wegnähmen, den man die Breite zu vermehren hätte so lassen sollen.

Diese bedekten Gänge sind bequem, man kan zu ieder Zeit durch die ganze Stadt gehen, ohne von der Sonne, oder dem Regen beschwehret zu wer-

werden. Das ist ein Vortheil vor diejenigen welche zu Fulse gehen, jedoch schmeinet mir, daß solches die Häuser entseztlich verderbe, und die untere Stokwerke sehr verfinstere. Die Kaufleute machen es sich zu nutz, weil der Schatten sehr behülflich ist, die Fehler an ihren Waren zu verbergen, damit aber können die Käufer nicht zufrieden sein. Nicht nur in Bononien befinden sich die Kaufleute bei diesem verfälschten Lichte (faux jour) wohl, sondern es würden auch die Trödelkrämer, und andere kurze Warhändler zu Paris sehr verdrüsslich sein, wenn sie mehr Licht hätten. Und diejenigen, die dieses Vortheils wegen der Bauart ihrer Häuser nicht geniesen, verschaffen sich denselben dadurch, daß sie ihre Fenster mit Ladendächern zuschließen, und das Licht nur durch Lustlöcher hinein lassen, welches allezeit betrüglich ist. Auch machet man aus eben diesem Grunde die Laden an den Krämen so breit als nützlich ist, ohnerachtet sich die Rathspersonen Mühe geben, disfalls auf ein gewisses Mas zu halten. Dafern die Kaufleute solches Vortheil nicht haben, so ersetzen sie ihn mit angestrichenen Tüchern, welche einen guten Theil des Lichtes entfernen, und mittels Auskrantung ihrer verschiedentlichen Waren, die sie mit Grosprecheret und allezeit in der Absicht auslegen, damit das Licht nicht in ihre Handellchaft leuchte.

Die bedekten Gänge auf den Gassen zu Bononien sind weder gleich hoch, noch gleich schön. Was die Breite anlanget, so sind sie auf der nemlichen Seite einer Strasse gleich breit, oder es ist ein geringer Unterschied dabel; die meisten ruhen auf runden steinernen Pfeilern. An etlichen Orten habe ich hölzerne gesehen, welches schlecht in die Augen fiel.

Es sind einige Häuser alda, welche man in Welschland mit dem Namen Palläste beehret, wovon die bedekten Gänge von einer schönen Erhöhung, durch Säulen, oder durch Pfeiler mit ihren Grundstücken und Hauptgesimse gemacht, und vollkommen gut gewölbet sind. Inzwischen dünket mich, daß solches allemal das Vordertheil eines Hauses vorstelle, dafern sie nicht wie diejenigen sind, welche man nach dem ersten Entwurf vor den Platz Vendome gemacht hat; auf die Art dienen sie zur Zierde, und verdecken diejenigen Zierraten nicht, womit die Hauschüren versehen sein können.

Zu Bononien sind wenig Häuser, die man vor recht schön ausgeben kan. Ich meine Privathäuser. Die Facaden sind wenig geschmücket, man verschwender alda den Marmor nicht wie zu Rom, Genua, Florenz, Pisa, Livorno, und in vielen andern Städten. Man hebet solchen aus, das innwendige zu puzen; hingegen aber sparet man nichts,  
die

dieselben mit prächtigen Geräthen zu versehen, und die Zimmer, Höfe und Gärten, nach einem sehr guten Geschmack, und ungemein schön einzurichten.

Man hat mir Häuser gewiesen, wo der Eingang wenig versprach, die aber innen reizend waren. Jedermann liebet die Malerei, und jedermann versteht sich auch in diesem Lande darauf. Recht mittelmässige Leute besitzen wichtige Originalien, und reden von Bildnissen und Gemälden, so gut als Herr Selibien. Sie können die Schulen, und die verschiedenen Grundsätze derselben unterscheiden, und man darf sich nicht einfallen lassen, sie hierinne zu täuschen.

Bononien besizet seit verschiedenen Jahrhunderten vortrefliche Bildhauer, und geschickte Gieser und Maler. Man zeiget ganz vollkommene Stücke von dem berühmten Johann von Bononien, der ein Bildhauer und Gieser auch so richtig und arbeitsam war, daß Italien voll von seinen Arbeiten ist.

Bei Gelegenheit dieses geschickten Künstlers begegnete mir ein kleines Abendtheuer, so mich lehrte, daß man nicht immer das was man denket sagen müsse. Man wies mir in dem Pallaste des Graven Pepoli, wo ich nicht irre, ein Crucifix von Erz in natürlicher Gröse, welches von Johann von Bononien abgessomet und gegossen

worden. Dieses Bildnis ist so schön, so lebendig, und stellet einen leidenden Menschen in Sterbensnöthen sowohl vor, daß ich nicht müde werden konnte, es zu betrachten, und obwohl man mir andere recht schöne und sehr seltene Dinge zeigte, welche in der nemlichen Kapelle waren, so kam ich doch immer wieder zum Crucifix, und konnte es nicht verlassen, ja es ist gewis, daß die metallene Farbe ausgenommen, jedermann getäuscht worden wär, und dasselbe vor einen lebendigen Menschen gehalten haben würde. Der Geräthverwalter, so uns das Haus zeigte, unterlies nicht mir zu sagen, daß der König von Frankreich so viel Gold als es wüßte, dafür geboten, seine Herren aber solches nicht hätten lassen wollen. Wär ich an ihrer Stelle gewesen, war meine alsuschnelle Gegenrede, so würde ich es ihm gelassen haben. Ich auch, versetzte er mir, wenn ich ein Franzose wär. Ich errieth leichtlich seine Gedanken, und daß er mir also meine Unwissenheit, und geringe Neigung vor schöne Dinge vorzükfen wollen; wie es aber auch die Bedeutung haben konnte, daß die Franzosen dafür halten, sie wären schuldig ihrem Herrn alles aufzuopfern, so nahm ich es auf die Art, und hielt nicht vor rathsam, mich zu erzürnen.

In den Zimmern des Graven Pepoli versamleten sich die Gelehrten dreimal in der Woche.

Ich

Ich bin viermal von einigen Religiosen meines Ordens dahin geführt, und allezeit mit vieler Höflichkeit empfangen worden. Statt der schönen Wissenschaften und Vorlesungen in der Academie, womit ich verschonet wurde, beantwortete ich die Fragen, welche man über die Naturgeschichte, Manufacturen und andere Dinge der Provinzien, woraus ich kam, an mich that, und dasjenige was ich ihnen von meinen Reisen erzählte, hörte man über Verdienst aufmerksam an. Diese Herren hielten ihre Zusammenkünfte in vier oder fünf großen neben einander liegenden Gemächern, und bedienten sich gegen einander vieler Freimüthigkeit und Gleichheit, wie auch vieler Mäßigung und Artigkeit. Nach Rom hat diese Stadt unter allen vom Päpstlichen Gebiete den meisten Adel. Solches zieret dieselbe sehr, hat sie aber um ihre Freyheit gebracht. Denn nachdem der Exarchat zu Ravenna verloschen, machte sie, gleich allen andern Städten in der Lombardie, sich zu einer freien Stadt, sie würde auch diese erworbene Freyheit noch besitzen, wosern sie weniger Adelige, und Ansehen genug gehabt hätte, ihre Bürger in einem rechten Gleichgewichte zu erhalten. Aber der Stolz und die Reichthümer lassen die Bürger an dem Vaterland und sich Pflicht vergessen werden; sie theilten sich in verschiedene Parteyen, welche das Land mit Verwüstungen, Tod-

schlägen und Verheerungen anfülten. Die **Lambertazzi** und **Seremai**, die ihres alten Adels und Reichthums wegen ansehnliche Familien waren, führten lange Jahre einen blutigen Krieg mit einander, wodurch die Stadt und Gegend eine Mördergrube und voll Blut wurde. Am Ende wurden die **Lambertazzi** nebst ihren Anhängern verlaget, und ihrer Güter beraubet; darum aber ward die Stadt nicht freier. Die **Gisleri**, **Pepoli**, **Visconti**, **Bentivogli**, warfen sich aufs neue zu Tyrannen auf, und thaten alles, ihr Vaterland um seine Freiheit zu bringen. Die **Gisleri** wurden vertrieben, und man maurte das Thor zu, wodurch man sie aus der Stadt schafte, anzudeuten, daß alle Hofnung verlohren war, jemals wieder dahin zu kommen. Die **Visconti** und **Pepoli** hatten nach der Reihe das nemliche Schicksal. Die **Bentivogli** blieben als die letzten bei einer Gewalt, die der Alleinherrschaft nahe kam, aber die Geschöpfe der Vertriebenen, wendeten so viele Mittel an, daß sie endlich ebenfals verlaget, ihr Haus niedergedrissen, und der Pabst von der Stadt unter gewissen vorthelhaften Bedingungen zum Herrn erkant worden. Solche werden noch heutiges Tages recht heilig gehalten, und sie lassen dieser berühmten Stadt die Anmuth einer gerechten und billigmäßigen Herrschaft schmecken, welche ihrer ehemalig

maßlich vermeintlichen Freiheit vorzuziehen, so dieselbe mit Rotten, Aufruhr und Verwüstungen angefüllet hatte.

Man kan sich nicht vorstellen wie gros der Überschuß in diesem Lande ist. Derselbe machet die Stadt sehr reich, ob sie gleich der unumgänglich nöthigen Bequemlichkeiten zu einer grosen Handlung, ich will sagen eines Meerhafens, oder eines ansehnlichen Flusses, ermangelt. Es haben aber ihre fleißige und arbeitsame Einwohner solches ersetzt, und ihren kleinen Fluß dermassen genuzet, daß er keinen Schritt thut ohne seinen Herrn nützlich zu sein. Man findet an demselben Papier- und Sägmühlen, das Holz so sie in den Apenninen finden, zu schneiden, Eisenhämmer, das Eisen zu schmieden, und die Flintenläufe zu glätten, Lohmühlen, Walkmühlen, Oel- und Leinwand Getraidemühlen, Häuser wo Seide gesponnen und gehaspelt wird, wie auch ungemeyne viele andere Arbeiten, welche weit mehr Zeit und Kosten erforderten, wo man Mannsleute, oder Pferde dazu gebrauchen müste.

Dieselbst sind auch Seidenmanufacturen, wo man vollkommenen Tassent, Atlas, Damast, gleichen und gewürfelten Samt, und überhaupt alle Arten Seidenzeuge machet.

In der Gegend der Stadt wächst vortreflicher Wein und Hanf, wodurch eine große Anzahl Weber

Arbeit bekommen. Die Republic Venedig nimt so viel sie bekommen kan vom Bologneser Hauf, weil sie durch eine lange Erfahrung dessen Güte erkant hat. Sie läßt daraus alles Strikwerk zu ihren Schiffen machen.

Man machet alda Bouteillen, Fassen, Felleisen und andere Geräthschaften von gekohrem Leder, besser als einem Orte in der Welt. Die Bologneser Hunde sind mehr Mode gewesen, als jetzt. Man saget, man habe ein Geheimnis ihren Wachsthum zu verhindern. Ich wünsche, daß sie auch Caninchen, Hasen, Hirschen und wilde Schweine in einer diesen Jagdhunden ähnlichen Gestalt machen könnten, es würde ein Vergnügen sein Jagden von dergleichen Thieren in einem Garten zu haben. Die Hundshändler würden unermangelt, mir recht schöne und recht kleine zu liefern, aber sie würden nichts von mir lösen. Sie schienen verdrüsslich zu sein, als ich ihnen versprach einen Kaufmann abzugeben, wenn sie mir so große, wie die Esel, brächten. Es wäre nichts geringes gewesen, mich desfalls zu vergnügen. Denn die Esel in diesem Lande, und die in der Mark sind vom besten Ansehen unter allen Eseln.

Man schäzet die Seifenkugeln von Bononien sehr, und zwar von rechts wegen, denn sie sind von einer recht feinen Seife, welche sorgfältig gemacht, und mit einem reizenden Geruch angefüllet wird. Bei  
deu

dem allen sind sie nicht theuer. Ich kaufte davon, und vermeinte man könnte nichts ähnliches machen, ich erkante aber meinen Irthum als ich die Neapolitanischen sah, welche meines Erachtens die Bologneser so weit übertreffen, als diese die allergeinsten in Paris übertreffen. Gemeinlich haben die von Neapolis wenig Festigkeit, man mus sie in Töpfen verwahren, aber sie machen einen größern Gäscht, und man braucht nur ein Strücker wie eine Erbse, ein Becken mit einem dichten Schaum ganz voll zu machen, der so weiß als Schne ist, das Har erweicht und unvergleichlich reiniget, auch dem Gesichte einen sehr guten Geruch giebt.

In Italien solten alle Bader auf Erden lernen, Meister und Gesellen gehen schwarz und im Mantel, wenn man nach ihnen schicket, und tragen niemals ihr Handwerksgeräthe. Ein Lehrlinge, den sie einen Factors nennen, trägt in einem seidenen Futteral zwei silberne, oder wenigstens versilberte Becken, einen Spiegel, Büchsen zu verschiedentlichen Seifen, Kämmen, Scheren, Schermesser, einen Schleiffstein, Puder, Pommade, ein klein Fläschchen Roseneßig, und sehr reine weiße Tücher nebst einer Gieskanne.

Wenn man sich gesezet hat, so machet derienige welcher die Arbeit thun soll, eine tiefe Vorbengung, leget einen das Barbiertuch mit Spizen um den Hals herum, so einen gänzlich decket, und bis auf die Erde herab

herabreichet. Oben darauf thut er ein großes Salvet, so sie ein Esuatorio nennen, und der Factor stellet sich mit einem Becken lauligten oder frischen Wassers, wie man verlanget, dar. Der Herr deselben fraget, was vor Seiffe man wolle, und wäschet einen unvergleichlich, wobei der Junge immer das Becken hält. Wenn er fertig worden, und das Schermesser in die Hand nimt, machet er beim ersten Strichen er führet, eine zweite Vorbeugung, und saget con salute, während er arbeitet, hält ihm der Junge einen Spiegel vor, und der Barbier gehet niemals einem vorn Gesicht vorbei, und wenn er auf eine andere Seite gehet, so geschiehet es von hinten, wobei er von Zeit zu Zeit fraget, ob man mit dem Messer zufrieden sei. Man wäschet sodann mit neuem Wasser das Gegenhar wegzubringen, worauf der Barbier die Hare in der Nase wegschneidet, die Augenbraunen zurecht machet, und andere Salveten nimt. Der Junge, oder Factor, komt mit dem Becken und Wasser, und der Barbier, nachdem er vorher gebeten, daß man die Augen zu drücken möchte, seift das ganze Gesicht mit vortreflicher Seife ein, und so bald er fertig worden, nimt der Factor ein anders Becken mit frischem Wasser, in welches man einige Tropfen Rosenefig thut, und wäschet das Gesicht. Alsdann wird einem noch einmal frisches Wasser zum Waschen gegeben, und man sorgfältig und auf eine sehr geschliffene

fene Art abgetrocknet. Der Barbier leget etwas Pommade auf den Knebelbart, kämmt und pudert, wo mans verlangt, und machet, wenn er seine Tücher weggenommen, eine tiefe Verbeugung. Wer solte zweifeln, daß diese sämtliche Ceremonien brav Geld kosten? Alles kostet inzwischen nur einen Julius, und einige Bajoque vor dem Factor, wenn man auf Ehre sehen will.

Unter den Manufacturen zu Bononien, ist die mit den Würsten nicht die geringste. Sie sind bekant, und werden aller Orten verführet. Ich habe sie in America gegessen, doch scheint mir, sie sind im Orte, wo man solche machet, besser. Ich habe mich genau erkundiget wie? und aus was? sie gemachet werden, und man hat mir so widersprechende Dinge hierüber gesagt, daß ich mir nicht getraue, solche hier zu beschreiben, aus Besorgnis, man möchte mich vor einen Lügner halten, wenn ich gleich alles was ich vernommen, aufrichtig erzählte. Vielleicht aber hat man mich hintergangen. Einige sagten, die besten würden aus Eselsfleisch gemachet, andere behaupten, es wären solche von wilden Schweinesfleisch, wieder andere sagen, man nehme lediglich zahme Schweine dazu, ia einige behaupten, es werde dieses letztere Fleisch mit Ochsen- oder Kalbfleisch zu gletchen Theilen vermischet. Aus alle dem erhellet, daß sie insgesamt gescheid genug sind, ein Geheimnis daraus zu machen. Sie thun

wohl

wohl, denn es würde es ihnen jederman nachmachen wollen, und endlich die Handelschaft, die sie hiemit treiben, gänzlich fallen.

Meines Orts halte ich den Gebrauch des Esels fleisches vor einen lustigen Einfall. Man zeuget zwar das Land und die Gegend viele Esel, aber sie wärent in ienem Falle gewis seit der Erfindung der Würste ausgegangen. Ich räume ein, daß das Fleisch von wilden Schweinen geschmackhafter sei, und eine gewisse Bitterkeit habe, welche den zahmen Schweinen abgethet, wo würde man aber so viel wilde Schweine hernehmen? America, so davon voll ist, würde schwerlich zureichend sein. Daraus schliesse ich, daß man das Fleisch von zahmen Schweinen gebrauche, und Ochsen- oder Kalbfleisch damit vermischen könne. Was das Was disfalls anlanget, so will ich nichts davon gedenken, man kan mich hintergangen haben, und ich will andere nicht hintergehen.

Die großen und kleinen Würste haben das nemliche Fleisch, und werden eben so zugerichtet, weswegen der alleinige Unterschied in der Größe bestehet. Man schneidet das Fleisch dazu in sehr dünne Stükchen, es mag nun Schweine- Kalb- oder Ochsenfleisch sein. Man leget es in ein Gefäse und heizet es mit gutem Eßig, Salz, Pfeffer, Würznägelein, Rinden von Indianischem Holz, so man in Italien Zimtnägelein nennet, und Lorberblättern. Wenn das Fleische eine  
zeit

zettelang in der Beiz gelegen, so hacket man es so klein als möglich ist, und machet einen Teich daraus. Als dann vermischet man solchen mit gesalzenem Speck, und Speccereien, die ihm einen Geschmak geben müssen, wie auch den erforderlichen Geruch, und hierauf thut man ihn in die Schweinsdärme, die man zu dem Ende zurecht gemachet, und läßt ihn mäßig, und bei guter Weile, trocken werden.

Es ist fast unglaublich, wie viel man dergleichen Würste in dem Lande verbrauchet, überdas versendet man sie auch aller Orten, und obwohl man in der ganzen Lombardie die Käse nicht so vollkommen machen können, wie sie, so lachet man doch zu Bononien und an vielen andern Orten, und macht Parmesankäse, gleichwie die Parmesaner Bologneser Würste machen.

Es treibt auch die Stadt Bononien noch einen starken Handel mit Quitten, oder Quittensafte. Diese Frucht schläget in dem ganzen Lande unvergleichlich wohl an, und gleichwie sie daselbst, und sonst nirgend, ungleich besser gekocht als roh ist, so hat man wahrgenommen, daß man sie ausgepreßt am besten zurichten könne. Die Nonnen bestreben sich einander in dieser süßen Arbeit zu übertreffen, wie auch in den Fruchtteigen, bei denen sie weder Bisam, noch Ambra schonen. Sie machen auch vortrefliche Wasser von den Früchten, und wenn man mich in ihre Kirche führte, Messe zu hören, oder zu lesen, oder sie zu besuchen,

suchen, so ermangelten sie nachdem es die Zeit gestattet nicht uns Erfrischungen vorzusetzen.

Man hatte mir berichtet, daß dieselben ihren Spas zu haben, und Fremde, die ihre Weise noch nicht kennen, in Verlegenheit zu setzen, mit Säften im Eiß in gewissen cristallinen sehr breiten Gefäßen welche nur einen Finger breit tief, und dermassen verpicht und gestaltet sind, daß man nur an einem Orte trinken kan, ohne sich in Gefahr zu setzen, den größten Theil des Saftes auf sich zu schütten. Ein Franzose und Secretair unser Paters General, hatte mich an einen Kelglosen des Klosters empfohlen, welcher so gültig war, mich überall hinzubegleiten, alles denkwürdtge sehen zu lassen, und in die alleransehnlichsten Gesellschaften in der Stadt zu führen. Dieser Kelglos zeigte mir in seinem Zimmer eines von solchen Gefäßern, und lehrte mich den Ort kennen woraus man trinken müste, daher ich nicht in den Fehler fiel, worin andere Freunde fielen, und denen ehelichen Nonnen zum Gelächter wurden. Zuweilen beklagten sie sich darüber gegen meine Begleiter worauf er ihnen antwortete, man müste mich schonen, weil ich aus einen Lande käme, also ich erschreckliche Geheimnisse gelernet hätte, unter andern, die Person aus dem tiefften Schlaf zu weken, ohne sie anzurühren, oder anzureden. Mehr braucht es nicht die Neugierde dieser Damen zu erregen. Ihr Geschlecht

schlecht ist allenthalben das nemliche, Stallentnerinnen, Französinnen, Spanierinnen, Americanerinnen; freies und Kloster Frauenzimmer, alle sind neugierig, schwatzhaft; boshaft, spöttisch, und der einzige Unterschied ist, daß es einige mehr oder weniger sind. Endlich nachdem ich mich viel bitten lassen, gab ich denenjenigen, welche ich meine besten Freunde diene nente, Krazerbsen, zeigte ihnen wie man solche gebrauchet, und den Schmerzen, den sie verursachen wenn man sich auf derenigen Kosten lustig gemacher hat, auf welche man das faserige welches die Schotten dieser Erbsen bedeket wirft. Ich habe hievon in meiner Reise nach den Americanischen Inseln Nachricht gegeben, welches vielenge so das Buch besitzen sich zu Nuze machen können. Vor die, welche es nicht haben, will ich hter ein Paar Worte davon hersezen.

Die Krazerbsen, welche die Gelehrten *Phaseolus Americanus*, *liquilis latis hispida*, & *angolis Fructu nigro*. Die Brasilier nennen sie anders wie *Markgraf* im 1. B. und 20. Cap. bezeuget. Sie ist die Frucht eitter Pflanze, eine Art eines Epheu, welche niemals so stark ist, daß sie sich allein halten kan. Sie wächst ziemlich geschwinde, treibet viele Sprossen und wenn sie solche an Bäume oder Wände anschlesen kan, umlebet sie selbste, und bedekt sie in kurzer Zeit; das Holz davon ist

II. Theil. geat

rau geschmeidig, blegsam und voll Saft, ihre Rinde oder Haut, hat die nemliche Farbe und ist sehr dünne. Ihr Blat ist unten fast so breit als lange, gehet spizig zu, und wird durch den Hauptstengel in zwei ungleiche Theile getheilet. Diese Pflanze hat blaue Blüth, deren Umkreis einen Schwengel mit eikigen gelben Balsaminen begleitet hat. Der Schwengel verwandelt sich in eine Schotte von sechs bis acht Zoll breit, deren Rinde oben mit einem braunen, feinen, kurzen und dichten fäserigten versehen, welche, sobald die Schotte reif ist, sich leichtlich davon absondert. Das inwendige, so in drei Fächer eingetheilet ist, enthält eben so viel Erbsen, oder schwarze platte und harte Feigen, die keine andere Eigenschaft haben, als die Art dieses schlechten Bäumchens zu vermehren. Man nennet diese Frucht darum Krazerbsen, weil die Fäsern womit sie bedekt ist, an allen Orten, wo sie hinkommen einen ausserordentlichen Küzel verursachen. Wenn auch nur der Wind einlge Splitter anf einen Theil des Leibes, welcher es auch ist, wehet, so empfindet man alsobald ein Jucken, und ein Feuer worüber man rasend werden möchte, und welches, nachdem als man sich reibet zunimt, weil es in mehr als einen Ort kommet. Die unmerklichen Stacheln davon bringen in die Schwelzlöcher, und stechen auf eine empfindliche Weis, zuweilen thut man dergleichen in

In Federkiele, um sie auf die Leute zu blasen, die man zum besten haben will, oder thut sie wohl gar in die Betten. Wo solches geschehen ist, darf man keinem das Wachen anrathen, weil nichts in der Welt den Schlaf mehr entfernt, und eine verdrießliche und schmerzhaftere Arbeit machet.

Das erste Mittel so man gegen dieses Jucken gebrauchen kan, ist daß man nicht reibet, und auf den Ort, wo man den Schmerz empfindet, bläst, oder stark blasen läßt, damit das faserigte davon weggehhet. Dasselbe erfolgt ohnfehlbar, wenn man im Krazen nur nicht die Spizen in die Schweißlöcher gebracht hat. Das zweite bestehet darinnen, daß man den Ort hurtig mit ein wenig Del, oder laulichem Wasser, oder in heßer Ermangelung, mit Speichel schmiret. Solches machet die Spizen dieser Fasern stumpfe, bringet sie von der Haut weg, und verursacht daß sie abfallen.

Man kan sich einbilden, daß mir solcherlei Geschenke bald viele Freundinnen machten. Diejenigen, welche getauschet worden, wolten damit andere zum Besten haben, und sich rächen; so oft ich zu unsern Schwestern, oder andern Nonnen gieng, that man mir hundert Höflichkeiten an, und schenkte mir Ambrakuchen, gefrorne Säfte, und Kloster Arbeiten, wofür ich sodann Krazerbsen, Ambrablumen, Muscus, Nüße von Acaiou, Basillerkörn und andere aus den Inseln mitgebrachte Sachen geben mußte.

Ein Reisender, so weit herkommt, kan sie nicht genug mit Körnern, Pflanzen, Blättern, Wurzeln und andern dergleichen Kleinigkeiten bepacken.

Mir ist solches wohl zu statten gekommen, und ich rathe dergleichen meinen Nachfolgern an. Ein großes Stück Balsam aus Peru, oder Capahu, wird einem viele Freunde verschaffen, und ungemein gute Gelegenheiten machen, alles das was in den Cabinetern am seltensten ist zu sehen.

Fast all unsere Nonnen, und die von denen Orden des H. Franciscus sind Fräulein, welche von den ihrigen sehr geehret werden. Sie machen sich eine Ehre daraus, einem auf die Empfehlungen ihrer Verwandtinnen mit Vorzug und Artigkeit zu begegnen. Ich wurde über die Höflichkeiten verwirt, die man mir erwies, wenn ich ein Empfehlungsschreiben Nonnen vorzeigte, und mit wie vieler Genauigkeit man mir alles was ich verlangte sehen lies. Bononien ist ein Ort, wo ein Liebhaber sich vergnügen kan; es sind alldort Samlungen von den Malereien der besten Meister, sowohl die in der Stadt, als zu Rom, Venedig und Florenz gelernet haben. Ich habe auch Stücke von unsern alten und neuen Französischen Malern gesehen, welche man sehr schätze. Der Abt, Grav Malvesti, Domherr, hat in zwei Quartanten das Leben der Maler und Bildhauer von Bononien, nebst einer Nachricht von ihren Stücken

fen, beschrieben. Man hat das Cabinet des Com-  
menthurs Gospi, so dermalen mit des berühm-  
ten Aldrovrandi seinen vereinet worden, im  
Druck bekant gemacht, und sie werden im Rath-  
hause sorgfältig bewahret. Ich habe nach meiner  
Belegenheit alle daselbst verwahrte Seltenheiten ge-  
sehen und würde hier ein Verzeichnis davon mitthei-  
len, wo dasselbe nicht schon geschehen wär, oder nicht  
in jedermans Händen sein könnte. Es sind schöne  
Folgen von Münzen vorhanden, und alles ist  
Italienisch gedrukert worden.

Es ist hinter des Legaten Pallast ein Pflanz-  
garten, welcher gros, und wohl unterhalten wird.  
Ich musste dem Arzte, der die Aufsicht darüber  
hat, Americanischen Samen geben, und den Bau  
lehren, wodurch wir die besten Freunde von der  
Welt wurden. Er zeigte mir eine Aloe, welche  
gesprosset und geblühet hatte, auch schön und  
recht hoch war. Es giebt einige Blumenliebha-  
ber bei denen ich recht schöne Tulpen sah.

Sontags, den 30. Mai, war die Ceremonie,  
daß das Bildnis der H. Jungfrau, welches  
der H. Lucas gemalet haben soll, in das Non-  
nenkloster auf dem Wachtberge, Dominicaneror-  
dens zurück gebracht wurde. Man hohlet selbiges

alle Jahre in Proceſſion ab, und bringet es in die St. Petroniuskirche, wo man eine ſehr feierliche Octave hält, ein Gelübde zu erfüllen, ſo die Stadt vor mehreren Jahrhunderten zur **H. Jungfrau** that, als eine landverderbliche Peſt wütete, von welcher die Stadt durch die Vorſprache der Mutter Gottes befreiet blieb. Das Bild derſelbigen trug man ſieben Tage lang um die Mauern herum.

**Miffon** hat nicht unterlaſſen, uns mit ſelner gewöhnlichen Unverſchämtheit zu ſagen, daß, woferne man dieſes Bild nicht abholte, daſſelbe jährlich wenigſtens einmal nach Bononien komme, welche Mühe man ihm aber erſpare. Allerdingſ erzehlet man dieſe Fabel aufs Hörenſagen, d. i. er hat ſie ſelbſt erfunden, eine ganz heilige Sache lächerlich zu machen, welche das Andenken einer Gnade verewiget, die man durch die Vorbitte und Verdienſte der Hochheiligen Jungfrau, von Jeſu Chriſto erhalten hat. Ich glaube veſt, daß derſelbe der alleinige Erfinder dieſer Unwahrheit ſei, und ich fordere ihn und alle andere Schriftſteller, ſeiner Secte, heraus, daß ſie mir eine einzige vernünſtliche Perſon nennen, die ihm die erwehnte Thorheit geſaget haben ſolte. Man hohlet dieſes ehrwürdige Gemälde

mälbe alle Jahre ab, und sezet es zur Verehrung des Volkes aus, damit sie sich der Gnade erinnern, die sie von der Güte Gottes durch die Vorbitte der H. Jungfrau erhalten, und ihm dafür danken. Man ehret dieses Bild wegen der Person, so es vorstelllet, betet es aber nicht an; und wenn man der Mutter Gottes Proben von der unvergesslichen Erkäntlichkeit, wegen der ausgezeichneten Wohlthat, die sie von Gott vor die Stadt ausgewirket, abgeleget hat, so bringet man das Bild wider in unser Nonnenkloster, wo man dasselbe aufhebt und verwahret.

Diese Ceremonie gehet mit vieler Frömmigkeit und Erbauung vor sich. Alle Brüderschaften der Stadt, alle Welt- und Ordens-Geistliche wohnen derselben bei. Das Bild, mit einigen kostbaren Decken, bedeket, wurde unter einen sehr reichen Himmel getragen. Der Cardinal Legat, und der Cardinal und Erzbischof giengen hinten nach, worauf die Obrigkeit, und die Facultäten in Prunkkleidern kamen. Der Legat gieng auf der rechten Seite, und hatte seine Schweizerwache neben sich. Es hatte auch der Erzbischof seine Bedienten zur Seite. Ein zahlreiches Chor Musicanten gieng vor den Himmel her, und sang

wechselweise mit der Geistlichkeit Heder; man that viele Schüsse, als das Bild ausser der Kirche war, und das Volk, so den grossen Platz anfülte, beobachtete eine grosse Stille, und gab Kennzeichen einer tiefen Ehrfurcht.

Der Religios, welcher so gütig war mich zu begleiten, brachte mich vom Umgang weg, und zu einem seiner Freunde, damit ich die ganze Ceremonie recht wohl sehen konte; denn wofern man einen Umgang sehen will, mus man ihm nicht beiwohnen. Ich sahe ihm wirklich mit Bequemlichkeit, und wurde dadurch sehr aufgebauet. Es wurde eine herrliche Ordnung dabei beobachtet, und obwohlen nicht derienige grosse Haufe von Häusern und Policeibedienten dabei war, den man bei dergleichen Vorfällenheiten in Paris bemerket, wo selbige allemal mehr Unordnung machen, als hintertreiben, so sahe ich doch nichts, so die Ordnung unterbrach, oder Aergernis gab. Das Volk, so die Strassen anfülte, stellte sich selbst in Ordnung, und lies der Clericei den Weg offen. Das H. Bild wurde, als es aus der Stadt kam, abermal mit Büchsen und Canonen begrüset, und ins Nonnenkloster wieder gebracht, wo es seit verschiedenen Jahrhunderten ruhet. Man nennet dieses

dieses Kloster U. L. F. des H. Lucas, wegen des  
dasselbigen berühmten Bildes.

Wiewohl es in Bononien keine Miethkutschen giebt, so darf man deswegen doch nicht immer zu Fulse gehen, und wenn man nur ein wenig Bekantschaft in der Stadt, oder Freunde in einem Kloster hat, so fehlet es gar nicht an Kutschen, Standespersonen, deren es viel giebt, welche vielen Stat machen, erlauben ihren Kutschern, sich ein oder zweimal in der Woche ihrer Kutschen und Pferde zu bedienen, welches der Schade der Bedienten nicht ist, und wenig kostet, weil man dergleichen Kutsche um 6. Zucios von 1. Uhr Nachmittags bis Abends um 7. Uhr haben kan. Jedoch dürfen sie nicht aus der Stadt, noch sehr geschwinde fahren, und es wäre unrecht, wofern ein Kutscher seine Pferde vor Fremde stärker antreiben wolt, als vor seinem Herrn. Ihr Fahrren stehet den Franzosen nicht an, und ich habe welche gesehen, die lieber zu Fulse giengen. Nachmals bereueten sie es, kamen müde, abgekräftet und voll Schweis ins Kloster zurück, hatten auch dabei wahrgenommen, daß man sie vor Betler an den Orten angesehen, wo sie mit ihren Brüdern,

S 5

bern, welche in einer Kutsche gekommen, in Gesellschaft waren.

Die Italiener lehrten mich, daß man zu Hause bleiben, und keine Reiß unternehmen müße, wenn man sie nicht mit Ehre thun kan.

Die Wohlfeile dieser Kutschen erinnert mich, daß ich die erste Mietkutsche zu Paris gesehen habe. Man hieß sie, die Kutsche um 5. Sous, weil man die Stunde nur 5. Sous davor zahlte. Es konten 6. Personen darinnen sitzen, weil man Thüren darinne gehabt, welche herab giengen, so wie man noch heutiges Tages an den Wagen und Kutschen der Fuhrleute siehet. Gleichwie auch damals noch keine Laternen auf den Gassen waren, also hatte diese Kutsche eine, so auf einer eisernen Stange, an der Ecke des Himmels, und dem Kutscher zur linken Hand war. Dieses Licht und das Geklirre so seine unschicklich zusam gesetzte Theile machten, waren Ursach, daß man sie von weitem sah und hörte. Er wohnte im Bildnis des H. Giacri, daher sie in kurzem ihren Namen bekommen, welcher Name hernachmals allen andern dergleichen Kutschern gegeben worden, die aber vor das bischen Vorzug vor tener, und ob sie schon keine Laterne haben,

haben, ungleich theurer sind, und von unendlich größern Kutschern geführet werden, als der gute Glacé war.

Zwei Tage nach der erwähnten Proceßion, wolte ich das H. Bild etwas näher sehen, und Französische Religiosen und Freunde von mir, welche zum Capitel nach Bononien gekommen waren, dahin führen. Mein ordentlicher Begleiter verschaffte uns zwei Caleßen. Wir gingen mit anbrechenden Tage von Bononien ab, weil wir auffer dieser Andachtsreise, einige Lusthäuser, und von der Stadt etwas entfernte Klöster, die sehenswürdig sind, besichtigen wolten.

Beim Herauswege aus der Stadt fanden wir rechter Hand eine Reihe bedeckter Gänge, bis zum Kloster, worinnen man das H. Bild aufhebet. Es sind drei tausend Schritte, oder eine Meile dahin, wovon man zwei Drittel in einer gleichen und angenehmen Ebene, und das übrige über den Wachtberg gehet, auf dessen Gipfel die Kirche und das Kloster liegen. Vor die Fußgänger ist nichts bequemer, als diese Gänge, wenn sie das H. Bild besuchen, und man ist daselbst vor der Sonne und dem Regen sicher. Man hat solches Werk einigen frommen Personen zu danken,

banken, welche in Aussicht, daß diese Kirche stark besucht würde, und die Andacht zur H. Jungfrau viele Leute dahin zög, welche oftmals von der außerordentlichen Hitze, die in den Lande gar nichts seltenes ist, oder vom Regenwetter, und dem daraus entstehenden bösen Wege sehr beschwehret werden, den Entschluß faßten, die Walfahrer dieser Beschwerde zu entledigen, und in solcher Meinung von dem Stadthore an, wo man zu erwehnter Andacht gehet, bis dahin eine Reihe von bedekten Gängen anzulegen. Die eifertigsten fiengen das Werk an, und in kurzem folgten ihnen andere mit so vielem Eifer, daß in weniger als drei oder 4. Jahren die Gänge bis unten an den Berg reichten. In dem Zustande habe ich sie im Jahre 1706. gesehen. Der Weg darinnen ist achtzehn bis zwanzig Schuhe breit. Auf der Seite gegen das Feld, ist er durch eine gute volle Mauer geschlossen, auf der Seite gegen die Strasse aber, durch Bögen 10. Schuhe breit, und ohngefehr achtzehn hoch, wiewohl nicht allezeit offen. Solche Bögen bestehen aus großen viereckigten Pfeilen, welche zwei Schuhe breit, und zwei einen halben dick sind. Dieser lange Closterweg ist durchaus mit Backsteinen gewölbet, und hat ein massives Dach, so mit gehauenen Ziegeln gedecket ist. Die meisten von denienigen, welche an diesem Werke arbeiten lassen, haben ihr Wappen bei

bel den Löchern aufgehänget, wodurch man wets,  
 wem man vor diese Bequemlichkeit verbunden sei.  
 Man arbeitete an verschiedenen Orten auf dem Ber-  
 ge, und hatte, da wo er sich neiget, einen sehr brei-  
 ten, leichten und wohl unterhaltenen Weg gemach-  
 et, an dessen Seite man an der Fortsetzung iener  
 Bögen arbeitete. Die Leute, so das Vermögen  
 nicht hatten, Gänge machen zu lassen, thaten durch  
 ihr Almosen einen Beitrag dazu, und einige nah-  
 men am Fufe des Berges, die Baksteine, so die  
 Karren alda abluden, und trugen sie zu dem Orte,  
 wo man arbeitete. Wenig Leute, oder besser, nie-  
 mand entzog sich dieser gottseligen Frohn. Unser  
 General, der vor uns die Walsarth gethan, ent-  
 schlug sich derselben nicht, ob er gleich bei achtzig  
 Jahre alt war, und tadelte uns, da er erfuhr, daß  
 wir in einer Caleche da gewesen, und keine Stel-  
 ne zugetragen. Einer von uns hielt am Altar, wo  
 man dieses kostbare Gemälde aufbewahret, Messe.  
 Die andern beobachteten alda ihre Andacht, weil  
 mir nicht alle Messe lesen konten, indem verschie-  
 dene Priester vor uns alda angelanget waren, wels-  
 chen wir ein Unrecht gethan haben würden, wofür  
 ne sie so lange, bis wir den Gottesdienst gehalten,  
 hätten warten müssen.

Wir besuchten die Priorin und einige Non-  
 nen von unsers Begleiters Bekantschaft. Man  
 gab

gab uns Chocolate, und sodan Pasteten und gefrorenes Wasser. Diese Damen boten uns das Mittagessen an, gleichwie ich aber nicht mehr frei war, also dankten wir dafür, und baten, man möchte uns das Bildnis der H. Jungfrau in der Nähe zeigen. Die Priorin bewilligte solches alsobald, sagte aber, daß wir es besser sehen würden, wenn wir bis Mittag warten könnten, wo sich die vielen Leute aus der Kirche weg begeben hätten, und die Thüren verschlossen wären. Wir folgten ihrem Rathe. Auch besahen wir das schöne Kloster zu St. Michael in Bosco, welches dermalen den Olivetermönchen gehört, und zuvor den Camaldulensern, hernach aber den Augustinern zustund. Ich glaube, daß dasselbe in den Händen der gegenwärtigen Besitzer verbleiben werde. Sie, oder ihre Ellenten, haben darauf unsäglich viel verwendet, sowohl an neuen Gebäuden, als an Ausbesserungen. Alles ist aldort mit Malereien, Bildhaue- reien, Vergoldungen, Stukator, und Schnitzwerk gezieret, Marmor und Erz sind dabei nicht gesparet worden, und über das alles ist das Kloster in dem gesündesten Orte des Landes, und hat die schönste Aussicht die man sich vorstellen kan. Bononien lieget im Grunde und zwei Meilen von der Höhe ab, worauf dieses Kloster stehet. Man siehet solche Stadt auf das vollkommenste, und so genau,

genau, als wenn man nur funfzig Ruthen, über ihrem groſem Plaze in der Luft ſchwebte. In der Ferne, und ſo weit das Auge reichen kan, ſiehet man das Adriatiſche Meer, Ferrara und Commachio, auch einen Theil der Ebene von der Lombardie. Ich hatte mir vorgenommen, in dieſem reizenden Kloſter einen ganzen Tag hinzubringen, damit ich alle ſeine Schönheiten bequem beſehen könnte; es verſtatteten aber ſolches meine Geſchäfte nicht. Dieſe Religiöſen ſind reich und ſehr höflich. Mein Begleiter der vom Stande war, veranlaſte, daß man allenthalben diejenigen, ſo ſich in ſeiner Geſellſchaft befanden, mit einer beſondern Achtung aufnahm. Man drang ſehr in uns, daß wir beim Mittagessen bleiben ſolten, welches wir aber verbat; doch mußten wir den Wein verſuchen.

Als es endlich Mittag werden wolte, kehrten wir wieder ins Kloſter U. L. F. des H. Lucas zurük. Sobald wir erſchienen, lies die Priorin die Kirchenandachten abkürzen. Sie beſahl, die Leute wegzuwaiſen, und die Thore zu ſchließen, worauf wir durch die Sacriſtei hinein geführt wurden. Man gab dem Religiöſen und Directoren des Kloſters den Schlüssel zum Behältnis, worinnen das Bild verwahret wird. Man zog die Vorhänge, die es bedekten auf, und wir ſahen dieſes bewundernswürdige Gemälde ſo nahe und ſo lange als  
uns

uns beliebte. Es ist auf Holz gemallet, ohngefehr 20. Zoll hoch, und 12. oder 15. breit, und stellet ein bloßes Bruststück, nemlich das Haupt, den Hals und die Schultern vor. Man hält dafür, es hätte es der H. Lucas gemachet, und solches ist eine so beständige Sage, daß man verwegen sein muß, wenn man ihr nicht glaubet. Ohne mich aber mit dem Meister, noch mit denenjenigen abzugeben, welche sagen, dieses Bildnis sehe zu neu aus, als daß man ihm mit Grund ein Alter von mehr als 17. Jahrhunderten beilegen können, muß ich gestehen, daß ich bei Erblickung dieses ehrwürdigen Bildes, gerührt worden. Dasselbe rühret das Herz und flößet zu gleicher Zeit Ehrfurcht ein. Kaum kan man was gewisses, ich kan es nicht sagen, auser irdenliches, himmlisches, ja ich getraue so zu reden, was göttliches aushalten, welches auf diesem Gemälde ausgebreitet ist. Je mehr ich mich bemühetete, solches anzuschauen, desto mehr fühlte ich mich von Ehrerbietigkeit, Furcht und Liebe eingenommen. Ich wolte es beständig ansehen, und war genöthiget die Augen nieder zu schlagen, gleichsam, als wenn seine Blicke belebt, und ich auser Stand gewesen wäre, so was materielles auszuhalten. Aus diesem Bildnis siehet man, daß die H. Jungfrau groß von Person gewesen. Sie hatte schwarze Haare und Augbraunen, große, offene und

und recht feurige Augen, einen kleinen Rosenmund, eine vollkommen wohl gemachte Nase, ziemlich volle Wangen mit einer gemäßigten Farbe, und ein wohl gemachtes Klein. Die Gestalt des ganzen Gesichts ist lang, und scheint ein Alter von 50. Jahren anzudeuten, ob es gleich im mindesten nicht älterlich ist, und nichts von seiner Schönheit verlohren hat. Was ich bei unendlich vielen Gemälden der vortreflichsten Meister nicht wahrgenommen, und bei diesem bemerke, ist eine unaussprechliche Hoheit mit einem sanften Netze vereint, eine lebhaft und muntere Bildung mit einer vollkommenen Bescheidenheit, die schönsten Züge, die schönste Ordnung, die vollkommensten Verhältnisse, die stärkste Coloris mit einem Zuge einer tiefen Demuth, und mit einer innern Fassung, über welche nichts sein kan.

Diejenigen, so dieses Gemälde gesehen, mögen wie sie wollen davon reden, ich bin überzeugt, daß es unüchämlich, und daß in dem hohen Pinsel etwas übernatürliches ist.

Nachdem wir endlich mit unserer Andacht fertig geworden, und unsere Wisbegierde vollkommen vergnügt hatten, deckte man das H. Bild zu, und schloß die Thüren seines Behältnisses, vor welchen eine Nacharbeit (Copie) eines sehr guten Malers ist, welcher aber, ohngeachtet er überaus geschickt

war, und sich alle Mühe gab, diesem herrlichen Werke gleich zu kommen, unendlich weit zurück geblieben, und ienes göttliche Wesen nicht hat ausdrücken können, so in diesem Gemälde rühret.

Hier wäre der Ort, eine kleine Abhandlung über die Werke des H. Lucas zu machen, von welchem man verschiedene Gemälde des Hellandes und seiner himmlischen Mutter hat. Man siehet keine andere Malereien von seiner Hand, und hiezur ist der Grund leicht zu errathen. Denn wie hätte er sich entschließen können, Geschöpfe voller Gebrechen zu malen, nachdem er eines gemallet, so sich dergleichen gar nicht bewusst, und der Ursprung aller Art Vollkommenheit ist. Aus dem Grunde siehet man viele Bildnisse des Erlösers und seiner H. Mutter, welche St. Lucas gemacht haben soll. Was findet man dabel vor eine Ausstellung? Wie viele Gemälde haben die Herren le Brun, Mignard, Rigault, und Argilliere von Ludwig XIV. gemacht, ohne daß man sich hätte wenigstens bisher einfallen lassen, sie wären ihrer Zahl wegen nicht von ihnen. Inzwischen könnte man mit größerm Rechte daran zweifeln, weil selbige mehr andere Stücke geliefert haben, dahingegen St. Lucas nur iene gemacht, und folglich davon viele Copieen hat liefern können.

Die

Die Kirche, worinne solch kostbares Gemälde aufbewahret wird, ist mehr eine Kapelle als Kirche, und ist nicht viel über 14. bis 15. Ruthen lang, und 6. oder 7. breit. Das Gebäude, so viel als man durch einige von aussen zu bemerkende alte Stücke sehen kan, ist von hohem Alter, aber man hat es durchaus in einen neuen Model gebracht, und alle mögliche Zierraten dahin gesetzt. Es sind vier Altäre dafelbst, deren Grund in der dichten Mauer zu suchen, woran man vortrefliche Malereien des Guido, Raphaels, der Carvachetti, und einiger anderer grossen Künstler siehet. Das inwendige der Kirche ist nach Corinthischer Ordnung mit Pfeilern nebst allen erwünschlichen Zubehörungen der Baukunst ausgeschmücket. Aber diese Schönheiten sind mit so vielen und mannigfaltigen Gelübden bedeket, daß man die Hauptgesimse der Pfeiler kaum sehen kan. Es sind viele Lampen, Leuchter, und andere Geräthschaften von Silber auf dem Hochaltar, und es ist ein beständiger Zugang von Wallfahrenden zu dieser gotseligen Kapelle.

Wir stiegen wieder über das was wir gesehen höchst vergnügt in die Calesche, und begaben uns in ein eine halbe Meile davon entferntes Wirthshaus, wohin ich unsern Bedienten, das Mittagessen vor uns zu bestellen, geschickt hatte. Er war

auch wirklich da gewesen, hatte das nöthige besorget, und war hierauf wieder in die Kapelle zu uns gekommen. Ich mochte ihn nicht ausfilzen, seine Andacht erbauet mich, und ich wäre unzufrieden über ihn gewesen, wofern er dieses höchsterhabene Bildnis nicht besichtigt hätte. Der Wirth sagte uns, es wäre alles fertig, und man würde uns im Augenblick anrichten. Ich kam zufälliger Weise in die Küche, und wie gros war nicht meine Verwunderung, als ich einen Kapauen und vier Tauben sah, die ich aus der Stadt geschicket hatte, und in einem Kessel kochten, wobei höchstens ein gutes Theil Wasser war. Zu einer andern Zeit würde ich böse geworden sein, so aber kamen wir von einem H. Orte, welcher uns Sanftmuth und Gedult eingestöset hatte. Ich begnügte mich, unser Gezügel sündigen zu lassen, und zu hindern, daß sie an den Syles kamen, wie der Wirth, wenn sie zuvor einen guten Theil ihrer Trause in dem Wasser empfangen hätten, Willens war zu thun. Ich ersuchte den Wirth zu erlauben, daß mein Kerl nur das mal und ohne Präludiz die Aufsicht bei unserm Essen haben dürfe. Er bewilligte es nach einigem Anstande. Man fand andere Tauben, welcheman ohne sie also zu wässern kochen lies, und wir aßen vergnügt und mit grossem Appetit, denn es war schon 3. Uhr da wir uns zu Tische setzten.

Das

Das Geflügel ist in dem Lande vortreflich, sehr zart und fett. Die Kenner sagen, es habe einen unvergleichlichen Geschmak. Die Tauben von Bononien und der ganzen Lombardie übertreffen die in allen mir bekanten Ländern, sie sind sehr gros, recht fett und zart, und wenn sie von Französischen Köchen zugerichtet werden, so mus man sehr elgen-sinnig sein, wenn man keinen Geschmak daran hat. Die Art, wie man sie im Lande zurichtet, ist nicht nach unserm Geschmak. Sie bestehet darinnen, daß man, wenn sie im Wasser mehr als halb gekochet haben, solche an den Spies stecket, und mit Olivenöl traufet. Das Del ist dennoch gut, und wenn sie fast ausgekocht sind, bedeket man sie mit einem Staube von Brodrinde, Salz, Zucker und Zimt, woraus sie eine Haut bekommen, die man, wo man ihrer gewohnt ist, überaus gut findet.

Das Fleisch aus der Bank ist sehr gut, insbesondere das Rindfleisch und Kalbfleisch, das Hammelfleisch ist nur in der Dürre, und wenn das Gras wenig Saft hat, gut; die Vögel sind leicht zu bekommen, gut und wohlfeil. Die Früchte krieger man in aller Art, und sind sie, wie der Wein, vortreflich. Wenn man nicht waker ist und trinkt, ist das Land nicht Schuld daran.

Ich mus nicht vergessen zu sagen, daß die Nonnen von meinem Orden, die sich im Kloster des

H. Lucas befinden, nicht immer da verbleiben. Dieselben gehören zu einem der sieben Klöster, die der Orden in der Stadt hat, woraus sie der Superior nach Belleben, auch in etwas nach dem ihrigen, zum Dienste dieses gottseligen Klosters wegnimt. Ich hielt vor nöthig, diesen Umstand anzuführen, welcher bevorab in Welschland, wo die Einschließung sehr strenge beobachtet wird, was besonders ist. Man sagt, daß wenn diese guten Mädchen das Kloster verändern, dieselben nur in einem von den beiden Klöstern schlafen können. Sie müssen ihren Auszug in einem Tage bewerkstelligen, und wie derselbe sehr lang ist, und einen weiten Weg begreifet, sie auch in Kutschen gehen, so reisen sie mit des Tages Anbruch ab, und langen sehr späte an Ort und Stelle an. Ich denke, daß da die große Strafe sehr gangbar ist, man sie eine andere sehr öde führe, wo ihre Verwandten sie erwarten, um ihnen Proben ihrer Freundschaft zu geben, oder in den schönen Häusern, oder reizenden Garten, welche die Stadt umgeben, einige Lustbarkeit anzustellen.

Wir sahen während daß unsere Leute aßen, ein Landhaus und einen prächtigen Garten, so von dem Orte, wo wir gespeiset hatten, wenig entfernt war. Solches gehörte einem Herrn vom Geschlechte der Ranuzzi, welcher dabel großen Aufwand

wand gemacht, und sein Geld wohl angeleget hatte, denn man konte nichts artigers, nichts sowohl ausgefunden und besser volführtes sehen. Es sind alte Bas. Reliefs da, die man so natürlich angebracht hat, daß es scheint, daß man solche vor zwey oder drey Tausend Jahren lediglich zu solcher Absicht gemacht habe. Man siehet auch viele kostbare Gemälde. Die Bononischen Maler übertreffen alle andere in der Art; aber in Wahrheit ist es Schade, Stücke den Ungemächlichkeiten des Weters Preis zu geben, welche mit ungemainer Sorgfalt aufgehoben zu werden verdienten.

Nachdem unsere Saleschen angekommen waren, besahen wir die Carthause, welche sehr schön und recht gros ist. Man zeigt uns einige Cellen, worinnen gute Schildereien waren. Man arbeitete noch am inwendigen der Kirche, welche schon recht schön, und sehr ausgezieret war. Der P. Prior empfing uns wegen unsers Begleiters auf eine weniger wilde Art, als sie gewohnt sind, wie hatten uns allein seiner gnädigen Mine zu rühmen. Es waren drei Kellglosen in seinem Zimmer gegenwärtig, welche gerne hätten an der Gesellschaft Theil nehmen wollen, und ihn darum auf eine sehr demüthige Art ansprachen, ohne daß sie etwas erhielten. Er wies sie ziemlich rauh ab, und that bei uns nicht die mindeste Entschuldigung wegen des

Misfallens, so uns sein hartes und unfreundliches Betragen, wie er sah, machte. Deswegen machte ich den Besuch nicht lang, und verbat die Bewirthung, so er uns anbot. Wir sahen in der Celle des Frater Pförtners, wo uns der P. Prior lies, einige sehr gute Malereien und einige Optische Arbeiten von diesem ehrlichen Religiosen. Er machte sehr gute Brillen und Ferngläser, und schenke mir ein Vergrößerungsglas vor einiges Samewerk, so ich ihm gab. Er sagte zu uns, daß er ganz Französisch gesint wäre, welches im Lande helset, di genio Francese sein, und ihm zu gefallen, mußten wir mit ihm auf des Königes Gesundheit trinken, und die Bewirthung annehmen, welche wir von der rohen Artigkeit seines Priors nicht haben annehmen wollen. Er gab mir ein Verzeichnig von allen Französischgesinten in der Stadt, deren Haupt Marstro Fabrleio, ein weltlicher Schneider, und Vatter einer zahlreichen Familie, war. Wir trennten uns mit dem Versprechen, uns vor meiner Abreise wieder zu sehen, und wir haben unser Wort gehalten!

Ehe wir wieder ins Kloster giengen, besuchten wir die Kirche und das Kloster der Serviten, welcher Orden in Frankreich nicht bekant ist. Er ist in Toscana entstanden, hat sich in Italien ziemlich ausgebreitet, und große Leute gezogen, welche dem

dem Dienste der H. Jungfrau sehr ergeben sind. Sie gehen wie die Dominicaner gekleidet, angenommen, daß ihre ganze Kleidung braun, oder wenigstens anfänglich so gewesen ist, und noch heut zu Tage also sein sollte. Sie haben dafür gehalten, das schwarze sehe besser aus, und erwehlten nach dem Vorspiele der Carmeliter, und Barfüßer, und einiger andern diese Farbe. Ich überlasse dem Publico das Urtheil, ob sie recht gethan. Ihre dem H. Joseph gewidmete Kirche ist ein wenig außer der Stadt, wie ihr Kloster, und verdienen gesehen zu werden. Darinnen sind schöne Malereien.

Endlich kamen wir in unser Kloster zurück, und waren über unsere Wallfarth sehr vergnügt, und nichts würde unserer Zufriedenheit abgegangen sein, wenn man uns gesagt hätte, daß man Mauersteine tragen müße, und wenn wir dergleichen getragen hätten. Kaum war ich des andern Tages aus dem Bette, so besuchte mich Marstro Fabricio. Der Fr. Pförtner hatte ihm ohne Zeitverlust hinterbringen lassen, daß er mir seine Dienste anbieten sollte. Ich war ihm für die Bekantschaft mit dem Manne verbunden, denn Marstro Fabricio war ein vernünftiger Mann, der weit mehr wußte, als Kleider zu machen. Er war ein Kenner von Gemälden und Münzen, wovon er eine wichtige

Samlung besas, redete gut, urtheilte richtig, und verstund die Statsvorthelle großer Herren so wohl als ein Venediger Gesander. Ich habe niemals von der Politic besser sprechen hören. Er war überal bekant und im Ansehen. Durch seine Vermittelung habe ich Cabinete gesehen, die jedem andern als ihn verschlossen sind; auffer seiner Muttersprache redete er recht gut Latein, Französisch und Spanisch. Ich setzte ihm ein Frühstück vor, und besuchte ihn Nachmittages. Ich brachte solchen mit ihm allein in Gesprächen über die Angelegenheiten zu, welche damals ganz Europa zu schaffen machten, und je mehr ich ihn hörte, desto mehr erstaunte ich über den weiten Umfang seines Verstandes, über seine Einsichten und Scharfsichtigkeit.

Unterdessen irten wir doch in unsern Urtheilen. Es war bekant, daß Barcellona belagert, und derselben Stadt hart zugesetzt worden; wir hielten die Eroberung davon vor etwas gewisses, welches die verbundene nöthigen würde, Spanien zu räumen, und inzwischen wurde die Belagerung mit Verlust und in einer erschrecklichen Unordnung aufgehoben, wovon man die berrübten Folgen viele Jahre hernach empfunden. Ich reifete zum Glück von Bononien noch vor Anfangung dieser Zeitung ab, obgleich der Anfall den 12. oder 13. Mai sich ereignete. Solcher hatte den Marstro Fabricio entschuldig betrübet.

Ich

Ich habe nachdem erfahren, daß unsere den 17. September des nemlichen Jahres erfolgte Niederlage zu Turin einen so starken Eindruck in sein gutes Herz gethan, daß er nicht widerstehen konnte, indem sich zu diesem Unglück das von Ewigkeit Her bestimmte Ziel seines Lebens geschlagen. Er wurde davon dermassen eingenommen, daß er sich zu Bette legte, und die Sacramenten auf Verlangen mit einer erbaulichen Andacht empfieng, und endlich in einer vollkommenen Überlassung in den Willen Gottes starb, weit glücklicher und unendlich klüger, als ein anderer Französischgesinnter derselbigen Stadt, welcher sich, als er die umständliche Nachricht von der Belagerung Barcelloga erhielt, erhenkte.

In Frankreich wird man dieses vor was außerordentliches halten, wo man keinen Franzosen sich über die Unfälle seines Vaterlandes hat zu Tode grämen, oder um desselben Unglück zu überleben, seine Tage verkürzen sehen. Das ist auch das Land der gutherzigen Helden nicht. Ohne daß man die Ursache hievon weit herleiten darf, zeigt sich solche von selbst. Der Franzose ist flüchtig, er liebet nichts, ist in seinen Handlungen ungestümm, lachet und weinet ohne gerührt zu sein, oder die Ursache davon zu wissen. Bloss in der Unbeständigkeit ist er beständig. Die Fremden verlassen sich auch auf das Wort und Herz der Franzosen, wie auf die  
Bestän

Beständigkeit eines Windfahmens, und thun wohl daran. Sehet, das ist die Ursache warum man sie fast nirgend liebet, oder achtet, und warum man alle mögliche Vorsicht gebrauchet, ehe man ihnen das mindeste Geheimnis anvertrauet, oder im mindesten seine Herzens Meinung eröffnet. Sie behaupten sich der Gewogenheit der Weibspersonen. Ich weis nicht, ob sie ehemals desfalls so weit gegangen, als sie vorgeben, das aber weis ich daß dermalen nur in Welschland ordentliche Buhlschwesteren und Närrinnen sich mit ihnen einlassen. Die alszu oftmaligen Proben ihrer Unbescheidenheit haben sie von denjenigen verbanner, welche einige Ehre zu verliehren, und etwas gesunde Vernunft haben.

Ich hatte so viel von der Phosphoris, oder Bologneser Steinen reden hören, daß ich, weil ich mich dorten befand, solche sehen und einige davon haben mußte, wäre es auch nur um einige wohlfeile Geschenke von einer Sache zu machen, wodurch man so viel Papier verdorben, und so viele Journale und Mercurès ausgefüllet hat. Diese Steine findet man eine Meile von Bononien auf einen zu den Appeninen gehörigen Berge, welcher der Berg Paterno heißet. Sie sind eine Art Falchpflaster, oder Kalksteine von grauer Farbe, ziemlich weich und schwehret als sie ihrer Rinde nach natürlicher Weise sein solten.

Mar

Man findet solche nach vorhergehenden großen Wasserlöchern. Einige Orte ihrer stachelichten Oberfläche glänzen, wie kleine Spiegel, und zeigen sie den Bauern, so sie auffuchen, machen auch, daß man dieselben von vielen andern Steinen und ähnlichen Erdstücken unterscheiden kan.

Ordentlich sind sie nicht größer als ein Zaubenei. Ich habe einige größere gesehen, die man deswegen ungleich theurer verkaufen wolte. Ich erhandelte keine so große, und begnügte mich mit den gewöhnlichen.

Bei diesen Steinen ist eine geschickte Zurichtung nöthig, die Wirkung hervorzubringen, die man von ihnen erwartet, nemlich das Licht so sie, wenn man sie einige Zeit in die freie Luft gestellet, empfangen, an einem finstern Orte wieder von sich zu geben. Wenn sie wohl zubereitet worden, müssen sie wie glühende Kohlen aussehen. Dieser Schein hält mehr oder weniger Zeit an, nachdem die Steine wohl oder übel zugerichtet, und zu einem stärkern oder schwächern Licht gesetzt worden. Ihr Feuer ist ohne merkliche Hitze, und nur ein Licht, welches, wenn es nach und nach verlöschet, über die glänzende Oberfläche einen leichten aschenfarbigen Staub zu streuen scheint, welcher solches verbirget, und es, wo man ihn aufs neue an das Licht stellet, wieder erhält.

Der

Der Herr Lemery zeigt in seinen *Wörterbuch* Buche des *alsogues simples*, S. 458. die Art solche Steine zuzurichten, sagt uns aber nicht, ob er sie probiret, oder wer sie ihn gelehret habe. Die Chymici in Bononien machen ein Geheimnis daraus, und unter der kleinen Zahl derteligen, so sich damit abgeben, stehet nur einer oder zwei im Rufe, daß sie vorzügliche machen, und haben folglich das Vorrecht, selbige sehr theuer zu verkaufen.

Meines Erachtens ist dieser Stein ein bloßer Kalch, und bestehet das Geheimnis ihn zuzubereiten darinnen, daß man solchergestalt seine Theile, mittels der Calcination, einrichte, daß man sie hinlänglich von einander entferne, damit sie die allzärttesten Theile des Lichtes in einer Menge an sich ziehen, welche hinreicht, die elastischen Theile des Steins zusam zu halten, und zu nöthigen enge in ihrem Behältnisse zu bleiben, auch die leuchtendsten Theilchen, so sie an sich gezogen, heraus zu treiben, welche zu dem verlangten Zwecke hinlänglich ist, der sich darauf zeigt, und sie so lange als leuchtend vorzustellen, als die Anstosung dauert, und die einzwungenen Theil wirken können.

Diejenigen, welche wohl zugerichtet worden, behalten vier ja 5. Jahre die Kraft, das Licht wider von sich zu geben. Wenn sie solches verlohren haben, kan man sie durchs Calciniren ihnen von neuem wieder

wieder geben, d. i. wenn man aufs neue ihre Schweis-  
löcher wie das erste mal öfnet.

Andere als die erwähnten Eigenschaften sind  
mir nicht bekant. Ehedessen waren sie im Stand viele  
Strittigkeiten zu erregen. Der H. Lemery saget,  
man bediene sich desselben nach Art einer Harfsalbe,  
das Har aus den Orten wegzuschaffen, wo man es  
nicht haben will.

Nach seiner Meinung ist es genug ihn zu  
Pulver zu machen, und daraus eine Art klaren Leich-  
oder Rothe, nebst Wasser, damit man ihn auf die  
gehörige Orte legen kan. Auch mus man bekennen  
daß alle Art Kalch diese nemliche Wirkung thue,  
aber man sezet sich in Gefahr, schröcklich verbrant  
zu werden, woserne man die gelbe Farbe nicht zu  
Hülfe nimt, welche die alzu grose Hitze des Kalchs  
dämpfet, wie man denn auch besorgt sein mus, lau-  
liches Wasser sobald auf die Glieder zu thun, als  
man empfindet, daß das Har los ist, aus Furcht,  
es möchte der Kalch, wenn er mit den Hare, fertig  
geworden, über die Haut kommen.

Noch gleet es eine andere Art Steine, wel-  
che keine so grose Zubereitung erfordern, und denen  
man dennoch grose Tugenden beileget. Dieses ist der  
Adlerstein, weil man behauptet, daß die Adler derglei-  
chen in ihre Nester tragen, damit ihre Jungen vor un-  
gemein vielen Krankheiten zu bewahren, denen sie  
auf

ferdem unterworfen wären. Die Gebirge aus Pessousa liefern solche allen Adlern im Lande, und allen Liebhabern, so sie kaufen wollen, den man findet dergleichen häufig und von allerlei Größe. Diejenigen so man in Portugal, Spanien und Frankreich findet, sind klein, und nicht größer als ein kleines Hühnerlein, ja so gar von dieser Gestalt siehet man wenig, da ich doch in Italien welche gekauft, welche größer als Gänselein wären.

Die schätzbarsten sind braun und gewichtig. Ihre hässliche und scholligte Oberfläche wird schön und glatt wenn man sie gemalen hat. Sie sind auf eine angenehme Art mit verschiedenen braunen Flecken, und einigen grauen Punkten gesprenget. Sie enthalten in ihrem Mittelpunct eine kleine Ruß, oder etwas ähnliches, welches, wo man den Stein bewegt, sich reget; zuweilen sind auch deren zwei. Ich habe einen gehabt, welcher da er im fallen zerbrach, inwendig noch einen hatte, worinnen eine Aeren, oder vielleicht ein dritter Stein war. Die Oberfläche des zweiten war mittelmäßig scholligt, und zwischen ihm und dem so ihm einschloß eine Lere von ungefehr zwei Linien, auf allen Seiten, und war so groß als ein Gänselein.

Diesen Steinen leget man große Tugenden zu, nemlich, daß sie die Geburth der Weiber befördern, wenn man sie unten an der Hüfte annimmet, und daß sie

sie

ſie die Fehlgebürten hindern, wenn man ſie über dem Buſen trägt. Noch behauptet man, daß, wenn ſie an den Gipfel eines Baumes gebunden werden, die Blüthe nicht abfallen kan, und daß, wo ſie an der Wurzel angemachet ſind, alle herabfallen. Sie ſollen gut wider die fallende Sucht ſein, das Geſichte ſtärken, Muth erwecken, Kühheit einlöſen, Verwünſchungen verhüten, und viele andere ſchöne Eigenſchaften beſitzen, die ich nicht Gelegenheit gehabt, zu prüfen. Deswegen werde ich dieſenigen, ſo davon geſchrieben haben, weder tadeln, noch loben. Die Türken, und überhaupt alle Morgenländer machen ſich mehr daraus als die ſo im Abend wohnen. Etwan deswegen weil ſie die angeführten Eigenſchaften in der That verſpüret haben? Oder darum vielmehr, weil ihre Einbildung die Kraft bei den Körpern gewürket hat, die die Arznei hätte bewirken ſollen? Ich hätte Luſt, dieſer letztern Parthei beizufallen. Denn die Herren Mediciner und Arzneimittel laſſen es ſich nicht mißfallen, ſie richten nichts aus, beſonders bei dem Weibern, wofern die Einbildung nicht gemeinſchaftlich mit ihnen hilft.

Es wird erzehlet, daß ein ehrlicher Bauer aus der Lombardie, welcher einen Arzt über eine wichtige Krankheit, ſo er an ſich hatte, zu Rath gezogen, von ihm das Recept mit den Worten erhalten, nehmet es morgen bei frühen Morgen, und bleibet wenigſtens

II. Theil.

II

bis

bis Mittag im Bette. Des andern Tages ermangelte der Bauer nicht, das Recept zu verschlucken, nachdem er solches zuvor ins Wasser eingetunkt, damit es desto leichter hinuntergehen möchte. Einige Augenblicke hernach erkante er die Güte desselben; er hatte zu verschiedenenmalen oben und unten eine Defnung, und das Arzeneimittel selbst würde nicht den hundertsten Theil so starke Wirkung gethan haben, das Stücke Papier. Nachdem der Arzt Abends vor dem Hause des Bauern vorbeigekommen und ihn an der Thüre sah, fragte er ihn, warum er das verordnete nicht eingenommen hätte? Ja Herr, sagte der Bauer, ich habe es eingenommen. Wie kan das sein, versetzte er, da der Apotheker mir meldet, daß er mein Recept nicht gesehen, und vor euch nichts gemacht habe? Es ist wahr, sprach der Bauer, denn ich bin seiner nicht benöthiget, das was sie mir geben, einzunehmen, ich habe es ins Wasser getaucht und verschlucket, und es hat mich besser ausgefegget, als der ganze Kram des Apothekers. Haben wohl das Papier des Arztes und die Namen der darauf geschriebenen Mittel dem Bauern Defnung gemacht? Keinesweges. Die Einbildung hat sich herumgedrehet, und des Arzeneimittels Stelle vertreten, und vielleicht mehr geleistet.

Man darf sich nicht wundern, daß die welschen Aerzte, und vornemlich die vom Kirchenstate, sich bei  
den

den Apothekern in ihren Orten erkundigen, ob sie ihre Recepte bekommen und gemacht haben. Ihr Vortheil erfordert, solches zu wissen, und der Gehorsam. Der Fürst, oder die gemeine Stadt, Flecken und Oberster in solchem Staate, halten aus den gemeinen Einkünften die nöthigen Aerzte, und selbige sind nach solchen Besoldungen verbunden, alle Kranke, so sie verlangen, zu besuchen, ohne etwas von ihnen zu fordern. Und gleichwie man alle Jahre untersucht, ob sie sich wohl gehalten, und ob man sie im Dienste und bei der Besoldung erhalten solle, so machet sie dieses sehr aufmerksam auf die Kranke. Ihre Besoldungen sind bestimmt, so wie das Volk zahlreich ist, und reichen jährlich nicht höher als auf 2. bis 400. Thaler. Das ist nun freilich nicht viel. Jedoch ist im Lande sehr wohlfeil zu leben, und sie bekommen zu Weihnachten, und zu Anfang des Augusts, fast von allen demjenigen Geschenke, die sie nicht haben umbringen wollen. Was will aber das bedeuten? Sie haben ein gewisses und bessers Einkommen, nemlich den sechsten, oder zehnten Theil von allen ihren Recepten. Wenn das Jahr aus ist, müssen die Apotheker ihnen solches liefern, und den sechsten oder zehnten Theil von ihrer Einnahme geben, weswegen ein Arzt, dem es am Gelde fehlt, nur viele Recepte zu schreiben hat, wofür er nach Verfluß des Jahres gewis bei den Apothekern, welche seine Kranken versehen haben, viel Geld in der Casse findet.

Der Preis der Arzeneimittel ist festgesetzt, und die Obrigkeit siehet darauf, daß diese gefräßigen Thiere nicht zu sehr um sich grasen. In dem großen Verschlusse ihrer Waren, in deren schlechten Beschaffenheit, und in ihren anmaßlichen Gleichstellungen (Equivalents) bestehet ihr, und der Aerzte Vortheil. Man urtheile nun, ob der Eigennuz dieser Unmenschen erlanbe, die Unglücklichen, so in ihre Hände fallen, ein wenig in Ruhe zu lassen, und der weisen Natur zu gestatten, das Verderbniß bei ihr wieder gut zu machen. Dieselbe würde es sicher thun, man setzet aber unüberwindliche Hindernisse, mittels der Arzeneien, entgegen, womit man den Leib der Kranken überlädt, indem man zugleich ihre Kräfte erschöpffet.

Vielleicht wird man sich wundern, daß die Aerzte von den Selsorgern nicht die nemliche Schazung, als von den Apothekern, erfordern. Denn wenn man die Apotheker genugsam gebräuchet, so wäre der Vernunft gemäs, die Selsorger arbeiten zu lassen, und dieienigen zu tödten und unter die Erde zu bringen, welche man lange genug mit Arzeneien gequälet hat. So würde es geschehen, und das Land vorlängst wüßte ein, wenn die weise Vorsicht der Obrigkeit sich nicht dagegen gesetzt hätte. In der Absicht hat sie die Gebühren der Pfarrer wegen der Leichen so schmal zugeschnitten, daß es ihnen fast einerlei ist, ob ihre Pfarr-

Kinder

Kinder leben, oder sterben, und sie die Mühe haben, sie um ein Pfund Wachs, welches ihre Leichengebühre ist, zu begraben. Würden aber die Aerzte mit einer solchen Kleinigkeit große Sprünge machen? Vor sie und vor die Pfarrer ist es besser viele Kranke zu haben, als daß die Leute sterben. Es sehen diejenige, welche einen Begriff von diesen Geheimnissen haben, den Grund davon genugsam ein, ohne daß ich mir die Mühe gebe es hier zu melden.

Ich zweifeln nicht, daß die Franzosen nicht ermangeln werden, sich glücklich zu achten, daß sie in einem Lande leben, wo man dem unersättlichen Geize der Aerzte und Apotheker gar nicht ausgesetzt ist, und wo diese nicht die Sechstheile, oder Zehenden der Einnahmen mit in Rechnung führen. Ich will solches vor wahr annehmen, und habe nicht Zeit, es zu untersuchen. Sind wir aber deswegen besser daran? Keineswegs. Die Apotheker, welche Abgang haben wollen, müssen den Aerzten, welche im Ruße sind, schmeicheln, damit sie solche ihren Kranken als geschickte, gewissenhafte, richtige und solche Männer vorstellen, die keine Quinten machen, immer frische Sachen führen, die im mindesten keinen widrigen Geschmack haben. Thun sie solches Gdrit zu liebe? oder der Wahrheit zur Steuer? oder damit die Kranke desto besser bedient werden? o gewis nicht. Dieses sind die lustigen Mittel einem Arzt die Zunge zu lösen.

Eben so leicht würde man einen Stummen redend machen. Warum denn aber? Sie mögen uns die Ursache sagen,

Sind wir glücklicher als die Welschen, und spotten unsere Aerzte weniger über unsere Leichtgläubigkeit? Es ist obugeschrey einerlei Leier.

Die Italiänischen Apotheker sind unendlich reiner als die Französischen, nicht einmal zu Paris ausgenommen. Sie haben mehr Silbergeschirre, mehr marmorne Tische, mehr Cristalle, ihre Arzeneien riechen alle gut, sie reichen solche mit Artigkeit, und wenden alles an, den Widerwillen und Abscheu, so man dagegen hat, zu vertreiben. Ueberhaupt ist ihre Art, warme, klare und wohlriechende Arzeneien auszugeben. Sie begleiten solche mit einem kleinen Stückerchen verzuckerten Anis, oder einigen Mandeln, den Geschmak zu vertreiben, welches sehr niedlich eingerichtet ist. Ihre Pillen überkleistern sie mit einem Blätgen Gold oder Silber, und unterlassen niemals, sich mehrmalen selbst nach der Wirkung ihrer Arzeneien zu erkundigen.

Lavatino oder Cervitiase wird dasjenige Mittel genennet, welches in Deutschland ein Clystir heisset. Der Apotheker der solches giebet, kommet niemals allein, sondern hat allezeit einen Helfer bei sich, der besorget ist warme Tücher in Bereitschaft zu haben, womit derienige so die Arbeit gethan, die Bescheiden

genden des Ortes, an dem er gearbeitet, zu reiben sich bemühet. Sie wollen, daß man solchergestalt die Arznei länger und leichter im Leib behalte. Sehen sie, daß der Kranke außser Gefahr ist, solches schleunig von sich zu geben, so legen sie ihn auf den Rücken, und auf jeder Seite siset einer von ihnen, welche den Kranken wiegen und herum wenden, damit die Arznei desto leichter in alle Blutgefäße bringen, und die groben und oft alzu klebrigten Theile davon wegschaffen möge.

Die Wundarzneykunst ist in Welschland bei weiten nicht auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden, als die Arznei- und Apothekerkunst. Man findet wenig gute Zergliederer, und folglich auch wenig gute Wundärzte. Das Aderlassen ist bei ihnen wenig gebräuchlich; ich weiß nicht, ob solches in Ermangelung guter Wundärzte, oder aus einer andern Ursache geschieht. Die Wundärzte, welche das Geschick haben, Ader zu lassen, zeigen es auf einem Zettel vor ihren Badstuben in diesen Worten an; *Que si cava lingue.* Hier läßt man zur Ader.

Statt des Aderlassens ist das Schrepfen und Blasenziehen sehr gewöhnlich. Den Kranken giebet man, wenn sie das Fieber haben, nichts zu trinken, welcher Gebrauch sehr alt ist, und in den Briefen des Plinius vorkommt. Man bedienet sich keiner Krafftwasser oder Brühe, als wenn die Arznei eingenom-

men worden, sie sind auch nichts anders als die Brühe von Kräutern, die man in einer sehr klaren Hühnerbrühe abgekochet hat, welches sie brodo longo alterato nennen. Die ordentliche Nahrung der Kranken ist klarer Reiß, oder gekochtes Brod, d. i. eine Suppe mit Brodrinde. Mit dieser Mesigkeit und Arznei wartet man gedultig ab, bis die Natur den Kranken hilft, oder die Aerzte dieselben unbringen.

Wiewohl Bononien eine Universitätsstadt ist, so stellet man dennoch alda Feste und Ergötzlichkeiten an, woran jedermann Theil nehmen kan, oder Theil nimt. Ich rede nicht von geistlichen Festen, dergleichen die Umgänge, oder muscalsche Oratorie sind, welche in den Kirchen, an den Tagen des Patrons gehalten werden. Diese Oratorie sind geistliche Singspiele, in denen man die schönen Thaten der Heiligen vorstellet, oder absinger. Gemeiniglich haben sie keine Maschinen und Tänze, aber allemal wird viel gesungen, und mehr oder weniger Music gemachet.

An gewissen Festen hält man auch Pferderennen. Da selbige in ganz Italien nicht auf einerlei Art gehalten werden, so will ich dasienige beschreiben, so bei meiner Anwesenheit in Bononien

nien

nien vorstel. Es geschah auf einer Strasse, welche immer zu dieser Übung, und vor die Versammlungen bestimmt ist, daher man sie il Corso nennet, die zu Bononien gehet fast durch die ganze Stadt. Sie ist gerade, wohl gepflastert, und auf beiden Seiten mit den schönsten Häusern, und einformigsten bedeckten Gängen versehen. Diejenigen, so in dieser Strasse Häuser haben, lassen ihre Freunde ein, welche an die Fenster gehen, so solche Tage mit herrlichen Tapeten mit reichen Kissen geschmücket sind. Die Liebhaber stellen unter den Fenstern, wo ihre Schönen sind, ein Ständchen an. Hier und da stehen Trompeten, die miteinander blasen. Die Magistratspersonen befinden sich in Staatskleidern auf einem prächtigen Balcon, wo auch die auf das Rennen gesetzte Preise hängen. Gemeiniglich sind solche von Damast, oder Samt.

Die Pferde, so laufen müssen, sind naßigt, und haben weder einen Zaum, noch einen Reiter. Es sind Barbaren oder geschmeidige Neapolitaner. Ich habe einige überaus schöne gesehen. Einige Tage vor dem Rennen führet solche ein Pferdeknecht längs der Strasse vom Orte, wo das Laufen anfänget bis zum Ziele, wo

derjenige zu erst sein mus, der den Preis erhält, und hier gibt man ihnen Haber. Diese Pferde lernen ihren Weg kennen, und so bald man sie los läßt, laufen sie in vollen Auszug nach ihrem Haber. Die Obrigkeit ernent die Richter, welche sich an beide Enden der Laufbahn verfügen, die einen, daß die Pferde zu gleicher Zeit miteinander laufen, die andern, damit sie demjenigen, so am ersten am Ziele gewesen, den Preis zuerkennen. Das Volk versamlet sich unter den bedekten Gängen. Die Fenster sind voll adelicher Frauen und Herren. Endlich wenn die Stunde erschienen ist, thut man einen Büchsen schuß, worauf die Trompeten, und alle Music aufhöret. Das Volk begiebt und dränget sich an die Häuser, die Pferdeknechte und Pferde kommen in eine Linie, und sobald man den zweiten Büchsen schuß höret, giebt ieder seinem Pferde einen Hieb mit der Spiesgerte, und läßt es laufen.

Diese solchergestalt zu der Handlung abgerichteten Pferde, laufen aus Leibeskräften, und wollen einander überlaufen. Man siehet, daß einige sich ausserordentlich ansprengen, dasjenige, so ihnen zuvorgekommen einzuholten, und welche nach ihm beißen und schlagen, wenn sie es erreichet

thet haben. Zu Ende der Laufbahn sind Pferdeknechte, die ihren Pferden rufen, und sie zu locken, den Haber herum rühren; und die Zuschauer wetten. Das größte Vergnügen bei diesem Rennen ist am Ende der Rennebahn, wo sich oft die erhitzten Pferde schlagen, und wo sich iederzeit die Pferdeknechte mit Säusten rauffen, denn dieses ist der letzte Grund solcher Leute, wenn sie keine andern mehr haben, das Recht ihrer Pferde vor den Richtern zu verfechten. Am Ende wird das Pferd, so den Preis erlaufen, von seinem Pferdeknecht siegprangend unter den Balcon der Magistratspersonen geführt, und man reichet ihm den Gewinnst, ermangelt auch nicht desselben Herrn, wegen des erhaltenen Sieges, Glück zu wünschen, eben als wenn er in der That viel dazu beigetragen hätte.

Es giebt Pferde, welche im ganzen Jahre nichts anders thun, als in die Wette laufen. Die, welche sich lustig machen wollen, müssen nur die Lobsprüche, die die Pferdeknechte über die Thaten ihrer Rosse machen, anhören, und bezeugen, daß man ihre Grosmuth, Behendigkeit und erhaltene Vortheile bewundere. Wenn Cicero wieder in die Welt käm, so würde er sich aus  
einer

einer Pferdeknechtsrede, wie ich hörte, selbst eine Ehre machen.

Glücklich ist der Lobredner, wenn nicht ein anderer Pferdeknecht zugegen ist, der ihm antwortet, denn es gibt allezeit dabei Widersprüche, und nächst darauf Faustschläge. Kluge Zuschauer haben nicht nöthig sich einer Parthei anzunehmen, oder Friede zu stiften. Man mus sie gehen lassen, und wenn sie sich recht abgedroschen haben, gehen sie miteinander zum Trunk, umarmen und verschümen sich, iedoch so daß sie stets bereit sind, aufs neue anzufangen, sobald es die Ehre oder der Vortheil ihrer Pferde erfordert.

Des andern Tages nach dem erzählten Pferderennen sahe ich ein anderes, wobei viel weniger Lärm, und viel weniger Leute beschäftigt waren. Doch ich widerrufe, es war nur ein Spaziergang, den eine Bürgerstochter durch die Stadt that, ehe sie sich in ein Kloster einkerkern lies, wo sie eingekleider werden solte. Vor und hinter ihr gieng eine gute Anzahl ihrer Verwandten und Freundinnen, welche parweise und vor Frauenpersonen stille genug einherzogen. Das Opfer so man opfern musste war mitten in dem Reihen, und rechts und links mit zwei Tertianerinnen

von

von dem Orden des H. Franciscus umgeben, welche in ihren Ordenskleidern waren. Die Braut war prächtig gekleidet, trug einen Blumencranz auf dem Haupte, und darüber einen großen Schleier von weissen sehr klaren Zeiche dem ohngeachtet man sehen konnte, daß sie sehr schön, und ohngefähr 16. bis 18. Jahre alt war. Die Bescheidenheit und Freude waren in ihrem Gesichte auf eine so lebhaft und redende Art abgebildet, daß man leicht sehen konnte, wie ihr Opfer sehr frei und höchst ungezwungen wäre. Damit auch iederman öffentliche Proben von dieser Freiheit bekomme, so läßt man die Mädchen aus den Klöstern heraus gehen, welche einige Monaste alda in der Probe gewesen, und reichet ihnen den nemlichen, oder den folgenden Tag, das Ordenskleid. Es wird ihnen die Stadt zum letztenmale gezeigt, man läßt sie vor dem Hause ihrer Eltern vorbei gehen, damit sie sich dahin begeben können, wenn sie nicht gänzlich fest entschlossen sind, den Orden anzunehmen. Man ladet sie dahin ein, ihre Väter und Mütter stehen unter der Thüre, und bitten sie, sie ia nicht zu verlassen. Man vereiniget mit den Bitten und Versprechungen Thränen, und alles das gemeiniglich verge-

vergebens. Das Mädchen erkläret, daß sie **IEsum Christum** zum Bräutigam erwählt, und allen irdischen Güthern entsage, welche Versichte sie in Beisein eines Justizbedienten, der am nemlichen Orte sich bereit halten mus, unterschreibet. Die, so ich sah, machte alle diese Ceremonien auf die beste Art von der Welt. Die Thränen ihres Vatters, ihrer Mutter und Familie konten ihr keine einzige Zähre ablocken. Sie wolte nicht einmal einen Fuß ins Haus setzen, und warf sich endlich ihren Eltern zu Füßen, bat sie um ihren Segen, küßte ihnen die Hand, und setzte sodann ihren Weg mit einem Muthe fort, der jedermann ergetzte.

Alle die im Weg waren hielten stille, und grüßten sie tief, welches sie mit einer höflichen Art beantwortete. Sie gieng in alle Kirchen, welche sie unterwegs fand, und kam endlich in **St. Clarakloster Corpus Domini** genant. Diejenigen, so voraus kamen giengen mit Bedacht vor der Thüre des Klosters vorbei, als ob sie nicht dahin gehörten, aber die hüzige Postulantin sprang in den Vorhof, zog stark an der Glocke an, und erklärte auf eine entschlossene und bes

bescheldene Art, daß sie diesen Ort zur beständigen Wohnung auserwehlet habe.

Die Nonnen eröffneten alsobald die Pforte, umarmten sie, führten sie in ihr Chor, wo man ihr die Kleidung der H. Clara anlegte, welcher Regel dieses Kloster in aller ihrer Strenge folget.

Man verwahret den Leichnam einer gottseligen Nonne dieses Hauses, welche in einem sehr hohen Rufe der Heiligkeit daselbst verstorben, in einer Kapelle hinterm Altar, in Kreuzgange der Kirche, zur linken Hand wenn man hinein gehet. Sie hieß Catharina Begri. Man nennet sie insgemein die H. Catharina von Bononien, oder schlechweg, die Heilige von Bononien. Ihr Leichnam ist ganz, aber trocken und sehr schwarz. Ihr Gesicht, Hände und Füße sind blos. Mit der rechten Hand hält sie ein Buch, welches die Satzungen und Regel ihres Ordens sind, und auf der Brust hat sie ein Crucifix. Sie sitzt in einem Lehnstuhle, und die Kapelle, wo sie sich befindet, ist prächtig geschmüket. Gott soll auf ihre Vorbitte viele Wunder thun. Ich habe manchmal in der Kapelle vor dem Altar Messe gelesen, durch welches man diesen H. Leib siehet, und mir rechnete man zu einer großen Gnade, daß die Vorhänge des Altars alle aufgezogen waren, während als ich das anbetenswürdige Opfer des Leibes und Blutes  
 Jesu

Jesus Christi darreichte, ich hätte sie aber, wenn ich mich unterstanden, zumachen lassen, weil dieses Heiligthum durchaus nicht vor meinem Geschmak war. Man saget, es werden ihm alle Jahr die Haare, und alle Monate die Nägel abgeschnitten, welches ein Merkzeichen, daß in diesem Leibe noch viele Feuchtigkeit ist. Die Nonnen machten mir ein Geschenk von einigen Stücken dieser Heiligthümer, welche sehr nützlich gemacht waren.

Diese Nonnen stehen im Ruf, daß sie das beste Backwerk in ganz Welschland machen. Das will viel sagen, denn es ist gewis, daß die mehresten Itallener im Backwerk es den Franzosen so sehr, als diese ihnen im Kochen zuböthun. Ich verlange indessen nicht, daß man mir gänzlich auf mein Wort glaube, ich bin in dergleichen Sachen nicht geschickt genug, mich zum Richter aufzuwerfen; ich stelle nur einen Geschichtschreiber vor, welcher das erzehlet was er gesehen, und von guten Orten gehöret hat. Ist es mir jedoch erlaubt, hier meine Meinung zu sagen, so kan ich aus vielmaltiger Erfahrung versichern, daß ich zu Bononten, Rom, Florenz, Neapel, und an viel andern Orten in Welschland, auch selbst zu Messina Backwerk geessen, so besonders schmackhaft und leicht war.

Zu Anfang dieser Reisebeschreibung habe ich von dem hangenden Thurm zu Pisa geredet. Man  
mus

mus nicht denken, daß er der einzige in Italien sei. Die Stadt Bononien hat dergleichen einen, Namens la Carisanda, wie der Baumeister, oder der Stifter, gehessen. Dieser Punct in der Geschichte ist ziemlich gleichgültig, und keineswegs ins Klare gesetzt. Der Thurm ist viereckigt, und um einen Diameter schmaler als der zu Pisa; mithin hindert die runde Gestalt eigentlich nicht, daß er einfalle. Er ist ziemlich nahe an einem andern geraden Thurm, durch welchen er viel abhängiger aussieheth, als es scheinen sollte. Derselbe heißet de gli Asinelli und ist von einem aus dem Geschlechte de Gli Asinelli. Beide Gebäude sind weder wegen ihrer Materialien, noch wegen der Zierraten, merkwürdig. Sie sind sehr blos, von gemeinen Steinen, und ich sehe nicht ab, wozu man sie habe bestimmen können. In meiner zweiten Reisebeschreibung von Italien werde ich von einer viel geringern Stadt, als Bononien, reden, welche weit mehr und schönere Thürme hat.

Vor Alters war in Frankreich und Italien der Thurm ein Zeichen der Herrschaft. Noch weit im vorigen Jahrhundert hatten wir den Thurm des Louvre, den man den eisernen Thurm nannte, und der der Hauptort der Domainengüter unserer Könige war. Die meisten Lehengüter in Welschland, und besonders im Königreich Neapel, haben in dem

Falle einen dikern und höhern Thurm als die andern, wenn ihr Schloß deren mehrere hat, welches der Ort ist, wo sie ihre Unterthanen in Pflicht nehmen. Gemeiniglich nennet man sie Rocca, weil man sie auf einen hohen Ort, welcher mehrentheils ein Fels ist, bauet.

Der Gottesdienst wird in den Kirchen zu Bononien mit vieler Majestät und Andacht gehalten. Ich bin dadurch, sowohl in der Dom, als in allen andern Kirchen der Stadt, sehr erbauet worden. Ich habe daselbst mit Erstaunen wahrgenommen, daß die Küster, welche sonst vor andern wenig Ehrerbietung vor heilige Orte und Sachen haben, in dieser Stadt sehr ehrerbietig sind, und hierinne vielleicht alle andere übertreffen. Denn es schelnet, daß sie durch die Länge ihres Amtes, in etne gewisse Vertraulichkeit mit Gott kommen, welche sie von dem größten Theil der Ehrfurcht freimachet, den ihm alle andere Geschöpfe schuldig sind.

Man erzehlet, daß Philipp II. König in Spanien, als er zu Madrit in der Kirche U. L. F. von Atochalez war, einen Religiosen sah, der ohne viele Umstände d. i. ohne auf die Knie zu fallen, das H. Buch anzubeten, vor einem Altar vorbeiging. Dieser Herr, von dieser ungebührlichen Aufführung geärgert, fragte einen bei ihm stehenden Grosen, ob er diesen Religiosen kente. Als ihm

Ihm dieser Herr geantwortet, daß er ihn nie gesehen, und nicht kente, versezte der König, er ist sicher ein Jud, oder ein Küster.

Ich habe diese Geschichte unsern Französischen Küstern oft erzehlet, damit sie die Schande vor Juden angesehen zu werden, bewegen möchte, ihren Dienst mit mehr Anstand und Ehrfurcht vor die Göttliche Majestät zu thun. Bisher habe ich nichts ausgerichtet. Gott gebe, daß die öffentliche Warnung, die ich hier an sie ergehen lasse, einigen Eindruck in Ihre verhärtete Herzen machen, und die angenommene übele Arten ablegen möge.

## Siebendes Capitel.

Des Verfassers Reise nach Ferrara.

Beschreibung dieser Stadt.

Als meine Geschäfte zu Bononien berichtigt worden, welches so eben nach meinem Wunsche ausfiel, wolte ich Ferrara sehen, welches nur 20. bis 30. Meilen von iener Stadt weglieget. Man kan zu Wasser dahin kommen, alle Morgen gehet eine große Barke von Bononien ab, und langet Abends zu Ferrara an. Das ist eine wohlfeile Fuhr. Sie gehet sehr sanft und der Weg ist angenehm, ich hatte mir aber seit meines Abentheuers zu Livorno vorgenommen, mich dergleichen Schiffe

nicht mehr zu bedlenen, wo man mit unendlich vielen Gesindel vermengt wird. Ausserdem war mir die Landesart zu gut bekant, als daß ich nicht hätte wissen sollen, daß man die Religiosen, welche in einer Calische, oder Cänste ankommen, auf eine ganz andere Art in den Klöstern ansiehet, als diejenigen, welche mit dergleichen Fuhren, oder welches noch ärger ist, zu Fus anlangen.

Ich bat demnach den P. Gentili, mich noch auf dieser kleinen Reise zu begleiten, und mietete eine Calische, worauf wir bei frühem Morgen nebst meinem Diener abreiseten. Es war schon sehr warm, und in Itallen mehr, als an andern Orten in Europa, und es gehöret mit zur Klugheit des Reisenden, daß er sich nicht zu sehr der Sonnenhitze aussetze. Wir machten einen guten Theil des Weges am Ufer des Canals, in welchen man die beiden Flüsse von Bononien eingeschlossen. Der Weg war schön und eben. Zur rechten Hand sahen wir das Schloß Bentivoglio, wovon die bekante berühmte Familie dieses Namens solchen bekommen, oder den ihrigen ihm gegeben hat, welches ich aber nicht bestimmen kan. Wir kamen aber nicht dahin, obgleich recht schöne Sachen da zu sehen sein sollen. Wir langten Abends zwischen 4. und 5. Uhr zu Ferrara an, und stiegen in unserm prächtigen und reichen Kloster aldort ab. Der P. Gentili wurde

wurde alda ungemein wohl aufgenommen, und ich in Rücksicht seiner ebenfals. Wir wurden unvergleichlich wohl beherberget und bewirthet. Das Kloster ist gros, sehr wohl gebaut, und mit vielen Malereien, und einer recht guten Büchersammlung bereichert, welcher die Freigebigkeit des gelehrten Celio von Calgagnino wohl zu statten komt, der solche mit seinen Griechischen und Lateinischen, auch Italienischen Handschriften, nebst den Büchern seines eigenen Vorraths vermehret. Seine Grabchrift ist auf einem prächtigen Marmor, beim Eingang in den Büchersal, und sein Leichnam in der Kirche. In diesem Kloster sind wenig Religiosen, weil die Luft besonders in dem Herbst, wegen der Dünste, so die Sonne aus den Morästen ziehet, böse ist, und wegen des niedern Erdreichs um die Stadt, wo der Po, wenn er sich ergossen, und auf einer gewissen Höhe stehet, und die Wasser, welche weder durch Canäle weggeschaffet werden, noch durch hinlängliche Abfälle ablaufen, aldort so lange stehen bleiben müssen, bis sie die Erde verschlungen, oder die Sonne ausgetrocknet und in Dünste verwandelt hat, welches nicht geschehen kan, ohne in der Luft eine sehr grose Unreinigkeit, und hernach hartnäckige und gefährliche Krankheiten vor die Eingebornen des Landes, und noch etwas mehr vor die Fremden zuweg zu bringen. Die Luft

Ist dicht und schwehr. Die Sonne, ob sie gleich sehr lebhaft und heis ist, schelnet allezeit mit einem feuchten Reife überzogen zu seyn, welches das Elima schwehr machet. Jedoch machen alle diese Dinge zusammen, daß die Felder gemeinlich fruchtbar, und leicht zu bauen sind. Der Weizen, der Reis, und alle Arten Getraide, geraden daselbst vollkommen. Die Weinstöcke sind ungemein ergiebig. Der Wein ist schwehr, und hat was von der Schwere der Luft, aber die Eingebornen sind verwöhnet und trinken ihn reichlich.

Ich weis nicht, ob hieraus nicht zu folgern wär, daß die Einwohner von den Schweizern oder Teutschen abstammen. Das Fleisch ist fett und weich, Geflügel giebt es genug, besonders Tauben; die Kapaunen sind saftig und ungeheuer gros. Schade ist es, daß man in einem so schönen und guten Lande eher als man will, auch ohne die Hülfe der Aerzte stirbt, und es ist dis Land entsezlich ausgestorben. Ich glaube, daß die Unmäßigkeit hierzu so viel, als die ungesunde Luft beiträget, dann es ist ein Irthum, wenn man die Italiener vor sehr mäsig hält, sie sind es gar nicht, und die Lombarder noch am allerwenigsten.

Man behauptet, es wäre, als die Fürsten aus dem Hause daselbst herrschten, die Luft besser und das Landvolke reicher gewesen. Die Stadt,

wei.

welche vier Meilen im Bezirk haben soll, hatte damals mehr als 50000. Einwohner. Dermalen ist solche Zahl sehr geschmolzen, und ich wolte es nicht über mich nehmen 10000. Menschen da zu finden. Zwar wohnen sie allerdings desto geräumiger, aber ihre Felder werden viel schlechter gebauet, und die Handlung ist verschwunden. Der Adel, welcher seine Ursachen hat, die Regierung der Selbstlichen nicht zu lieben, hat sich an Orte gezogen, wo er sein Glück mehr nach seinen Neigungen, durch den Degen machen kan, an statt daß das Glück, so man durch den schwarzen Kof machet, entfernt, schwer, und unsicher ist, auch insgemein viel Zeit, Gedult und Geld erfordert, bis man zu dem Posten gelanget, welchen ehemals die zwei und siebenzig Jünger inne hatten. Nun ist zwar der Weg nicht so gefährlich, als der Kriegsstand, wie würde es aber mit uns aussehen, wenn ledermann auf seinem Bette sterben wolte, und die Aerzte ganz allein das Vorrecht hätten, die Erde zu entvölkern? Bald würde die Welt zu enge werden.

Hervon hat man nichts in Ferrara zu besorgen. Ihre schöne breite Gassen, welche schnurrecht, und sehr niedlich, auch wohl gepflastert sind, ihre prächtigen Plätze, welche vortrefliche Bildsäulen von Metall zieren, sind öde; man wird daselbst nirgend gedrängt, und wenn der Legat auskomt,

so haben seine Schweizer und Kürassiere nicht nöthig, das Volk wegzuwelsen, damit er Platz habe, und sie ordentlich in ihren Gliedern fort marschiren können.

Fürwahr, nichts ist trauriger, als eine so schöne Stadt fast ausgestorben zu sehen, welche täglich in ein größers Elend verfällt, und sich im Kurzen selbst zu Grund richten wird, wenn ihr Herr keine den Nöthen seiner Unterthanen gemäßere Entschliefungen faßt, noch auf seinen eigenen Vortheil darinne siehet, daß er dieses Land aufs neue bevölkert, welches, so bald man es bauet, kein Kirchhof mehr sein wird, deswegen mus man die Wasser mit Gräben wegschaffen, welche in Ermangelung eines Abfals, auf der Erde versinken müssen, woher sie die Luft verderben und anstecken.

Man kan leicht aus der Schweiz und aus Teutschland so viel Catholische Familien kriegen, als man bedarf; man soll ihnen die öden Felder und lere Güther einräumen, so wird man gar bald das Land wundersam bevölkert, die Felder gebauet, die Handlung hergestellt und blühend, auch Legionen Soldaten sehen, ihren Fürsten und Wohlthäter zu vertheidigen.

Ferrara ist seit vielen Jahrhunderten ein Lehen der Römischen Kirche gewesen, womit die Päbste die Prinzen aus dem Hause Este unter den Namen

men eines Markgravthums, und nachmals als eines Herzogthums belehnet haben. Borso wurde von Paul II. zum ersten Herzog von Ferrara gemacht. Dieser Fürst starb 1471. und wurde wegen seiner seltenen Eigenschaften von seinen Unterthanen, selbst von ganz Italien bedauert. Man siehet sein Grab in der von ihm gestifteten Carthause, die er mit einer Königlichen Freigebigkeit aussteuerte, und seine metallene Bildsäule zu Pferd siehet auf dem Hauptplatz vorm Rathhause.

Sein Bruder Hercules I. dieses Namens, und zweite Herzog von Ferrara, folgte ihm. Selbiger hatte mit dem Pabst Sixto IV. und den Venedigern, die ihn seiner Lande entsetzen wolten, große Strittigkeiten. Seine Tapferkeit, und der Besstand, den ihm die Fürsten in Italien leisteten, hinderten seine Feinde, seine Staten ihrem Vertrage nach, unter sich zu theilen. Er erweiterte, bevestigte und verschönerte seine Hauptstadt sehr, und starb 1505. mit Hinterlassung 4. Prinzen und 2. Prinzessinnen von seiner Gemahlin Leonora, König Ferdinands von Neapel, Tochter.

Alphons, I. dieses Namens, sein ältester Prinz, folgte ihm, und ward der dritte Herzog von Ferrara, hatte auch die nemlichen Feinde, wie sein Vatter. Der Pabst auf einer und die Venediger auf der andern Seite bekriegten ihn lange.

Diese letztere bemächtigten sich des Mitternächstlichen Theiles seiner Staten, so Polesino de Rovigo hies. So heißt man die Bezirke welche der Po mit seinen verschiedenen Armen einschlieset, und sie sind dermalen noch im Besitze ienes Landes. Die Pabste eroberten Modena, Reggio und fast alles übrige Land, Ferrara und Commachio ausgenommen.

Nachdem endlich im Jahre 1523. Clemens VII. auf den Päpstlichen Stuhl erhoben, und hernach von der Armee Kaiser CARLS V. in der Engelsbnrg belagert worden, machte sich Alphons dieser günstigen Zeit zu Nutz, alles Land, so ihm die Pabste genommen, wieder zu erobern, ausser Modena, so er nicht bekommen konnte

Als zwischen dem Pabst und Kaiser Friede worden, kam dieser nach Bononien, um sich alda von Clemens VII. die Kaiser Krone aufsetzen zu lassen. Alphons wohnte diesem Gepränge bei, und beschwehrete sich über des Pabstes widerrechtliche Vorenthaltung seiner Lande. Nach ziemlich langen Verhandlungen nahmen der Pabst und der Herzog von Ferrara den Kaiser zum Schiedsrichter an, und gelobeten, seinem Ausspruche sich zu fügen. Der Kaiser willigte unter der Bedingnis darein, daß man die Stadt Modena als ein Pfand, ihm einräumen sollte. Da dieses geschehen, that der Kaiser

Kaiser das folgende 1531. Jahr zu Gent in Flandern, im April, einen Ausspruch, und verurtheilte den Herzog von Ferrara, daß er den Pabst hundert tausend Goldgulden, die eine Hälfte am nächsten St. Petersfest, und die andere das Jahr darauf, wie auch alljährlich 7000. Goldgulden vor die Leihenserkenntnis an die Kirche zahlen sollte, gab auch in Gemäshheit des Vertrags demselben die Stadt Modena wider, und ersuchte dem Pabst, Alphonsen die Belehrnung zu ertheilen, und das vorgegangene zu vergessen. Der Pabst wolte sich diesem Spruche gar nicht unterwerfen, Alphons aber brachte die Summe von 60000. Goldgulden, und legte sie zu Rom nieder, ohne jedoch bei seinen Lebzeiten von Pabste etwas zu erhalten. Paul III. bezelgte sich desfalls anders, nahm das Geld an, und diese wichtige Sache wurde unterm Hercules III. Alphonsens Sohne, welcher den 31. October 1534. verbliehen, geendiget.

Hercules II. dieses Namens, ältester Prinz, wurde zum Herzog von Ferrara erkläret. Derselbe hatte Renatam Ludwigs XII. Königs in Frankreich Tochter geheirathet; des folgenden Jahres gieng er nach Rom, und erhielt vom Pabste die Belehrnung über seine Staten. Er gieng 1558. mit Tode ab, und hatte Alphonsen II. zum Nachfolger, welcher der fünfte Herzog von Ferrara war.

Er

Er regierte seine Lande als ein großer Fürst und wahrer Vater. Nach dem Beispiele seiner Vorfahren, vergas er nichts, seine Hauptstadt zu zieren, und auf die Universität, welche Kaiser Friederich II. im Jahre . . . alda errichtet, die Gelehrten vom ersten Range in allerlei Wissenschaften zu ziehen. Er überhäufte den berühmten Tasso, Verfasser des befreiten Jerusalems, und viele andere, mit Wohlthaten und Ehre. Endlich starb er nach einer gegen 38. Jahre gedauerten glücklichen und gesegneten Regierung den 27. October 1597. ohne Leibeserben, ob er gleich dreimal vermählet gewesen. Vor seinem Ableiben hatte er Casarn von Est, welcher der Sage nach von Alphons I. abstammet, zu seinem alleinigen Erben erklärt.

Des folgenden Tags den 28. October wartete der Richter der Weissen, d. i. der Vornehmste im Rath, in Begleitung dieser ganzen ansehnlichen Gesellschaft, und aller Stände der Stadt, dem Prinzen Casar im Herzoglichen Pallast, den man die Festung nente, auf, und bat ihn zu erlauben, daß man ihn zum Herzogen von Ferrara erklärte, wobei er ihm zugleich ein Zepter und einen bloßen Degen überreichte. Dieser Fürst nahm beides ohne sich zu wehren an, und schwur, da er am folgenden Tag in Ceremonie in die Domkirche geführt worden auf  
die

die Evangella, seine Unterthanen, wohl und welse zu regieren.

Aber Pabst Clemens VIII. hielt nicht vor rathsam, ihm diese Mühe übernehmen zu lassen. Sobald er vernommen, daß Alphons II. ohne Selbserben Todes verblieben, lies er dem Prinzen Cäsar verblethen, die Herzogliche Würde von Ferrara anzunehmen, und antwortete dem Botschafter, so dieser Herr, um ihm den Vorgang zu berichten, abgeordnet, daß, weil der Herzog von Ferrara ohne Kinder das Zeitliche gesegnet, seine Länder mit allem Rechte der Kirche, wohin sie zu Lehen rührten, heimgefallen, und daß es vergebens wäre, eine Wahrheit in Zweifel zu ziehen, die sich aus den Lehenbriefen veroffenbarte, vermöge welcher die Herzoge von Ferrara, die Domainen und Herrschaften besessen hätten, welche an die Kirche zurütkgefallen, und welche selbige neuerlich wegzugeben nicht gemeinet sei.

Mit solcher Antwort schickte man den Botschafter des Prinzen Cäsars, nach Hause. Als inzwischen der Pabst ein zahlreiches Consistorium versamlet hatte, zu wissen, was bei dieser wichtigen Ereignis zu thun wär, waren die Meinungen getheilet. Einige wolten, daß man hurtig Truppen werben, und den Prinz Cäsar mit gewafneter Hand, entsetzen solte. Andere waren der Meinung,  
daß

daß man sich der gewöhnlichen Banstrahlen des Vaticanus zu bedienen hätte. Die gelindesten behaupteten, man müste den Weg der Ermahnungen einschlagen, um in Unterhandlung zu treten, die eine geschickte Person führen könnte, welche nicht unterlassen würde, der Kirche nuzlicher zu sein, als was man mit geistlichen und leiblichen Waffen ausgerichten dürfte, daher man sich unverrichteter Dingen von einander begab. Aber einige Cardinäle gaben dem Pabste insgeheim den Rath, er möchte eine vertraute Person nach Ferrara senden, die Vornemsten des Rathes, durch vorthellhafte Versprechungen zu gewinnen, und zu veranlassen, den neuen Herzog zu verlassen, die Sache der Kirche zu wehlen, und alle ihre Geschöpfe dazu zu vermögen. Dieses Gutachten wurde genehmiget, man schickte in Kunstgriffen und Unterhandlungen geübte Leute nach Ferrara, gab ihnen ein Beglaubigungsschreiben, und alles was zu ihrer Absicht dienen konnte. Sie arbeiteten mit so viel Glück und Geheimnis, daß der Prinz sich baldwile verlassen sah. Er wurde so gar genöthiget, die Werbungen zu unterbrechen, die er angefangen hatte, indem er fand, daß die Ferrarer nicht mehr so, wie im Anfange, gesinnet waren. Dieser glückliche Fortgang reizte die Agenten des Pabst, daß sie gegen den Herzog ein Ermahnungsschreiben an der Kirchthüre im Dom anschlagen liesen.

Dies

Dieser Fürst sahe solches Unternehmen vor eine Beleidigung an, und wie er noch etwas von der Treue seiner Unterthanen, deren Sinnesänderung er noch nicht ganz wuste, zu erhalten hoffte, so ergrif er von allen möglichen Mitteln das schlimmste, nemlich, er schickte einen zweiten Botschafter nach Rom, dem Pabst zu melden, daß er nichts gethan, so ihm hätte dergleichen Schimpf zuziehen sollen, er hätte einen Thron bestiegen, der seinen Vorfahren, deren rechtmäßigen Erbe er war, von Rechts wegen zugestanden hätte, und er hänge auf keine Weise von der Römischen Kirche ab.

Mehr brauchte es nicht, den ganzen Römischen Haß wider ihn in Harnisch zu lagen. Auf allen Seiten wurden die geistlichen und weltlichen Waffen gewezet. Der Pabst lies hurtig werben, und silberne Münzen prägen, wo man auf einer Seite das Wappen der Aldobrandino, welches sein Geschlecht war, und das Schloß des S. Peters, in der Mitte eines stürmischen Meeres, mit diesen Worten sah, Non praeualebunt, damit vorläuffig anzuzeigen, daß die Kriegsvölker des Prinzen Casars, und die Hülfe, so er von seinen Bundesverwanten hoffte, keinen Vortheil über die Kirche erhalten würden.

Es blieb aber der Pabst nicht dabei; er hielte vor gut, die geistl. und weltlichen Waffen zu verein-

eint.

einigen, that den Prinzen Cäsar an Weihnachten desselbigen Jahres in Bann, und erstreckte den nemlichen Bann auf seine Kinder, seine Verwandten und überhaupt auf alle, die ihm helfen würden, sein anmaßliches Recht auf das Herzogthum Ferrara zu behaupten.

Inzwischen schickte er aus dem Triebe einer Güthe, welche dem gemeinsamen Vatter der Gläubigen wohl anstehet, der nicht das Verderben seiner Kinder, sondern ihre Besserung will, und daß sie leben sollen, den berühmten Jesuiten, Benedict Palma zum Prinzen, der das Gemüthe des Cäsars so gut zu lenken wußte, daß er ihn bewog, dem Legaten, welcher einen Vergleich mit dem Pabst zu vermitteln, gegen Bononien auf der Reise war, seinem Vetter, den Herzog von Urbino, entgegen zu senden.

Der Herzog von Urbino fand den Legaten zu Fienza. Solches war der Cardinal Aldobrandino, des Pabst Nepot, ein Mann, dessen hoher Verstand die Gebrechen seines Leibes, vortheilhaft ersetzte, denn es war klein, übel gewachsen, hatte das Gesicht ausnehmend voll Pockenarben und wenig Bart, welcher noch dazu feuerroth gewesen, hingegen besas er unendlich viel Artigkeit, war freigebig, zuvorkommend ohne Eigenliebe, hatte einen richtigen, weitsehenden und durchdringenden Verstand,

stand, war beredt und konnte überzeugen, mit einem Wort, gerade der Mann, wie er sein mußte, das Vertrauen eines so großen Papstes zu verdienen, als Clemens VIII. gewesen.

Der Herzog von Urbino, wurde unvergleichlich wohl aufgenommen, er trat mit dem Legaten in Unterhandlung, und verstand sich dazu, daß sein Vetter allen seinen Rechtsansprüchen, auf das Herzogthum Ferrara Verzicht thun, der Obrigkeit die Merkszeichen seiner Würde wieder geben, sich in den Pallast von Diamans begeben, daselbst als eine Privatperson leben, und sein ältester Sohn Alphons in Bononien, bis zu gänzlicher Erfüllung des Vertrages, von seiner Seite als Geisels verbleiben sollte.

Cäsar erfüllte die Bedingungen, des vom Herzog zu Urbino, in seinem Namen zu Stand gebrachten Vertrages heilig, und begab sich, nachdem die Ehrenzeichen seiner Würde, dem obersten Rathsmann übergeben, den 28. Jenner 1598. mit Frau und Kindern, Gepäcke und den kostbaren Geräthschaften weg, die er aus dem Herzoglichen Pallast weggenommen, und gieng nach Modena, so ihm gehörte.

Nachdem der Legat des Prinzen Cäsars Wegzug von Ferrara vernommen, schickte er zwei Apostolische Notarien dahin, welche in Gegenwart

des Senats und Volkes, den zwischen dem Legaten und Prinzen Cäsar errichteten Vergleich, mit lauter Stimme ablasen, worauf der Rath eine Abordnung an den Legaten schickte, um ihm wegen des durch seine weise Anstalten verschafften Friedens zu danken, und zu bitten, daß er den Besitz von der Stadt ergreifen möchte. Er kam auch in der That einlge Tage darauf hin, nahm Besitz vom Herzogthum, lies die Fahnen der Kirche auf die Thürme der Festung aufmachen, und nahm die Huldigung von allen Ständen der Stadt, und des Herzogthums ein.

Der Pabst wolte das neue Land sehen, so die Kirche unter seiner Regierung erworben. Den 13. April, des nemlichen 1598. Jahres, reisete er von Rom ab, und langte den 1. Mai in einem Aufzuge an, der der Feder des Cardinal Bentivoglio würdig war, welcher uns eine ausführliche und sehr berechte Beschreibung, wo der Leser nachsehen kan, hinterlassen hat. Dieselbe verdienet gewis alle seine Aufmerksamkeit, und die erhabenssten Lobsprüche.

Auf solche Art, kam diese schöne und grose Stadt mit ihrem Gebiete wieder an die Kirche. Die ansehnlichste Stadt dieses States nach der Hauptstadt, ist Commachio, eine vormals wichtige Stadt, und woraus man mit wenig Kosten eine fast

fast unüberwindliche Festung machen könnte. Dies  
selbe lieget mitten auf einem morastigen See, wel-  
cher mehr als 12. Meilen im Umkreise hat, und  
sich in das Adriatische Meer ergießet. Die vor-  
nehmste Einnahm von Commachio, bestehet im Aal-  
fangen, im See, wo man deren von einer unge-  
wöhnlichen Größe und so viel fanget, daß man  
ganz Italien damit verlegt. Der meiste Theil ders-  
selben wird eingesalzen, damit man sie versüßren  
und wohl aufheben kan. Sie solten einen Versuch  
thun, sie, wie man in Canada thut, zu dörrren.  
Das Salz, das man darauf thun mus, frist ihr  
Fett, und vermindert ihren Saft und Süche sehr.  
Diese Fischerel war um 80000. Römische Thaler  
verpachtet. Man versicherte mich, die Stadt wä-  
re so verfallen, daß ich nicht gut besand, sie zu se-  
hen, oder um Aale zu essen, eine besondere Reise  
dahin zu thun.

Der Kaiser Joseph nahm in dem Streitze,  
welchen er wegen des Königreiches Neapel, mit  
Pabst Clemens XI. hatte, Commachio weg.  
Es würde ihm eben so leicht gefallen sein, Ferrara  
zu bekommen, es hatte ihm aber weniger eingetra-  
gen. Die Italiener sagten, daß seit dem die Teuts-  
schen zu Commachio gewesen, die Aalen die Flucht  
genommen, und daß sie sich lieber anderswo fangen  
liesen, indem sie sich ein Gewissen daraus machten,

Leuten nützlich zu sein, welche sie, weil sie ein Gutth des H. Peters vorenthielten, gleichsam als im Banne stehende anzusehen hätten. Ich möchte wohl wissen, ob sie dieser H. Fischer wieder in sein Neze gebracht hat, seit dem der Kaiser dem jetzt regierenden Pabst, Benedict XIII. die Stadt wieder gegeben.

Die Herzoge von Ferrara hatten zwei Palläste in der Stadt, der älteste, den man die Feste nente, lieget fast mitten in der Stadt. Er ist auch in der That uralt, mit Backsteinen gebauet, und einem breiten Graben, mit fließendem Wasser umgeben. Er ist viereckigt, und hat an jedem Winkel einen Thurm, in deren einem eine Wendeltreppe, welche sehr bequem, ein großer viereckiger Hof, welcher mit bedekten Gängen umgeben, worunter man die Fürsten aus dem Hause Est, bis auf Alphons II. gemallet hat, und den ganzen Erdboden einnimmt. Dieser Herr war der unterste, daraus man die unglückliche Vorbedeutung zog, daß er auch der letzte Herzog von Ferrara sein würde. Dieser weite Pallast, wird von den Legaten bewohnet, welche die Päbste, seitdem sie daselbst Herren sind, als Statthalter dahin gesendet haben. Aber dieser Prälat und sein ganzes Haus, bewohnen ihn doch bei weitem nicht, ob sie wohl Sommer- und Winterzimmer darinnen haben. Mir wurden einige Zimmer gewiesen,

wiesen, welche mit Marmor, Bildhanereien und Vergoltung, von den alten Herren her, gezieret sind. Das übrige ist ziemlich einfältig und ganz im alten Geschmacke. Das Thor ist gegen Südwesten, und gehet auf einen Platz, wo man Fische verkauft, und einige Schritte weiter gegen Südwesten findet man einen andern großen Platz, wovon die Hauptkirche, so man den Dom nennet, die Seite gegen Südwest ausmachet. Auf solcher Seite hält man den großen Markt.

Das Kloster meines Ordens ist ohnweit des Pallastes. Sehr nahe daran sind die Theatiner, auch hat man nicht weit zu den Jesuiten und Franciscanern. Ich glaube, daß dermalen zu Ferrara so viel Priester, Mönche, Nonnen, Kirchen und Klöster sind, als es Häuser und andere Leute dafelbst giebt. Die Universität bestehet aus dem einzigen Jesuitercollegio, und ist doch nicht zahlreich. Die Rechtsgelehrsamkeit und Arzneikunst haben sich nach Bononien geflüchtet, und das ist vor solche arme Stadt ein Glück.

Der neue Pallast der Herzoge wird der Diamantepallast genennet, weil der weisse Marmor woraus er gebauet worden, auf Diamanten Art spizig zugehauen worden. Er ist nicht so gros als

der alte, aber viel besser eingethellet, wohnbarer und zierlicher. Urban VIII. hatte ihm den Prinzen Cäsar gelassen, welcher ihn seinem Herrn verkauft hat, in der Meinung, daß es sich vor ihn nicht schickte als eine Privatperson in einem Orte zu leben, wo er Herr gewesen, und auf welchen er immer große Ansprüche behält.

Obgleich die ganze Stadt mit der friedsamem Regierung der Kirche sehr zufrieden zu sein scheint, so hielt dennoch der Pabst vor gut, den guten Willen der Einwohnern durch eine Citadelle ohnabfällig zu erhalten, welche er gegen Südwesten der Stadt, und ohnweit eines Armes vom Po, der bei den alten Mauern vorbei fließet, aufbauen lassen. Es ist solche eine regelmäßige Pentagonone, und sind die Cortinen derselben mit großen Halbmonden bedeket, die eine noch kleinere in sich begreifen, welche die force einer anliegenden Bastei zu beschützen zu einer untern Flanke dienet. Die Basteien sind groß, und haben Casematen mit viereckigten Dreiklons bedeket, nebst Scheinflanken an dem äußersten der Cortinen. Die Contrescarpe ist mit einem verdeckten Wege mit Allmenbäumen befestiget, und wird alles ganz gut im Stand erhalten. Fünf oder 6000. Mann  
gut

gute Truppen unter guten Officieren und mit Krieges- und Mundbedürfnissen genugsam versehen, könnten auf diesem Posten einen starken Widerstand thun. Das Glacis gehet an einigen Orten bis zum Po Ufer, wo man eine Rinne gemacht, die das Wasser führet, womit sie angefüllet sind.

Wir hatten einige Mühe, in diese Festung zu kommen. Ein fünfeckiger Platz ist der Mittelpunkt derselben. Es sind Wohnungen vor weit mehr Kriegsvölker daselbst, als mir da zu sein schienen, wie auch viel Geschütze, schöner Vorrath, und ein Zeughaus, wo vor 25000. Mann Gewehr sein soll, wir konnten es aber nicht zu sehen kriegen.

Die ganze Seite der Stadt gegen Mitternacht ist lediglich mit großen altväterischen Thürmen besetzt. Die Mittag- und ein Theil der Morgenseite haben Bastien mit Casematen und Dreillons, wovon einige rund, andere viereckig, und andere viereckig und andere von aussen eckig sind. Ich habe in diesem ganzen großen Umfang nur drei Halbmonden gesehen, wovon der allerbeste die St. Paulspforte neben der Citadelle dekret. Die Gräben rings herum sind sehr breit

und voll Wasser. Ich glaube, es ist ein bedekter Weg da gewesen, denn ich habe an mehreren Orten die Spuren davon gefunden.

In vorigen Zeiten hat diese Stadt viele große Männer geböhren, deren Gräber man in unterschiedlichen Kirchen siehet, nemlich Ariosto den berühmten Verfasser des Gedichtes Orlando furioso, oder der rasende Roland, der bei den Benedictinern ist, die zwei Strozzi, Vater und Sohn, vortreflich lateinische Dichter, welche in der Dominicanerkirche liegen, Johann Menard ein Philosoph und Arzt, Sandeus, ein Rechtsgelehrter und Bischof zu Lucca, der Cardinal Bentivoglio, Johann Maria Berrani, der P. Riccioli, Jesuiterordens, ein gelehrter Mathematicer, der P. Hieronymus von Savonarola, den man den Martyrer der Wahrheit nennen kan, und viele andere, die hier geböhren worden. Vielleicht kriege ich in meiner zweiten Italienischen Reisebeschreibung Gelegenheit von diesem letztern zu reden.

Endlich nachdem ich 3. ganze Tage zu Ferrara gewesen, und nach meiner Gemächlichkeit alles merkwürdige gesehen, kamen wir den 6. Tag über

über diese kleine Reise sehr vergnügt nach Bononien zurück. Wir trafen sehr späte ein, weil uns unsere Väter zu Ferrara noch zurückhalten wolten, auch mit Bedacht hinderten, den vorgesezten Tag abzureisen. So bald es Nacht werden wolte, sahen wir auf allen Seiten den Weg mit denen kleinen glänzenden Fliegen ganz bedekt, womit in America alle Hecken angefüllet sind. In Italien heisset man sie Luciole. Sie sehen recht wunderksam aus, weil sie ihr Licht hastig von sich geben, und immer in den Büschen, wo sie hingehen, unvermerkt ihren Ort verändern, daselbst aber bei Tag in Ruhe bleiben. Das sind natürliche Phosphori, die des Nachts das Licht, so sie während dem Tag gesamlet haben, von sich geben. Ich habe von diesen Insecten in meiner Reise in die Americanischen Inseln sehr ausführlich gehandelt.

---

### Achtes Capitel.

Der Verfasser reiset von Bononien ab, und langet zu Genua an.

Begegnisse auf seiner Reise.

Ich war gesonnen nach Loretto, sodann nach Rom, und im Rückwege über Florenz zu gehen,

H 5

unser

unser P. General aber gab mir zu verstehen, daß solches meine Rückreise nach America sehr verzögern würde, und den Angelegenheiten unserer Missionen in Frankreich nachtheilig sein könnte. Gleichwie die Bitten und der Rath unserer Superioren ausdrückliche Befehle und Verordnung vor uns sind, so entschloß ich mich durch die Lombardie, wenigstens so viel es die Sicherheit verstatete, nach Hause zu kehren. Ich gab meine Abschiedsbesuche, und miethete vor mich und meinen Purschen bis Genua eine Calische.

Aber ich hatte zu viel Vergnügen auf meiner Reise gehabt, als daß ich im Rückwege nicht ein wenig Verdruß aussiehn sollen. Unser General lies mich durch seinen Secretair ersuchen, die Helfte meiner Calische einem von unsern Vätern aus Gasconien einzuräumen. Auch in diesem Ereignis mußte ich meinen Gehorsam erproben, und dis kam mir theuer, denn ich kan nicht beschreiben, was ich mit diesem Manne auf unserer stägigen Reise auszustehen hatte. Zum weitem Unglück vereinigten sich 4. von unsern Religiosen, welche den nemlichen Weg reiseten, mit zwei Calischen mit uns. Zwei waren Franzosen, und zwei Spanier, und alle viere sowohl als mein Gas.

Gasconter waren solche Originalien in der Kniekererei, daß ich nicht glaube, daß man eine Copie davon nehmen könne. Ich mußte ein Pferd vor meinen Purschen mietzen, dieser einzige Umstand unterbrach meine Verzweiflung, weil ich ihn an meine Stelle in die Caleſche setzte und seine auf dem Pferde einnahm.

Wir reiseten den 13. Junii um 11. Uhr Morgens von Bononien ab, und langten nach einer Stunde in der Nacht zu Modena an. Es sind dahin 20. Meilen, d. i. sechs und zwei drittel Meilen, und zuvor hielten wir uns länger als eine Stunde in einem Dorfe, wo es halb Weg ist, auf. Auf unserer Reise entdeekten wir die Festung Urban, waren aber nicht alda. Solche Festung hat vier oder fünf Bastieen, welche die Einwohner des Landes mit den Citadellen zu Hilfe und Nahrung in eine Classe setzen. Fünf Meilen davon giengen wir auf einem Kahne über dem Fluß Panaro. Selbiger ist die Grenzscheidung zwischen den Staaten des Pabstes, wie auch ziemlich gros und gefährlich, wenn er durch das Regenwetter, und den schmelzenden Schnee von den Apenninen anschillet, und alsdenn wird man

man von den Pächtern oder Schifflenten entseztlich geschnüret.

An diesem Orte sieng ich an, die schlechte Art unserer Fuhrleute kennen zu lernen. Wir hatten ausgemachet, daß sie die Fehre und alle andere Zollschuldigkeiten so wohl für sich als für uns und unsere Waren bezahlen solten. Dem ohngeacht liesen sie uns durch die Schiffere Geld abfordern, worauf wir antworteten, daß uns solches nicht angienge, und es entstund ein langer und heftiger Streit, worein ich mich wenig mischte, indem ich bei Leuten war, die ihren Vortheil zu gut kanten, als daß ich hierinnen den mindesten Mangel befürchten dürfte. Wir bezahlten auch nichts, sahen aber überzeugend ein, daß unsere Fuhrleute schlechte Kerle waren, wovon wir auf der weitem Reise andere Proben genug bekommen.

Wir traten an demienigen Orte ab, wo die Religiosen meines Ordens waren, seitdem das Kriegsheer der beeden Kronen sich der Stadt bemächtiget, und unser Kloster und Kirche zu einem Vorrathshause und Spital gemacht hatte. Unsere Väter waren durchaus nicht damit zufrieden, und hatten Ursache dazu, denn genug andere

bere Orte in der Stadt wären zu solchen Sachen be-  
nuemer gewesen, sie waren aber nicht im Stande, eine  
Summe Geldes zu zahlen, welche die Commissairs  
forderten, um sodann das Magazin anderswohin zu  
verlegen. So sagte man es uns am Orte selbst, ohne  
daß ich deswegen Bürgschaft leisten mus, ob ich es  
gleich hier beibringe.

Wir wurden wohl aufgenommen, ohngeachtet wir  
Unterthanen der beeden Kronen waren. Der Herzog  
von Modena hat, indem er seine Hauptstadt verlies,  
unsern Vättern die vorherige Wohnung seiner Edel-  
knaben über seinen Ställen eingeräumt. Hier fan-  
den wir dieselben, und wurden von ihnen mit vieler  
Liebe aufgenommen und bewirthet. Ich konte in  
der Nacht kein Auge zubringen, so sehr war das Strü-  
gen, wo man mich und meinen Purschen einquartirte,  
mit Wanzen angefüllet, so bald auch der Tag anbrach,  
lief ich mit ihm in der Stadt herum.

Die Italiäner stehen insgesamt sehr früh auf, der  
Kühle zu genießen, und schlafen Nachmittag während  
der großen Hitze, und wenn sie binnen solcher Zeit ie-  
mand auf der Strassen hören, sagen sie, das es ein  
Nare oder Franzos sei. Meines Erachtens haben  
sie recht.

Ich war im Dom, es ist ein altes Gebäude mit  
einem sehr hohen viereckigten Thurm, an dessen Fufe  
in der Kirche das berühmte Siegel angewachet ist,  
welch

welches Ursache an dem langwübrigen Kriege zwischen den Petronii und Geminiani, d. i. den Bolognesern und Modenesern gewesen, welche den *S. Petron* und *S. Geminianus* zu Schutzheiligen haben. Am Ende ist das Siegel den Modenesern geblieben, welche es als ein Siegeszeichen aufheben, und nicht ermangeln, den Fremden zu zeigen. Der Officier der Kirche, der mirs sehen lies, und mich auf den Kirchthurm hinauf führte, erzählte mir die Geschichte Italiänisch, ich empfand aber nicht alles Vergnügen dabei, als ich gehabt hätte, wenn mir die Sprache besser bekant gewesen. Er bat mich viel verständlicher um eine Belohnung seiner Mühe, und ich vergnügte ihn. *Alexander Tassoni*, welchen wir unter den Namen *Tasso* kennen, hat auf eine scherzhafte Art die Geschichte dieses Siegels, und den deswegen entstandenen Krieg in einem Gedichte *la secchia rapita* beschrieben, und man mus ein starker Menschenfeind sein, wenn man bei Lesung desselben kein Vergnügen findet. Der Leib des *S. Geminiani* lieget in einer schönen Kapelle unterm Chor, solche ist voller Gelübde, welche die Zierraten der Kapelle unschicklich verstellen. Im Nothfalle könnte man sie wegen ihrer Größe eine kleine Kirche nennen.

Die Stadt schien mir oval, oder so auf die Art, zu sein, ihre Festungswerke waren in schlechtem Stande, und die damalige Besatzung bestund aus einem Batalion

lon

Ion Franzosen und einem Bataillon Spaniolen. Die  
 Gassen sind nicht schön. Sie haben bedeckte Gänge  
 wie in Bononien, aber sie sind meistens nieder, gerade,  
 ungleich, und haben weder die Häuser noch die öffent-  
 lichen Plätze was angenehmes. Ich sahe nichts wor-  
 aus ich hätte schliesen können, daß diese Stadt reich  
 wär, es ist auch fast gar keine Handlung da, ob sie gleich  
 in einen feiten und höchst fruchtbaren Boden lieget.  
 Die Masken, so da gemacht werden, rühmt man sehr,  
 und saget, daß die Benedtger, die dergleichen viel  
 brancken, solche alle von Modena kommen lassen.  
 Die Prinzen aus dem Hause Est und Nachkömmlinge  
 Casars, welcher nach Alphons II. Tode das  
 Herzogthum Ferrara pabst Urban VIII. abtreten  
 mußte, sind Herren vom Lande. Das Herzogthum  
 rühret dem Kaiser zu Lehen, und begreift außser Mo-  
 dena, die Städte Reggio, Carpi, Castelnovo, Cestola,  
 Cassuolo, und einige andere Ländereien, welche dem  
 Fürsten 3. bis 400000. Thaler eintragen, so vor et-  
 nen Herrn, der in der Welt Staat machen, und dem  
 Kaiser Lehengelder, Römermonate, und Winterquar-  
 tiere zahlen mus, wenig sagen will.

Das ist alles was ich von Modena sagen kan.  
 Wir reiseten späte dort weg, und wolten inzwischen  
 zu Reggio Mittags essen, und zu Parma schlafen, all-  
 wo wir ein wenig vor Nachts anlangten, nachdem  
 wir dreißig Meilen gemacht haben, denn man zehlet

15. Meilen von Modena nach Reggio, und eben so viel von Reggio nach Parma. Der Weg gefiel uns ausnehmend. Er ist durchaus gleich und eben wie ein Stubenboden, und stehen auf beiden Seiten weiße Maulberbäume, welche unten Weinfeser haben, die in die Höhe gezogen und in einander gewunden worden, d. i. von einem Baume zum andern, und da sie nach Art eines Laubwerks herabhängen, die schönste Zierde von der Welt vorstellen. Inwendig sind fast alle Felder mit solchen Bäumen, oder Fruchtbäumen als Fünfecke, nebst darzwischen gewundenen Weinfesern, so wie am Wege, bepflanzt, welchem ohngeacht diese Feldstücke Korn, und all anders Getraide und Gemüseware reichlich tragen. Da wir die schönste Zeit hatten, so waren die Wege trocken, und es rolte wacker drüber hin.

Einige Meilen von Parma begegneten wir Se. Hochfürstliche Durchlaucht, welche in einer prächtigen Kutsche mit 6. Pferden waren, und vorans einige Bediente zu Pferd, auch 7. bis 8. Lauser hatten, wie denn auch einige Bediente nachfolgten. Wir hielten stille, den Fürsten mit mehrerer Ehrerbietigkeit zu grüßen, worauf er uns sehr gnädig dankte. Einer seiner Bedienten erkundigte sich, wer wir wären, woher wir kämen, und wohin wir giengen, und als ihm diese Fragen alle beantwortet worden, ritte er spornstreichs zu seinem Herrn, ihm dasselbe zu berichten.

Wir

Wir stiegen im Kloster unsers Ordens ab, wo selbst wir sehr wohl aufgenommen wurden.

Die Staaten von Parma, Modena und Ferrara gehörten ehemals der Grävin Mathildis, dieser großen Gutthäterin der Römischen Kirche, welcher sie ihre Länder durch ihr Testament vermachte. Bis auf Paul III. haben sie die Päbste besessen, welcher als das Haupt des Hauses Farnese Parma und Placenz, unter dem Titel eines Herzogthums, seinem Sohne Peter Ludwig Farnese, vor das Fürstenthum Camerino und die Herrschaft Nepi, so den Farneseu gehörte, gab, welche, weil sie näher bei Rom lagen, folglich der Kirche gelegener waren, als das Parmesänische, so weiter davon lieget.

Peter Ludwig Farnese, erster Herzog von Parma, lies zu Parma und Placenz Citadellen anlegen, seine neue Unterthanen bei ihrer Pflicht zu erhalten, aber aller seiner Vorsicht ungeachtet, ermordeten ihn die Vornehmsten des Landes zu Placenz, und seinem Sohne, dem Prinzen Octavio kostete es Mühe, und war noch ein besonders Glück vor ihn, daß er die Zusammenverschworne hinderte, die Festungen zu bekommen, und sich in Freiheit zu setzen, oder dem Kaiser zu unterwerfen, wie sie mit dem Statthalter zu Meisland ausgemachet zu haben schienen. Endlich wurde es ruhig. Carl V. dem es verdrossen, daß der Pabst dieses Lehen zu einem Herzogthum erhob, wurde

gut, und gab seine natürliche Tochter Margaretha von Oesterreich dem Octavio, und erkante ihn unter einigen andern Bedingnissen zum Herzog von Parma und Placenz. Aus dieser Ehe ist der berühmte Alexander Farnese, Statthalter in den Niederlanden, und der Held seiner Zeit, gewesen.

Man behauptet, daß dieser viel wichtigere Staat, als das Modenesische, seinem Herrn jährlich 500000. Thaler abwerfe, ohne die zufälligen Einkünfte. Er zahlet das Jahr 10000. Thaler Lehengeld an die Kirche. Ausser demselben hat der Herzog von Parma noch Rechtsansprüche auf das Herzogthum Casiro, Ronciglione, Montalto und andere benachbarte Orte von Rom, die ihm der Pabst als ein guter Vatter läßt, welcher seinen Kindern nicht alles bei seinem Leben geben will, aus Furcht sie möchten es verschwenden, oder die Ehrerbietigkeit gegen ihn ausser Acht lassen, wenn sie nichts mehr von ihm zu hoffen haben.

Die Stadt Parma ist sehr alt. Sie war eine Römische Colonie, und hatte beim Umsturz des Reiches von den verschiedenen Kotten, die allda entsündten, und deren Anführer alle nach der Herrschaft strebten, viel anzustehen. Kaiser Friederich, mit dem Zunamen der Rothbart, fand sie anständig. Anfangs wendete er alle Mittel an, welche die Staatskunst insgemein zu gebrauchen pfleget, die Leute zu verführen, als er aber sahe, daß diese Mittel nicht anschlugen,

gen, belagerte er die Stadt nach der Art seiner Zeit, und lies, wie er gewahr wurde, daß die Parmesaner keine Lust hatten sich einem Herrn, wie er, zu unterwerfen, ziemlich nahe an der belagerten Stadt eine Stadt, die er Victoria nente, anlegen, gab ihr einen Umfang von 4. Meilen, und wolte sie mit demienigen verherlichen und bereichern, was er von dieser Stadt, wo er sie eingenommen, bekommen würde. Aber es traf bei ihm das Sprüchwort ein, man mus die Rechnung nicht ohne den Wirth machen. Nach einer zweijährigen sehr blutigen Belagerung thaten die Parmesaner mit so viel Ordnung, Herzhaftigkeit, und gutem Geschike einen Ausfall, daß sie die Armee des Kaisers aufs Haupt schlugen, Victoria eroberten, verbranten, und bis auf den Grund solchergestalten zerstörten, daß man heut zu Tage nicht einmal genau wissen kan, wo sie gestanden.

Ob ich gleich eine so schöne und rühmliche That nicht tadeln will, so bin ich doch ein wenig böse, daß sie nicht ein Stücke von solcher Victoria übrig gelassen, damit sie zu allen Zeiten gegen iedermann einige Siegeszeichen von ihrer Tapferkeit aufweisen könnten. Ihre Nachbarn, die Modeneser haben ihren Ruhm besser zu retten gewußt, und das berühmteste Siegel, so sie den Bolognesern abnahmen, aufbehalten.

Parma ist eine grose Stadt und soll 4. Meilen im Umfange haben. Sie ist mit einer Citadelle von

fünf Bastieen, worein ich aber nicht gekommen, so wenig als in die andern Theile des Pallastes, befestiget, es war noch allzufrüh, als ich in der Stadt herum lief, um mich nach Möglichkeit umzusehen; ich sah nur die Aussenseiten, die mir sehr schön, und den Pracht des Fürsten recht gemäs zu sein schienen. Ich befahl die Ställe, welche recht schön und voll sehr schöner Pferde sind. Man wies mir nach Italiänischer Gewohnheit seine Staatskutsche ums Geld, welche gewis sehr schön und überaus kostbar ist.

Ich sah einige Kirchen und vornemlich den Dom, wie die Cathedralkirchen in Italien heißen. Es sind viele und recht schöne Gemälde des Coreggio darinnen, wie dann auch bei den Benedictinern, Recolleten, Franciscanern, Jesuiten und in unserm Inquisitionshause dergleichen sind. Ich hatte einen Kenner von Alterthümern zum Geleitsmann, aber die Zeit mangelte mir. Die Stadt wird durch einen Fluß, den man la Parma nennt, der vom Appenin komt, und sich 3. Meilen unter der Stadt in den Pö ergießet, in zwei ohngefähr gleiche Theile geschieden. Ich weiß nicht ob die Stadt dem Flusse, oder der Fluß der Stadt seinen Namen gegeben. Dem sey wie ihm wolle, Parma schien mir reicher, eine bessere Handelsstadt, und viel volkreicher als Modena zu sein. Es ist auch eine ansehnliche Universität und ein starker Adel daselbst. Die St. Michaelsstrasse gehet durch die

Die ganze Stadt, worauf schöne Häuser sind, es wohnen da viele Kaufleute, sie ist gerade, und soll eine Meile lang sein. Ich habe sie nicht abgemessen. Unterwegs trank ich mit meinem Alterthumskenner Chocolate, darauf führte mich derselbe wieder ins Kloster, wo ich meine Reisegefährten sehr unwillig auf mich antraf, daß mein Spaziergehen sie verhindert zur rechten frühen Zeit abgereiset zu sein, und ich Ursach wäre, daß wir nicht nach Placenz kommen würden, wohin nach ihrer Rechnung nur 36. nach unserer Fuhrleute ihrer aber 45. Meilen waren. Ich weiß nicht wer recht hatte, um aber meine unhöflichen Reisegefährten nicht brummen zu hören, gab ich meinen Purschen meinen Sitz in der Calesche und setzte mich zu Pferde.

Gegen II. Uhr langten wir zu Borgo Sando-  
mino an, und stiegen im Posthause ab. Ich bestellte bei dem Wirth das Essen, wobei er mich fragte, wie ich bedienet sein wolte, à pasto war meine Antwort, d. i. ich wolte mit Hausmanskost vorlieb nehmen, und wo niemand zugegen wäre, würde es mir lieb sein, wo man ein wenig auf Französische Art zurichtete. Wie sagte der Wirth, essen denn alle diese Priester nichts? Nein erwiederte ihm einer, unsere Gewohnheit ist, nur Abends zu essen. In Gottes Namen, sagte der Wirth, aber die Aerzte behaupten, daß man des Abends wenig essen müsse, wenn man ruhig schlafen, und auf die Gesundheit sehen will.

Vor diesem Essen besah ich in Begleitung eines jungen Menschen die Stadt, welchen mir der Wirth gab. Ich stieg auf den Thurn im Dom, denn es ist eine Bischöfliche Stadt, und sahe solche gnug, und ohne Mühe, indem sie ziemlich klein ist. Ihre Mauern schienen mir gut zu sein. Sie ist befestiget worden, und lieget so daß eine gute Bese daraus werden kan. Die Gassen sind ziemlich breit. Nach meiner Rechnung sind 18. oder 20. Kirchen, Klöster und Kapellen vor Bruderschaften allda. Die Cathedralkirche ist schön und wohl ausgeschmücket, und das ist alles was ich davon sagen kan. Der Ort schien mir wohl bewohnet und nahrhaft zu sein, wie er denn auch in einem fetten, fruchtbaren und sehr wohl gebautem Felde lieget. Es sind vortrefliche Weiden daselbst, und werden alhier und in der Gegend die sogenannten Parmesankäse in erstaunlicher Menge gemacht; man verführet sie in die ganze Welt, und zeigte mir ganze Magazine derselben.

Ich kam ins Wirthshaus zurück, und setzte mich allein zu Tische. Man trug mir eine Suppe mit kleinen Erbsen, ein Ragout, Reis mit geröstetem Kalbsfleisch, und eine grose gebratene Taube auf. Der Wirth sprach mir zu, und lies einen Schinken bringen. Er frischte mich zum Essen und Trinken an, auch hatte ich Artischocken in einer Pfefferbrühe, Erdbeeren, vortreflichen Käse, und roth und weissen Wein im Eis.

Ende

Endlich kriegten unsere Väter Appetit, als sie mich essen sahen, und fragten den Wirth, ob er ihnen ein Gerichte Macaroni geben könnte. Er sagte, er hätte sie so gut, daß man sie auf der Tafel Ihro Hochfürstl. Durchlaucht aufsetzen dürfte, dieselben aber wolten handeln, woran er versetzte, daß er billig wäre, und möchten sie nur in ein Nebenzimmer kommen. Sie giengen dahin, und ich merkte aus einer Bewegung des Wirths, daß wir einen Spas haben würden, wie auch sogleich geschah. Man brachte eine Schüssel Macaroni, welche er noch vom letzten Türkenkriege haben mußte, so trocken, hart und standigt waren sie, in Pfeffer und geriebenen Käse, und rochen sie sehr stark und unangenehm. Ich hörte unsere Väter über den Abgang des weissen Tischzeuches klagen, worauf der Keller keine Antwort gab. Nachdem sie zwei oder drei Mündvoll von diesem abscheulichen Essen zu sich genommen, vergieng ihnen die Lust, sie verlangten Brod und Wein, und bekamen nach und nach zwei Gerichte Fleisch. Das eine war eine gefüllte Schöpfenbrust, woran wenigstens so viel Würmer als Fleisch waren; das zweite bestand aus einer Blunze, welche mit stark gesalzenem und gewürztem Blute angefüllt war. Hievon aßen sie auch, worauf man ihnen Artischocken und Käse brachte, und tranken sie dabei zwei bis drei Flaschen Wein aus.

Als inzwischen der Wirth sich wieder sehen ließ, zu sehen, ob ich vergnügt wär, ließ ich die Zeche machen. Auf Vernehmen, daß ich vor meine Person 3. und vor meinem Purschen 2. Julius schuldig wär, zahlte ich solche nebst dem Trinkgelde vor seine Leute.

Unsere Väter wolten auch ihre Rechnung haben, da dann der Wirth 4. Julius vor ieden verlangte. Gott weiß was sie hierüber vor ein Geschrei erregten; sie fragten, warum sie mehr zahlen solten, als ich? Weil es das Recht so erfordert, sagte der Wirth frohlich, dieser Hochwürdige Herr hat à panko gespeiset, ein Gesez vom Fürsten setzet dergleichen Essen auf 3. Julius, und ich trag Bedenken, mehr zu verlangen. Sie aber haben eine Ausnahme gesucht, und nur nach ihrem Eigendünkel zu essen, außerordentliche Gerichte machen lassen, die müssen sie zahlen, wornach er also gleich eine rechte Apothekerrechnung machte, welche noch mehr betrug, als er anfänglich verlangt. Solches verursachte vielen Lärm. Unsere Väter hatten dem Einschlag, den Wirth gerichtlich zu belangen, dieser aber sagte ohne hüzig zu werden, zu einem seiner Knechte, er solte ihnen den Richter zeigen, und zu einem andern, er solte die Felleisen hinten von den Calischen herabbinden.

Alsdann siengen unsere Fuhrleute an sich zu regen, indem sie sagten, daß dieses Gezänke die Reise verzögerte, und daß wir nicht mehr nach Fiorensola  
kom:

men würden. Ich wolte einen Vergleich zwischen der Parthelen stiften worein der Wirth endlich willigte, und sich wie er sagte, mir zu Liebe mit 3 $\frac{1}{2}$ . Julius vor die Person begnügte, die sie zahlen mussten, und worauf das Gesinde erst sein Trinkgeld forderte.

Wir waren in den Caleschen und im Begriffe abzureisen, als der Wirth zu mir trat, und indem er mir ein Glas Wein reichte, sagte, er könnte mich nicht gehen lassen, ohne eines mit mir zu trinken, und während er meinen Purschen und unsern Fuhrleuten einen Trunk geben lies, bezeugte er mir seine Bewunderung, daß ich mit dergleichen Leuten mich gemein gemacht, und rieth mir, ihre wenig Ehre bringende Gesellschaft auf das baldigste zu verlassen.

Man kan leicht denken, daß unsere Reisende nicht zufrieden waren, vornemlich that mein Reisegefährte untröstlich, und warf mir, nachdem er über die Italienischen Wirthe recht losgezogen, vor, daß ich bei der Gelegenheit das Beste der Gesellschaft nicht wahrgenommen, ja wenn ich ihn hätte fort reiden lassen, so wäre wohl der Schluß heraus gekommen, daß ich die 3 halb Jullos ihm wieder geben sollte. Zum Glücke begegneten wir einer Gesellschaft von Edelleuten und Damen, welche vor einem schönen Hause auf dem einem Pistolschuß davon entfernten Wege spazieren giengen. Diese Herren hielten

unsere Galeesen höflich auf, um Neuigkeiten zu erfahren, und sagten uns, wie sie hörten, daß wir Franzosen und Spanier waren, daß wir nicht weiter gehen dürften, bevor wir mit ihnen die Gesundheit des Königs in Frankreich und Spanien getrunken. Wir stiegen ab, und begaben uns ins Schloß, wo man uns eine sehr gute Mahlzeit auftrug, welches nicht wenig half, daß unsere Väter ihr schlechtes und sehr theures Mittagessen vergaßen. Ich erzählte dieser schönen Gesellschaft alles, was mir von Spanien, Frankreich und America bekant war, und ich glaube daß ich, wann ich alleine gewesen wär, einige Tage bei den ehrlichen Lombarden zugebracht hätte. Dieselben gleichen in vielen Dingen den Franzosen, sie sind freimüthig, lieben gut Essen und Trinken, Neuigkeiten, können was rechtes vertragen und haben gute Weine. Die Nachbarn besuchen sich, und leben vertraulich unter einander. Endlich nachdem wir mehr als anderthalb Stunden ausgeruhet, und uns ergötzet hatten, begleiteten sie uns in unsere Galeesen, und wünschten uns eine glückliche Reise.

Diese Begegnis war Ursache, daß es schon zwei Stunden lang Nacht war, als wir nach Florensola kamen, woselbst wir in der Post abstiegen. Unsere Väter setzten sich in den Kopf, daß das eingenommene Essen, ihnen statt des Nachtmals wä-

re, und daß sie mit den Betten so davon kommen würden. Sie thaten so gar einen Versuch, mich zu gleichen Betragen zu bereden, worauf ich ihnen erklärte, daß ich des Wohlstandes wegen, und in der Besorgnis, es möchte mir eben so ergehen, wie es ihnen gehen würde, essen wolte. Sie blieben standhaft, und verlangten Betten. Ich sagte scherzend zum Wirthe, daß diese Vätter krank lägen, und er möchte zu sehen, ob sie nicht einliger Arzeneimittel benöthiget wären. Wo mein Pursch nicht gewesen, der den Wirth den Irthum benahm, und ihm dem Ansehen nach die Krankheit meiner Gesellschaft sagte, würden mir die ganze Facultät dieser kleinen Stadt gesehen haben. Ich aß mit Französischen Officlers, welche aus Piemont kamen, und mir Wunderdinge erzählten, daher ich mich spät zu Ruhe begab. Ich stund auch ziemlich spät auf, und fand unsere Vätter mit dem Wirthe im Streit, welcher, weil er nicht an ihrer Unpässlichkeit Ursach war, verlangte, daß sie das Essen so erzugelichtet, bezahlen müßten, als wenn sie es wirklich eingenommen hätten. Dasmal hütete ich mich an ihren Händeln Theil zu nehmen. Ich frühstückte, zahlte den Wirth, gab den Handelsleuten ihr Trinkgeld, und spazierte in der Stadt herum. Bei meiner Wlderkunft waren die Sachen verglichen. Unsere Vätter hatten vor die Person 2 $\frac{1}{2}$ . Julius  
statt

statt viere gezahlet, die ich zahlen mußte, und wie reiseten in der Absicht ab, zu Placenz zu Mittag zu speisen, alwo unser Orden ein Kloster besizet, und wir folglich umsonst durchgekommen wären; aber das Unglück war nicht müde, uns zu verfolgen. An einer von unsern Kaleschen zerbrach die Achse, und die zwei andern warteten so lange biß die Handwerksleute eines nahen Dorfes kamen, solche zu machen. Dieses nahm viel Zeit weg, und verursachte, daß wir gegen den Mittag noch mehr als 4. Meilen von Placenz entfernet waren. Unsere Fuhrleute entschlossen sich, ihre Pferde auf der nechsten Post zu füttern, und sich nicht in Placenz aufzuhalten. Man mußte solches bewilligen. Aber unsere Väter, die wie die Capuciner ein genaues Verzeichnis von allen Freitischen hatten, wo sie um Gottes Willen essen konten, konten ein Nonnenkloster nicht weit von der Herstrasse von der Post gelegen, und entschlossen sich, dahin zu gehen. Sie wolten mich mit dahin ziehen, und sagten, daß es sich besser schikte gelegenheitlich in die Klöster, als in die Wirchshäuser zu kommen. Ich dankte ihnen vor die gute Nachricht und lies sie gehen. Wir kamen auf der Post an, wo ich einen Französischen Ingenieur fand, der nach Piemont gleng. Wir aßen zu grossem Glücke vor unsere Väter miteinander, denn unsere Fuhrleute wolten, ohne sie zu erwarten, abreisen, und ich konte

konnte sie davon nicht abhalten. Ich ersuchte dem Ingenieur mir zu helfen so er gerne that, daß er seinen zwei wackern und wohl bewehrten Dienern Befehl gab, die Pferdstränge abzuschneiden, und seine beiden Pistolen nahm, mit der Bedrohung, demjenigen vor dem Kopf zu schiessen, welcher am ersten aufsitzen würde. Unsere Fuhrleute baten, daß man ihre Stränge schonen möchte, und erhielten solches unter der Bedingnis, auf unsere Schmaruzer zu warten. Endlich kamen sie erhitzt und über die massen müde herangestiegen, weil sie gefunden, daß dieses Kloster über eine Meile von der Heerstrassen lag. Sie sind alda höflich empfangen worden; ieder bekam zwei harte Eier, Brod, Wein und Käse zum Mittagessen. Sie dankten demjenigen von Herzen, der ihnen die Mühe erspartet, die übrige Reise zu Fuß zu thun. Und da sie drei gute Meilen zu Fuß und in der größten Hitze des Tages gemachet, so sagte ich ihnen, daß der Wein vortreflich wäre, rieth ihnen auch einige Flaschen zu trinken, und sich ein Stück Essen geben zu lassen. Sie folgten zum Theil meinem Rathe, und liesen sich Wein auf die Gasse bringen, weil sie fürchteten, wenn sie den Fuß ins Wirthshaus setzten noch ein Mittagmahl zahlen zu müssen. Ich gestehs, daß es mir nicht entgegen gewesen wäre, eine neue Comödie von ihnen zu sehen.

Wir

Wir reifeten ab, ich setzte mich zu Pferde, um mit meinem Tischgesellschaften schwazzen zu können. Unsere Fuhrleute thaten Wunder; in weniger als einer Stunde, waren wir zu Placenz, einer schönen und großen Stadt, die in einer reizenden und wohl gebauten Gegend ist, gegen Norden den Po, gegen Osten das kleine Flüslein . . . und gegen Westen die Trebia hat. Unsere zwei Spanische Vätter, hatten ein Paket an den P. Prior unsers Klosters, und gaben dem Fuhrmanne so schöne Worte, daß er sie dahin führte. Wir folgten ihnen; vor dem Eintritt in die Stadt, war ich vom Pferd abgestiegen, und hatte von Ingenieur Abschied genommen, welcher weiter gieng, und einen andern Weg nahm. Der Prior lies sehr guten Muscatenwein bringen, wovon wir stehend einen Trunk thaten, und uns wieder in die Caleſche setzten. Alles was ich in diesem Kloster bemerkte, ist, daß man ihm noch das Magazln ansah. Die Mauererelen darinnen waren sehr verdorben. Man hatte einen Theil der Thore und Fenster verbrant, und die Religiosen, welchen diese Unordnungen weh thaten, waren im geringsten nicht wie Mastro Fabricio zu Bononten gesinnet. Wir sahen im Vorbeigehen, auf einem Plaze, die Bildsäulen Alexanders und Ranutii Farnese, Herzogen zu Parma, zu Pferde. Sie sind von Metall, und  
schles

schienen mir schön zu sein, so viel nemlich ein Mensch in einer Ealesche sehen kan, die im starken Trot gehet.

Wir verliesen fast am Stadthore die Römische Strasse, Via Emilia genant, und schlugen uns linker Hand nach den Appeninen, worüber wir auf Genua zu, welches das Ziel meiner verdrüsslichen Reise war, gehen mußten.

Niemals rurschten unsere Ealeschen besser fort, und niemals habe ich noch unsern Fuhrmann und seine Cameraden, aufgeräumter und lustiger gesehen. Ich wunderte mich darüber, denn sie waren die drei größten und gröbsten Schlingel, die man meines Erachtens unter dieser bösen und nichtswürdigen Bruth finden kan. Es war kein Creuz, Hochgerichte, oder Scheideweg, wo unser Fuhrmann nicht stille hielt, uns zu sagen, daß da und da die Franzosen wären geschlagen worden, daß man dort eine große Menge derselben, welche im Stehlen ergriffen worden, gehangen habe. Er hatte eine Liste von allen Widerwärtigkeiten unsers Volkes, die er bei ieder Gelegenheit hersagte. Der Gasconische Keltglos, mit dem ich reisete, erzürnte sich sehr, drohete ihm, und sties Schmähungen aus, die ihm der Fuhrmann mit Wucher wieder gab, und so giengs immer fort. Ich hatte mich entschlossen, nichts zu sagen, und ihm bei Gelegenheit  
eine

eine brüderliche Lehre zu ertheilen: Solche ergab sich bald, und auf eine recht gute Art, ohne daß ich mich darein mischte.

Wir kamen Abends um halb acht Uhr nach Boblo, einem Städtchen an der Gränze von Meisland, und des Genuesfischen Gebietes, nachdem Wir die achtzehn Meilen, die von Placenz hieher sind, mit ausserordentlicher Hurligkeit zurück geleyet hatten. Ich weis nicht so genau, wem diese Stadt gehört, bei unserm Dorfseln aber, war eine Spanische Besatzung darinnen.

Wir wurden gewöhnlicher massen an dem Thore angehalten, und während man uns fragte, wer wir wären, und woher wir kämen, sah ich unsern Fuhrman eiligst von Pferde springen, und aus Selbstkräften davon laufen; im Augenblick aber giengen 5. bis 6. Soldaten auf ihn los, und hatten ihn bald erhaschet. Ein Officier, den wir vor einen vornehmen Mann ansahen, und der auch wirklich der Commendant war, nahete sich höflich zu uns, und fragte, ob wir mit unserm Fuhrmanne zufrieden wären? Ich antwortete nichts, mein Reisegefährte aber lies sich nicht bitten, und erzählte ihm sein Misvergnügen mit allen Umständen. Ich kenne den Menschen, versetzte der Officier, er hat mich von Bononien, vor noch nicht zwei Monaten, nach Placenz geführt, und ich war zehnmal im  
Bes

Begriffe, ihm das Leben zu nehmen. Der Zustand, worinnen wir in diesem Lande sind, hat mich daran verhindert, er hat mich erkant, und deswegen die Flucht genommen. Ich will ihn aber vor sie und vor mich den Lohn geben, und besorgt sein, daß sie zu Vollendung ihrer Reise, einen andern Fuhrmann bekommen. Die Soldaten kamen mit dem Flüchtling zum Vorschein, dem sie die Hände gebunden hatten, und mit starken Stokschlägen begleiteten. So bald er angelanget war, warf er sich dem Officier zu Füßen, und flehete um Gnade. Der Officier sagte ihm ernsthaft, so kennest du mich Spitzbube? Hurtig, sagte er den Soldaten, gebe man ihm hundert Prügel, und morgen, so bald es Tag ist, soll er henken. Dieses Vorspiel des Urtheils wurde sogleich vollzogen, und wie ich zu Borgo San Domino gelernet habe, mich nicht mehr in fremde Händel zu mischen, so lies ich den Commandanten und Fuhrmann die ihrigen ausmachen, ohne mich derselben anzunehmen. Ein Soldat setzte sich auf unsers Fuhrmanns Pferd, und führte uns in die Post. Die Fuhrleute, welche unsere zwei andern Calesche führten, zitterten am ganzen Leibe, und baten uns um Gnade, so bald wir den Fus auf die Erde gesetzt hatten. Sie verdienten sowohl als der Unserige eine ähnliche Strafe, uns aber gezemte es nicht, ihnen solche zu verschaffen.

II. Theil.

Aa

Vor

Vor das mal waren unsere Väter gewüziget, wie asen à pasto und ich denke, sie haben sich an dem Wirthe zu Lobio wegen der unrechtmässigen Forderung anderer rächen wollen, denn sie asen als wenn sie ausgehungert worden wären. Sie hatten des Essens nöthig, es kostete sie darum nicht mehr, und mir hatten keinen Lerm mehr.

Unsere Fuhrleute meldeten uns, daß des andern Tages eine lange Reise und auf einem bösen Wege seyn würde, daher sie sich die Erlaubnis von uns ausbäten, mit anbrechendem Tage abgehen zu dürfen. Ich fragte sie frostig, ob sie nicht vor der Abreise ihren Cameraden sehen wolten. Sie blieben mir die Antwort schuldig, und ich mochte sie nicht mehr betrüben. Ich schafte ihnen, uns zu weken, und versprach wenn sie wolten, abzureisen.

Sie kamen würklich zwischen 2. und 3. Uhr Morgens, worauf wir, besonders aber ich, gleich fertig waren, indem ich in den Kleidern geschlafen. Die Bernhäuter hatten eine ausnehmende Ungedult, von diesem trübseligen Orte weg zu seyn.

Inzwischen ist es dennoch eine Bischöfliche Stadt am Ufer des Trebia nebst einer berühmten Abtei, und lieget beim Anfang des Gebirges in einer kleinen Ebene. Mir sahen davon nur eine ziemlich lange, breite, und gerade auch auf beeden  
 Sels

Selten mit schönen Häusern versehene Strassen.  
Das ist alles was ich davon sagen kan.

Wir reiseten zwischen 3. und 4. Uhr ab, weil uns unsere Spanische Vätter mit einem Chocolate bewirthen wolten. Gott sei ihr Vergelter, dem er war gut.

Von Bobio rechnet man 36. Meilen nach Genua. Ich denke, es sind nicht mehr als dreiszig, und würden noch viel weniger sein, wenn man in gerader Linie zu gehen könnte; man mus sich aber nach den Krümmen der Berge richten, welches den Weg sehr verlängert der aufferdem breit, wohl gepflastert, und mit einer ganz sachten Melge versehen ist.

Um 9. Uhr langten wir auf dem Gebirge in einem Fleken an, wo ohngefehr Halbweg ist. Bis hieher haben wir keine andere als Eichen, Castanten und andere mitternächtliche Bäume gefunden. Die Luft war rauh und vor die Jahrszeit sehr kalt; wir waren in einem andern Elima. So bald wir in dieser Burg waren, stengen wir an, eine sänftere Luft zu fühlen, und sahen das Meer durch eine Lücke zwischen den Gebirgen, welches uns ergötzte.

Ich verlangte zu Mittag zu speisen, und alsobald trug man in einem sehr niedlichen Sale sechs Zeller auf. Diese Vorbereltung erschreckte unsere Vätter, sie sagten daß sie nicht essen und sich mit zwei frischen Eiern begnügen wolten. Der Cä-

merer d. i. der Oberknecht, antwortete, daß sie dergleichen bekommen würden. Endlich brachte man eine große Schüssel Suppen, mit einem Voressen und zwölf frische Eier zwischen zwei Salbeten. Unsere Väter trugen etwas Bedenken, sich wegen der Folgen zu Eische zu setzen. Ich drang desfalls in sie, worauf sie Platz nahmen, und als solches geschehen, rieth ich ihnen brav zu essen, weil sie es weder mehr noch weniger kosten würde, wie ich denn auch selbst, sie anzufressen, ein Ei aß, hierauf über die Suppe, das Voressen, und die folgenden Speisen herfiel. Sie mochten auch sagen was sie wolten, so legte ich ihnen davon vor, sie wolten aber nichts als ihre Eier essen. Der Wirth kam, und fragte, ob ihnen das Essen recht wäre, worauf ich sagte, daß wir sehr zufrieden wären. Endlich giengs ans zahlen, ich verlangte meine Zeche, der Keller sagte mir, ein Mittagessen koste allemal ein Viertelstück, d. i. den vierten Theil eines Genuefischen Thalers, der 13. Julius gilt. Ich zahlte augenblicklich, und die Helfte vor meinen Purschen, nebst dem Trinkgeld in das Haus, wornach ich spazieren gieng. Kaum war ich unten an der Treppe, als ich stark schreien hörte. Unsere Väter wolten nicht mehr als ihre zwei Eier, dann Brod und Wein zahlen. Der Keller behauptete, daß sie Hausmanskost gehabt, und wie ich bezahlen müßten.

Der

Der Wirth kam heraus und unterstützte denselben, wo man sonach auf vieles Vermen mit dem Beutel heraus rücken mußte, und alsdann verlangte der Keller das Frankgeld vors Haus, und führte an, daß ich es auch als ein rechtschaffener Mann gegeben hatte. Unsere Väter waren nicht wohl zu sprechen, und mein Gefährte an allerwenigsten. Er wolte mir Vorwürfe machen, und so viel sagen, ich wär Ursach an ihren bisherigen Verdrüßlichkeiten auf der Reise. Ich versetzte ihm, daß, wenn man es mit der Ungemächlichkeit gleichstellen wolte, die er mir gemacht, er mir noch herausgeben müste, welches ich ihn aber schenke, weil wir uns scheiden wollen.

Gleichwie wir mehr nicht als noch 5. Meilen nach Genua hatten, so legten wir solche in 4. Stunden zurück, und fuhren durch die schöne Vorstadt St. Peter von Arenues, und kamen durch das Thomasthor den 21. Jun. 1706. um 6. Uhr Abends in die Stadt.

Unsere Caleschen Konten uns nur bis zum Ende des Platzes der Anunciata bringen; wir stiegen ab, und nahmen Sackträger, unsere Waren in das Kloster des H. Dominicus zu liefern, wo wir unsere Herberge nehmen wolten.

Ich glaube, es habe unsere Väter gereuet, daß sie nicht geessen, da sie doch konten und solches bezahlet hatten, denn wir wurden rechtmäßig bewirther, und sie hatten dennoch großen Hunger. Im Kloster traf ich einen Französischen Religiosen aus dem Convent in der St. Honorusgasse zu Paris an, welcher seine Sünden zu büßen, es über sich genommen, vor den Herrn Colbert, Erzbischoffen zu Rom, einen musicalischen Priester mit einer hellen Stimme nach Paris zu schaffen, welchen man, damit seine Stimme sich nicht ändern möchte, operiret hatte. Wir entschlossen uns, mit einander zu reisen. Ein Edelmann aus der Graffschaft Avignon, und zwei von unsern Vätern aus der Provence, machten Gesellschaft mit uns, und wir nahmen vor uns sechs eine Felouque, welche uns vor 20. Piaster nach Marseille liefern, und keine andere Reisende aufnehmen, auch nicht länger an den auf dem Wege liegenden Orten stille halten sollte, als wir beliebten.

Den 23. giengen wir ab, und begaben uns nach Gestrü di Ponente, von wannen unsere Schiffeute waren. Das ist ein sehr schlechter Ort, wo wir nicht im Stande waren, den Vorrath zu kriegen, den wir zu Genna angeschaffet und allda unnütze verzehret hatten. Da es schiene, daß ich in der Felouque zu  
 gebies

gebieten hätte, weil ich sie behandelte und zahlen mußte, so machte ich Lerm, und ohngeacht unser Schiffvolk großen Lust hatte zu schlafen, nöthigte ich selbiges abzureisen. Des andern Tages kamen wir zu zwei Französischen Galeren, die nach Marseille zurückkehrten. Ich machte dem Commendanten meine Aufwartung, welcher ein Commenthur von Maltha, und Bruder eines Edelmannes aus Champagne, Namens Dühamel, war, welchen ich genau kante. Der Bekantschaft wegen bewilligte er uns seinen Schutz, ia sogar einige Stunden lang lies er arbeiten, uns an sich anzuschließen. Solchergestalt kamen wir Dnoglio vorbei, welches wegen der Savoischen Corsaren ein gefährlicher Ort ist, indem diese Leute sich den Schiffen von unserer Art furchtbar gemachet, weshalb wir uns bei Anbruch des Tages den 25. gegen Monaco über, ohngefehr eine Meile in offener See, befanden, wo wir nichts mehr zu befahren hatten. Ich stattete dem Commenthur von Bourceville unsern Dank ab, und wir näherten uns dem Lande. Gegen 10. Uhr Morgens stiegen wir zu Nizza ab, wo wir asen, und hernach unsere Vätter besuchten, und alsdann die berühmte Citadelle sahen, die in der Welt so viel Aufsehens gemachet hat. Ich kan mit Wahrheit sagen, daß wir den Platz gesehen, denn es war fast keine Spuhr mehr von einer Citadelle

vorhanden; ja es wären so gar die Grundsteine ausgegraben. Es war nichts mehr da, als ein großer runder Thurm gegen das Meer zu, welcher diesen nemlichen Tag sollte gesprengt werden. Wir sahen ihn, als wir einige Meilen auf der See waren, in der Luft.

Gegen 11. Uhr Nachts kamen wir zu Antibes an. Ein Gesundheitsbedienter verbot uns, so lange ans Land zu treten, bis unsere Gesundheitspässe geprüft worden. Ich ersuchte ihn, zu eilen, damit wir auf dem Lande schlafen könnten. Er schürzte mich sehr grob an, ich aber stieg, wie er etwas ferne war, mit meinem Purschen aus, und mischte mich unter die Bürger welche spazieren giengen, und durch ein Thürlein in die Stadt zurück kehrten, wo keine Wache stand. Daselbst als ich und schlief in einer Schenke, las auch um Glock 6. Uhr in einer benachbarten Kirche Messe, worauf ich in den Hafen kam, allwo ich die Gesundheitsbedienten sehr böse antraf, daß wir ohne ihre Erlaubnis ans Land gegangen, wie denn meine Gefährten mir gefolget, und nur die Schiffsleute in der Felouque geblieben waren. Der Patron entschuldigte sich nach Möglichkeit. Bei meiner Ankunft fragte mich der ansehnlichste iener Herren sehr hitzig, warum? und auf was Art ich in die Stadt gegangen? Ich antwortete durch

durch das Thor, zu essen; Und da er fortfuhr zu drohen, daß er uns würde wieder zu Schiffe setzen, und unsern Streich nicht hingehen lassen, befragte ich unsere Leute, ob sie ihre Pässe von Genua hätten. Sie versetzten, ja; alsobald lies ich meine Gefährten einsetzen, und in die See hinübern, wobei ich zu diesen Herren sprach, Gott behüte sie meine Herren, ich gehe nach Toulon, und will dem Herrn Intendanten ihre gute Wachsamkeit anrühmen.

Wir langten den 27. zu Toulon an. Der Pater  $\approx \approx \approx$  verlies nebst mir die Felouque, und übergab seinen Musicanten unsern zwei Vätern zur Aufsicht, die durch die nemliche Gelegenheit, nebst meinem Purschen der auf meine Sachen Acht haben sollte, nach Marseille giengen. Ich gestehe es, wir waren froh, daß wir diese unvollkommene Art Menschen nicht mehr über'n Hals hatten. Er war ein größerer Phantast als ein Maulthier, und fürchtamer als ein Hase, als Les erschreckte ihn, er weinete wie ein Weib, wenn die Felouque nur etwas mehr als gewöhnlich, wankte, er gerieth in Verzweiflung, und machte zuweilen die spashaftesten Klaglieder von der Welt.

Wir giengen nach St. Pauline dem HErrn zu danken, daß wir von allen diesen unbequemen Thieren

los worden, und nachdem wir drei Tage zu St. Maximin ausgeruhet hatten, reiseten wir nach Marseille, wo ich die Ballen nach Martinique, die ich besorgte, zu Schiffe bringen ließ. Hernach nahmen wir Calische bis nach Avignon, und sodann andere nach Lion, und langten den 30. Heumonats 1706. zu Paris an.

Ende des zweiten Theiles und ersten Bandes.







Ob 1653<sup>d</sup>

(1.2)

1617

ULB Halle

3

002 517 787







Des  
Herrn Baptista Labar  
Dominicanerordens

# Reisen

nach Spanien und Welschland.

Zweiter Theil,

welcher die erste Reise nach Italien  
enthält,

aus dem Französischen übersezt

von

Carl Friederich Erdttsch.



---

Frankfurt und Leipzig,  
bey Adam Jonathan Felckers seel. Erben,  
1759.